

Von deutschen Pionieren wiederhergestellte Eisenbahnbrücke bei Piwlanowice

Der Pionier in Feindesland.

(Vergleichen die Bilder Seite 262 und 263.)

Es hat den Belgiern und Franzosen wenig geholfen, daß sie die Maasbrücken von Bisse an der belgisch-holländischen Grenze bis nach Due und weiter in Französisch-Lothringen hinein geprengt haben, ebensowenig wie den Russen die Vernichtung ihrer Flußübergänge in Polen genügt hat. Der Vorrath unserer Truppen ist dadurch höchstens um Stunden aufgehoben worden. In allen Fällen wurden entweder schnell neue Brücken gebaut, die aus dem eigenen Übergang der schwersten Geschütze erlaubten, oder es wurden, wo dies anging, die geprengten Brücken wieder hergestellt. Das zu beiden Ufern häufige Material, Pontonbrückenbesatzteile oder eiserne Schienen und Träger, wurde gewöhnlich mitgeführt, nicht selten aber auch aus der Umgebung der Baustelle beschafft. Die neu hergestellten Brücken werden je nach der Verschiedenheit des Ufergeländes und des Baumaterials ganz verschieden gebaut und stellen der Feindesgegnung aus und Feindschaft der Erbauer oft das beste Zeugnis aus. Unsere Abbildungen zeigen ebenfalls dafür, auf den einen sehen wir die wieder hergestellte Eisenbahnbrücke von Plovanowice. Der geprengte Pfeiler ist wieder aufgebaut und die Brücke selbst konnte ergänzt, doch sie wieder befahren werden kann. Nicht ganz so leicht wird die Wiederherstellung der auf der zweiten Abbildung sichtbaren geprengten Maasbrücke. Flusses strömte Weiler zwei Brückenende mit heruntergerissen hat. Doch am 1. April haben wir schon unsere Braven geschäftig dabei, auch diese Lücken mit Holz und Eisen auszufüllen. Wir werden demnach noch in einem besonderen Artikel eingehend die Tätigkeit unserer Pioniere behandeln und zeigen, wie sie in diesem Kriege der früher nicht immer richtig bewerteten Truppe Anerkennung und Ehre in hohem Maße eintragen hat.

Ungefähr fünf Wochen nach Ausbruch des Krieges konnte man in den Zeitungen lesen, daß die Kaiserliche Flotte für die Tonne ganz unverhältnismäßig gestiegen seien und daß möglicherweise die italienische Schifffahrt ganz eingestellt werden müsse. Diese Mitteilung machte ein Deutscher, der mit einem italienischen Dampfer aus Argentinien kam und in der Lage war, von einer Reihe durch den Krieg für die argentinischen Deutschen hervorgerufenen Schäden zu berichten. England war so sehr erschüttert worden, bereits vor der Kriegserklärung das deutsche Kabel zu zer schneiden. Sofort trat in Argentinien ein Moratorium ein; sämtliche Banken wurden geschlossen, nirgendwo war mehr Geld auf Kreditbrief zu bekommen. Die Deutschen ließen mit Zahlungsmitteln nach, um sich zu retten. Der deutsche Geschäftsmann nahm die Scheine an. Aber hat man sich das Beispiel für die Gemeinwesen gegeben? Der Geldschein, der tags zuvor noch glatt mit Gold eingestrichelt wird, ist über Nacht wertlos geworden. Man nimmt ihn überhaupt nicht über wenn, nur zu einem Teil des vollen Betrags.

Bezugs.
Krieg und Kapital, das ist ein Kapitel für sich. Ein Unterpapitel davon ist: Kriegskosten. „Was kostet ein Weltkrieg?“ Das ist heute eine der zeitgemähesten Fragen, eine Frage, mit deren Beantwortung sich schon seit einigen Jahren Theoretiker wie Praktiker beschäftigt haben. Man kann darauf natürlich nur mit einem „Ungefähre“ und „Vieltheil“ erwidern, aber auch das ist schon lehrreich und interessant.
Die Kriegskosten der Kriege seit hundert Jahren bedeutend

Man weiß, daß der Krieg seit hundert Jahren bedeutend verwickelter geworden ist, daß die Mittel, mit denen er seine Ziele verfolgt, sehr kostspielig sind, daß er wie alles seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts um das Vielfache teurer geworden ist. Auch der sonst allem militärischen Dingen Fernstehende weiß, wie durch Eisenbahn, Luftschiff, Mine, Funkentelegraphie, um nur einige der neuen Kriegsmittel zu nennen, sich das Gesicht des Krieges ver-

480,3 Millionen. Aber nicht nur das eigene Meer ist zu unterhalten und zu sichern, es kommen die Kriegsgefangenen hinzu. Wie viele und wie häufig ein Verbleibungsgehalt von 60 Pfennig für den Monat gewährt, außerdem 10 Pfennig als Brotgeld. Für diesen Preis muß der Kommandant eines Kriegsgefangenenlagers die Verpflegung liefern. Dreihunderttausend Kriegsgefangene kosten demnach im Tag 210 000 Mark, im Monat 6 300 000 Mark. Zu diesen Ausgaben für Verpflegung und Wohnung kommen, um nur kurz davon zu sprechen, jene für Munition. Ein Torpedoboot kostet 12 000 Mark, ein Schuß aus den 42-cm-Wörfern wird auf 36 000 Mark berechnet. Was aber wird an Munition gebracht! Ein italienischer Seemann, Giorgio Moll, hat den Verbrauch an Munition für die Schlacht bei der Kinkjodange im Russisch-Japanischen Krieg annähernd feststellen können, daß ungefähr dreizehn Millionen Schußpatronen, 736 188 Kartuschen für Gewehre und Mitralleusen, 72 000 Schußpatronen für Belagerungsgeschütze und dazu eine nicht ermittelte Anzahl von Schiffen der Feldgeschütze abgegeben wurden, während die Japaner rund 4 Millionen Kartuschen für Gewehre und Mitralleusen verdrössen und 40 149 Kanonenschiffe abgaben, darunter 3749 Granataten und 36 000 Schrapnells, wozu noch 6100 Geschosse der Schiffsgeschütze kamen.

Ein besonderes Kapitel bildet der Materialschaden, der den Staat an seiner Mehrmacht trifft, wobei besonders wieder Festungen und Flotten in Betracht kommen. Jedes kennt die hohen Summen, die dabei in Frage stehen. Um ein Beispiel aus unseren Tagen zu nehmen, verweisen wir auf unseren Artikel über den Kreuzer „Emden“ (Seite 239). Von den 1000 Tonnellen des Kreuzers, die im Jahre 1901 beladen waren, hat nach dem Sinken des Schiffes 1903 beladen 25 Millionen Mark gelöst, wurde aber letzten Jahr noch mit wenigen Millionen Mark bewertet, da seine Leistungsfähigkeit infolge seines Alters beträchtlich gesunken war. Der Verlust an Materialschaden



Pioniere beim Bau einer durch belgische Soldaten zerstörten Brücke bei Wist.

Hpt. H. Grols, Berlin.



Ein erlebter französischer Infanteriesoldat.
Nach einer Aufnahme vom Kriegsfeld.

zur See ist ein bei weitem größerer als der zu Lande. Torpedos und Minen, ganz zu schweigen von den Verlusten in einer großen Seeschlacht, verursachen viele Millionen in den Meeresgrund. Ein englischer Finanzmann hat ausgerechnet, daß England, wenn es durch irgend einen Zufall seine Flotte einbüßte, für ihren Wiederaufbau mindestens 2000 Millionen Mark ausgeben müßte.

Der englische Finanzmann Crammond nimmt bei einem Gesamtvermögen Englands von 100 Milliarden eine Wertherabnahme durch den Krieg um 10 Prozent an, also um 16 Milliarden.

Dann kommt noch der ungeheure Verlust hinzu, den der Handel tragen muß: Ihn berechnete Crammond auf 2 Milliarden Mark. Ein Weltkrieg von nur einjähriger Dauer würde den Handel um mindestens 10 Milliarden schädigen. Summen, von denen wir uns keine klare Vorstellung mehr machen können, wir, die wir schon von dem Riesenvermögen eines Mannes wie Rockefeller sein Bild mehr zu gewinnen vermögen, und das sind doch nur — 1300 Millionen Mark.

Aber auch die neutralen Staaten werden durch einen Krieg wie den gegenwärtigen in Mitleidenschaft gezogen. So entstehen der Schweiz aus der Mobilisation ihrer Rüstungskosten von rund einer Million täglich.

Toul.

(Hierzu die nebenstehende Skizze.)

Auf der geraden Linie Straßburg—Paris, den großen Eisenbahnstrang zwischen diesen Städten sperrend, liegt die feste Festung Toul auf dem linken Ufer der Mosel an einer Stelle, wo der Fluß nur auf kaum einen halben Tagemarsh an die Maas herantritt, am Rhein-Marne-Ranal. Eine weitere bedeutende Eisenbahnlinie führt von Toul einerseits über Verdun—Scham—Kamur nach Brüssel und Antwerpen, andererseits über Dijon und Lyon nach dem Mittelmeergebiet. Bei der großen Bedeutung der Eisenbahnen für unsere Kriegsführung würde schon die Beherrschung der genannten Linien, besonders aber diejenige der Linien Straßburg—Vercourt—Lunéville—Nancy und Châlons an der Marne—Paris den Wert erklären, den man in Frankreich auf die Behauptung dieses Wlages legt. Toul hat aber weiter noch die militärgeographische Eigentümlichkeit, daß es durch seine Lage den Übergang der Verteidigungs- linie der Mosel zu derjenigen der Maas bildet; denn südlich Toul liegt die Mosel auf französischem Gebiet, während sie nördlich sehr bald deutsch wird und in die Schlagweite von

Meh gerät. Da springt also bei Toul das Landes- verteidigungssystem Frankreichs von der Mosel ab und reicht der Maas die Hand. Die letztere fließt hier fast genau südlich und ist durch eine Reihe von Sperrforts gedeckt, deren nördliches Ende Verdun ist. Diese noch härtere Festung, die also als nördlicher Kopf der Sperrriegellinie Toul—Verdun bezeichnet werden kann, sperrt dann ihrer- seits die Eisenbahn Meh—Verdun—Paris und andere.

Toul, in früheren Zeiten deutsch, ist seit 1648 französisch. Im Jahre 1870 verlor man erst einen Handstreich, der, ohne Belagerungs- oder auch nur Sturmgerät unternommen, mißlang; nachdem man aber am 10. September Belage- rungsgefahr hatte in Tätigkeit treten lassen, ergab sich die Festung am 23. September. Seit- dem wurde sie mit großem Kostenaufwand ver- stärkt und besonders durch einen zweiten Kranz selbständiger Forts zu einem „befestigten Lager“ umgebaut, wie man diese vorbereiteten Rie- schlagfelder zu nennen pflegt.

Im Norden liegt, kaum 2 Kilometer vom Mit- telpunkt der Stadt, das Fort St. Michel, östlich auf 5 Kilometer Fort Gondreville und südlich Fort Villen. Zwischen diesem und der Stadt erst die Redoute Chaudeney und halbwegs zur Stadt Redoute Dommarin. Südlich auf 4 Kilo- meter Fort Tillot und westlich davon Schanze de- mers; südwestlich auf 6 Kilometer Fort Dom- mers; nördlich auf 4,5 Kilometer Fort Gervais. 3 Kilo- meter nördlich von diesem bildet die Batterie Brulon den Anchluss an das 7 Kilometer nordwestlich von Toul schon als Sperrfort geltende Banzerfort Lucen und weiter maasabwärts Jony, Gironville und Vionville.

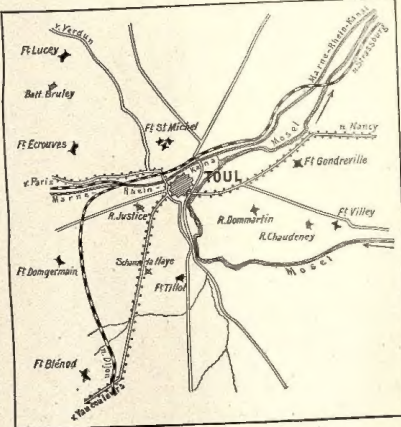
Im Süden, weit gegen Baucouleurs vorgeschoben, liegt auf 8,5 Kilometer Fort Bléneau, östlich von Toul Fort St. Vincent und Frouard. Dieses beherrscht bei Frouard an der Mosel die Gabelung der Eisenbahn südlich nach Nancy und nördlich nach Meh.

Landsturmmanns Abschied.

Wißt ihr den letzten Kuß!
Was wir einander waren,
Wie haben's recht erfahren,
Weil ich nun scheiden muß.
Doch, Mutter, wenn ich geh',
Sollst du nicht dem vergessen.

Sollst es nie andrer fragen,
Dein Weinen tut mir weh,
So denke du daran:
Müß' ich mein armes Leben
Der lieben Heimat geben,
Ist's auch für dich getan.

Ludwig Zehner (im „Einkaufsmann“).



Die Festung Toul mit ihren Forts.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Von Anfang August an waren immer mehr Franzosen über die Grenze nach Belgien-Vorbringen eingedrungen. Wenn wir sie auch in verschiedenen Gefechten zurück- schlagen und bei Mülhausen und Lagarde in größeren Schlachten bedeutende Erfolge errangen, so reichte dies alles nicht hin, um die Reichslande vom Feinde voll- ständig zu säubern. Wir waren damals in der ersten Zeit des Krieges nicht in der Lage, überall genügend starke Besatzungen zurückzulassen, und oft genug kehrte der ge- schlagene Feind wieder zurück, wenn die Deutschen den Rücken gewendet hatten. So ist Mülhausen wiederholt von den Franzosen besetzt gewesen, und wenn ihre Herr- schaft sich auch immer nur auf eine sehr kurze Zeit erstreckte, so genügte diese doch, um die Bevölkerung auf das un- erträglichste zu drangsalieren. Wie sich die Franzosen als Herren eines Ortes benahmen, beweist der nachstehende Maueranschlag, der nach Abzug der Franzosen in einer Stadt des Oberelsasses gefunden wurde:

Bekanntmachung.

Hiermit wird benachrichtigt, daß Patrouillen alle Häuser und Keller der Ortschaft durchsuchen werden.

Im Falle, daß deutsche Bewohnende oder irgendwelche deutsche Soldaten darin verdeckt aufgefunden würden, so würden die Hausbesitzer, die es den französischen Militär- behörden nicht sogleich gemeldet hätten, sofort erschossen werden.

Niedermorschweiler, am 20. August 1914.

Der Kommandierende General.

Bautier.

Diese fortwährenden Plünderungen und Grenzgefechte konnten natürlich nicht das letzte Ziel der deutschen Krieg-

führung sein. Etwas Großes mußte geschehen. Schon um die Mitte August wußte man allgemein, daß eine große Schlacht in Vorbereitung sei, und als die Spannung be- reits aufs höchste gestiegen war, wirkte die amtliche Meldung vom 21. August wie eine Entladung. Sie lautete:

„Unter Führung des Kronprinzen von Bayern haben Truppen aller deutschen Stämme gestern in Schlachten zwischen Meh und den Vogesen einen Sieg errämpft. Der mit starken Kräften in Lothringen vordringende Feind wurde unter schweren Verlusten geworfen. Viele Tausende von Gefangenen und zahlreiche Geschütze sind ihnen ab- genommen worden.“

Der gesamte Erfolg läßt sich noch nicht übersehen, da das Schlachtfeld einen größeren Raum einnimmt, als in den Kämpfen von 1870/71 unsere gesamte Armee in An- spruch nahm. Unsere Truppen, bestehend von unausgaltbarem Drange nach vorwärts, folgten dem Feinde und setzten den Kampf auch heute fort.“

Am 22. August meldete das Wolffsche Telegraphenbüro weiter: „Die von unseren Truppen zwischen Meh und den Vogesen geschlagenen französischen Kräfte sind gestern verfolgt worden. Der Rückzug der Franzosen artet in Flucht aus. Bisher wurden mehr als 10 000 Gefangene gemacht und mindestens 50 Geschütze erobert. Die Stärke der geschlagenen feindlichen Kräfte wurde auf mehr als acht Armeekorps festgestellt.“

Dieser Sieg, den die Deutschen unter Führung des bayrischen Kronprinzen am 20. und 21. August über die Franzosen errangen, bedeutete den vorläufigen Ab- schluß mehrjähriger Kämpfe, die auf einer über 100 Kilo- meter breiten Linie in den Tagen vom 17. bis 20. August stattfanden. Bei Mülhausen zurückgeworfen, versuchten die Franzosen zwischen Meh und den Vogesen, ja sogar



Deutsche Soldaten decken Brot an die arme Bevölkerung Metzels.
Kameraden. Copyright 1914 by Union Textile Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Foto: Vermutliche Gefangenen, Russen.

durch die Vögel hindurch, einen mächtigen Vorstoß mit mindestens acht Armeekorps in der Stärke von über 400.000 Mann. Ihre Aufgabe war, gegen Straßburg unter Umgehung von Weis vorzugehen. Unterstützt wurde sie von kleineren Vorstößen durch das Oberelsaß und über die Vogesenpässe. Drei volle Tage dauerte die Schlacht, die in einer Länge von 50 Kilometer begann. Am Ende des Tages war die Front bis auf 100 Kilometer angewachsen. Das Ergebnis der Schlacht war panikartige Flucht des Kerns der französischen Streitkräfte auf den Festungsgürtel Toul—Epinal, um dort Stützpunkte zu erhalten. Das Abschießen des Rhein-Marne-Kanals bereitete erhebliche Schwierigkeiten, zumal die deutschen Streitkräfte dem Feind bei Tag und Nacht keine Ruhe gaben. Die französischen Soldaten warfen Gewehre, Säbel und Tornister weg, um leichter vorwärts zu kommen. Der Anfang der Schlachtlinie wird durch die Orte Saarburg—Dieuze und Delme bezeichnet, ein Schlachtfeld, das nahezu jeder deutsche Offizier aus den Kriegsspielen kennt und auf dem er sich wie zu Hause bewegt. So konnte Schlag auf Schlag erfolgen. Der von den Franzosen besetzte Donon wurde im Sturm genommen. Eine Drifft nach der anderen fiel in deutsche Hände. Kein Rückzug war mehr, sondern ein topfloses Fliehen, von dem die französische Armee ergriffen wurde. Vor Toul schon kam man von unterirdischen Stille hören, welche französischen Truppenteile in das Oberelsaß einbrechen würden und wie lange man sie dort lassen werde. Es ist genau auf den Tag und Mann so gekommen, nur ist der Erfolg der deutschen Waffen noch größer, als man ihn in Rechnung gestellt hatte. Die deutschen Soldaten haben sich noch waderer gehalten, als man annehmen konnte.

Die Bedeutung der Lothringer Schlacht wird besonders durch eine Ausrufung des Generalfeldmarschalls von der Goltz beleuchtet. Diese Ausrufung ist im so bedeutungsvollen, als sie gleich nach der Schlacht erfolgte, die darin enthaltenen Schlussfolgerungen und Voraussetzungen aber später vollständig eingetroffen sind. Sie lautet:

„Die einklinkenden Kämpfe an der Ost- und Westgrenze haben die Überlegenheit unserer Truppen an inneren Werten bewiesen. Die große Lothringer Schlacht fügt den Beweis hinzu, daß wir auch im Gebrauch der Waffen und in ihrer Führung überlegen sind.“

Jetzt kam gerade dieser Sieg uns allen in der Heimat überaus lebhaft; denn unsere Wälder waren auf Ramur gerichtet. Die große französische Offensive nach Lothringen schon in diesen ersten Kriegstagen war unerwartet. Als Frankreich in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann, seine Ostgrenze durch einen Festungsgürtel zu schützen, geschah es zu Zwecken der reinen Verteidigung. In der harten besetzten Linie sollte Deutschlands Ungestüm sich verbieten. Allmählich fiel das Selbstgefühl der 1870 und 1871 besiegten Armee mehr und mehr. Sie sah den Angriff wieder ins Auge; seit Jahren schon hat dieser Gedanke die Oberhand gewonnen. Die großen Fortschritte der französischen Flieger sollten die Ausführung besonders fördern; die Wiederherstellung des dritten Jahrganges unter die Fahnen die hinreichend starken und stets schlagfertigen Mittel dazu bereitstellen.

Auf kräftige Gegenangriffe der Franzosen wurde bei uns also geredet. Allein manche Vorteile der festen Grenzlinie leuchten doch zu sehr ein, als daß man von Hause aus auf ihre Vernichtung verzichtete. Deshalb neigte man bei uns dazu, den Angriff aus denselben heraus auf einen etwas späteren Zeitpunkt zu verschieben, wo wir zum mindesten schon mit einem Teil unserer Kräfte vor den französischen Werken gebunden waren.

Ein besonderer Grund muß das frühe Herausstreiten veranlassen, vielleicht erzwingen haben. Einwilligen läßt er sich freilich nur aus der Betrachtung der allgemeinen Lage vermuten.

Es steigt die Vermutung auf, daß der frühzeitige Einbruch in Lothringen mit starken Kräften im Interesse des linken, in dem französisch-belgischen Grenzgebiet kämpfenden Flügels geschah. Dies läßt den Rückschluß zu, daß es auch dort für die Franzosen nicht günstig stand, und es dümmert für uns die Hoffnung, bald auch von daher gute Nachricht zu erhalten.

Der französische Vorstoß nach Lothringen ist unter großen Verlusten gescheitert. Das geschlagene Heer wird

der hinter ihm liegenden befestigten Grenzstellung bei Lunéville und Nancy zufließen. Es ist nach der Wiederlage imstande ist, diese noch hinreichend stark zu verteidigen, erscheint zweifelhaft, wenn, wie die Nachrichten angeben, der Sieger auf dem Feinde folgt. Im Toul und neuer Angriffslust wird es dieser nicht fehlen lassen.

Die erste schämige Erfahrung mit dem Gegenangriff kam bei den Franzosen nicht ohne allgemeine Nachwirkung. Abgesehen davon, daß die Besiegten zunächst nichts weiter für die Entlastung des anderen Flügels zu tun vermögen, wird sie auch lähmend auf die gesamte, bis jetzt sicherlich aktiv gedachte Verteidigung im allgemeinen wirken.

So war es denn tatsächlich ein erster großer und folgenreicher Sieg, den unter tapferen Heer erfocht, und er ist von doppeltem Werte, weil er dem feindlichen unserer Gegner abgerungen wurde.

Es läßt sich denken, daß die Siegesbotschaft von der Schlacht bei Weis im ganzen Deutschen Reich und im deutschfreundlichen Auslande lauten Jubel hervorrief.

Der Kaiser gedachte der tapferen Sieger in Lothringen in folgender Ansprache vor den versammelten Truppen im Hauptquartier:

„Kameraden! Ich habe Sie versammelt lassen, damit wir uns gemeinsam des Sieges freuen, den unsere tapferen Kameraden in Lothringen errungen haben. Deutsche Truppen aller Stämme haben in tapferem Ringen mit Opferfreudigkeit, Mut und unerlöschlicher Tapferkeit den Feind siegreich zurückgeschlagen unter Führung des bayerischen Königs. Unsere Truppen waren vertreten in allen Jahrgängen, aktive Soldaten, Reserve und Landwehr. Sie alle zeigten den höchsten Schmutz, dieselbe Tapferkeit, das gleiche Gottvertrauen und rücksichtslose Draufgehen. Dafür haben wir vor allem unseren Dank zu richten an Gott, den Allerschöpfer. Ich gebe Sie in Ehre der Gefallenen, die ihr Herzblut verspritzt haben, wie wir es nachmachen wollen. Sie haben es getan in unerlöschlichem Gottvertrauen. Noch viele blutige Kämpfe stehen uns bevor. Wir wollen dem Feind gründlich ans Leber. Wir kämpfen für eine gute und gerechte Sache. Wir wollen und wir müssen siegen. Unseren tapferen Kameraden, die uns vorangegangen sind zum Siege, ein dreifaches Hurra!“

Der große Führer, der uns diesen herrlichen Sieg errungen hat und der uns bereit auf 195 Truppen gestellt, haben wir bereits auf dem Feinde geschaut. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß der bayerische Kronprinz mit einem Heere, das aus allen deutschen Stämmen bestand, den Feind geschlagen hat.

Als ältester Sohn des Prinzen Ludwig von Bayern und dessen Gemahlin Maria Theresia wurde Kronprinz Rupprecht am 18. Mai 1869 in München geboren. Schon mit siebzehn Jahren, am 8. August 1886, wurde er zum Offizier des Infanterie-Regiments ernannt. Im Jahre 1893 wurde er Vizeleutnant im 1. schweren Reiterregiment, welches Kommando er dann mit dem eines Kompaniechefs im Infanterie-Regiment vertrat. Im Jahre 1899 wurde er Oberst und Kommandeur des 2. Infanterie-Regiments Kronprinz und 1900 Generalmajor und Kommandeur der 7. Infanteriebrigade. Im selben Jahre vermählte er sich mit Marie Gabriele, Herzogin in Bayern, einer Tochter des Herzogs Karl Theodor, die ihrem Gatten drei Söhne schenkte.

Seit drei Jahren ist Kronprinz Rupprecht mit seiner Gemahlin und seinem Bruder Georg eine längere Reise, die ihn nach Indien, Japan, China und den Vereinigten Staaten führte. Nach seiner Rückkehr wurde er Generalleutnant, 1904 Kommandeur der 1. Division in München. Im selben Jahre erhielt er in München ein umfangreiches Werk aus der Feder des Kronprinzen: „Reiseimpressionen aus Ostasien“. 1906 wurde Kronprinz Rupprecht zum Kommandierenden General des 1. Armeekorps und in dieser Stellung zum General der Infanterie ernannt.

Er steht à la suite des bayerischen Infanterie-Regiments, bei dem er seine erste militärische Ausbildung erhalten hatte, ferner des preussischen Leibregiments Großer Kurfürst Nr. 1 und des 2. Gebirgsbataillons. Als Sohn einer österreichischen Erbprinzessin machte ihn Kaiser Franz Joseph auch zum Obersthofmeister des österreichisch-ungarischen Infanterie-Regiments Nr. 43. Bei Ausbruch des Krieges war er als Generaloberst Inspekteur der 4. Armeekorps in München.

Der König von Bayern zeichnete den Kronprinzen durch das Großkreuz des militärischen Max-Joseph-Ordens aus, das er ihm durch den Kriegsminister mit einem eigenhändigen Handschreiben überreichte, und der Kaiser verlieh ihm am 23. August das Eisene Kreuz erster und zweiter Klasse.

Zahllos und ergreifend sind die Einzelbilder aus dieser großen Schlacht. Auf Seite 40 haben wir bereits die Einbrüche eines Offiziers wiedergegeben. Hier sei noch der Darstellung einer Krankenpflegerin Raum gegönnt, die das Glück hatte, den Deutschen Kaiser auf dem Schlachtfeld zu sehen. Sie schreibt:

„Es raucht noch von Blut und Pulverdampf — das Schlachtfeld um Weis. Wunden und Pferdeleiber, zerstörte Geschütze, aufgewühlte, umhergeschleuderte Erde und Rasenstücke, überall Ausrichtungsgegenstände — ein einziges, furchtbares Totenwunder.“

Geföhn und schwache Hilfsglocken klingen über die Ebene, und schon — kaum daß das Erschütterung wie die

ihm hockenden Franzosen am Arm, dessen Weinstelzer Generalstreifen zieren und deutlich hört man ihn sagen: „Auf! auf!“ Die Hände des Gefangenen sind mit einem Lederstreifen zusammengebunden. So mit der linken des Franzosen Arm padeht, mit der rechten frampfhaft einen zerlöschenen Fahnenstiel mit der Tricolore vor sich haltend, steht der Verwundete stamm vor seinem Kaiser. „Du hast gute Beute gemacht, mein Junge! Wie heißt du?“ „Emil Richter, Majestät“, kommt die etwas zitternde Antwort. Der Kaiser reißt ihm die Hand mit festem Druck, dann wendet er sich zu seiner Begleitung und bittet, Hilfe zu holen, der Mann sei ohnmächtig schwer verletzt.

Ein Adjutant sprengt davon — und schon ist der Bräde in die zitternden Knie gesunken, eben neigt sich der Oberkörper, und mit dem Gesicht auf der erbeuteten Fahne liegt er regungslos. Der gefangene französische Offizier starrt vor sich hin. Ein Automobil jagt heran, ein Arzt und sein Gehilfe springen heraus. Man hebt den Bewußtlosen hinein, setzt den Franzosen zum Chauffeur, der



Rast in Straßengraben. Oben auf der Straße: Die Feldsche in Tätigkeit.

Wiel. Wiedner, Wien.

wilde Jagd hinter dem fliehenden Feinde daherkümt — lauten Gestalten auf, erst vereinzelt, dann mehr und mehr: Kinder der Barmherzigkeit sind es, die rote Kreuzbänder um den Arm. Tragbahnen und Automobile nähern sich, man beginnt die Verwundeten zu sammeln, die Toten zu bahren.

Die Sonne, die über Tags so heiß gebrannt, geht mit bläulichem leichten Leuchten im Westen hin. Die Augen, als ob die letzten Strahlen der Sonne ihn geblendet hätten — noch will kein Siegesjubel aufkommen, noch bluten die Wunden zu frisch.

Doch da — halt! Am Wegesande erhebt sich mühsam ein Verwundeter, blutig Gesicht und Hals. Die Uniform beschmutzt — mit der Hand zückt er einen neben

Kaiser legt grüßend die Finger an den Helm — dann ist er in einer Staubwolke mit seinem Stabe verschwunden.“ Eine weitere Folge der Lothringer Schlacht vom 21. August war die nachfolgende Siegesmeldung:

Berlin, 23. August. (M. T. B.) Die Truppen, die unter der Führung des Kronprinzen von Bayern in Lothringen siegten, haben die Linie Lunéville—Blamont—Gren überschritten. Das XXI. Armeekorps zog heute in Lunéville ein. Die Verfolgung beginnt reiche Früchte zu tragen. Außer zahlreichen Gefangenen und Feldgeschützen hat der an und in den Bogen vorgehende linke Flügel bereits 150 Geschütze erbeutet.

Unsere Fortschritte auf dem westlichen Kriegsschauplatz enthalten immer neue Bilder von Tapferkeit, heldenhaftem Vorstürmen auf den Feind und nachdrücklicher Ausnützung des Sieges durch Verfolgung des geschlagenen Feindes. Die siegreiche Armee des Kronprinzen von Bayern hatte die Linie Lunéville—Blamont—Gren bereits überschritten, das XXI. Armeekorps war in Lunéville eingedrungen, wo man unseren Offizieren vom 2. IV. feierlich zu übermitteln ließ.

Gleichfalls vom 23. August wurde amtlich weiter gemeldet:



Wachposten am Abhang des Donon.



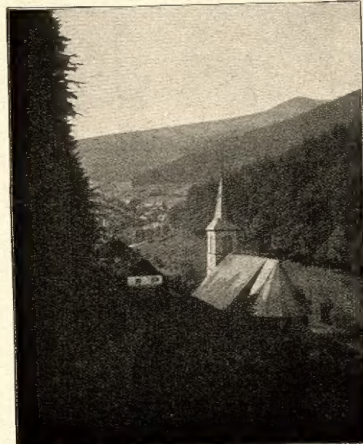
Patrouille im Klein-Auto auf dem Donon.

„Die zu beiden Seiten von Neufchâteau vorgehende Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg schlug heute eine über den Semots vorgeführte französische Armee vollständig und befindet sich auf der Verfolgung. Zahlreiche Gefühle, Feldzeichen, Gefangene, darunter mehrere Generale, sind in ihre Hände gefallen. Westlich der Maas gehen unsere Truppen gegen Maubeuge vor. Eine vor ihrer Front auftretende englische Kavalleriebrigade ist geschlagen.“

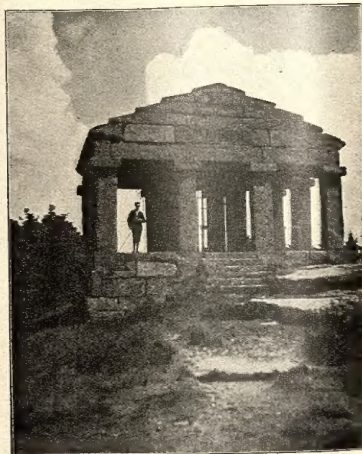
Generalquartiermeister v. Stein.
So wurden uns im Siegeslaufe unserer Truppen allmählich die Führer genannt, deren Namen lange als Ge-

heimnis geschützt worden waren. Der Name des Generals v. Emmich, des Eroberers von Lüttich, war der erste, dann kam der Kronprinz Rupprecht von Bayern und nun Herzog Albrecht von Württemberg (s. h. e. Bild Seite 274).

Dieser wurde am 23. Dezember 1865 geboren und im Jahre 1883 in die württembergische Armee eingestellt. Den aktiven Heeresdienst begann er im Jahre 1885 während der großen Herbstübungen vor Kaiser Wilhelm I. und König Karl. Ursprünglich Kavallerist, wurde der Herzog vorübergehend auch zur Artillerie kommandiert. Bei der Infanterie fand er mehrere Jahre in den Stellungen eines Kompaniechefs und eines Bataillons- und Regiments-



Grandfontaine bei Schirmeck mit Gipfel des Donon im Hintergrund.



Der Tempel auf dem Gipfel des Donon.



Kampf am den Donon.

Nach einer Originalzeichnung von H. Bode.

kommandierte. Er ist der erste württembergische Offizier, der vom Major unmittelbar zum Oberst befördert wurde. 1898 wurde er als Kommandeur einer Gardetabatterie in Potsdam nach Preußen kommandiert und verblieb dort bis zum Jahre 1901, um dann an die Spitze der Stuttgarter Division zu treten. Von dort wurde er als Kommandierender General des XI. Armeekorps nach Kassel berufen, später in gleicher Eigenschaft an das XI. Armeekorps nach Stuttgart. Im März 1913 wurde er zum Generalinspekteur der 6. Armeeinspektion ernannt. Am 24. August richtete der Kaiser an den König von Württemberg folgendes Telegramm:

„Mit Gottes gnädiger Hilfe erfodert Albrecht mit seiner herrlichen Armee einen glänzenden Sieg. Du wirst mit mir den Almächtigen danken und auf den Sieger stolz sein. Ich verleihe Albrecht soeben das Eiserne Kreuz erster Klasse. Ich verleihe weiter unsere Waffen und unsere gute Sache.“ (gez.) Wilhelm.

Aber auch der deutsche Kronprinz blieb nicht zurück, und bald leuchtete sein Name unter den glorreichen Führern auf den Schlachtfeldern des Westens. Nordlich Metz hatte er am 22. August mit seiner Armee zu beiden Seiten von Longwy vorgehend den gegenüberliegenden Feind siegreich zurückgeworfen. Dies war die Feuerpause unseres zukünftigen Herrschers.

Die Freude über die letzten großen Siege an der Westgrenze teilte in vollem Maße auch unser großer Bundesgenosse Kaiser Franz Joseph, der an den Deutschen Kaiser am 24. August folgende Depesche sandte:

„Sieg auf Sieg! Gott ist mit Euch und wird es auch mit uns sein! Allerhöchste beglückwünsche ich Dich, teurer Freund, die jugendlichen Selben, Deinen lieben Sohn, den Kronprinzen, sowie Kronprinz Rupprecht von Bayern und das unvergleichlich tapfere deutsche Heer. Worte fehlen, und das unvergleichlich tapfere deutsche Heer. Worte fehlen, und das unvergleichlich tapfere deutsche Heer. Worte fehlen, und das unvergleichlich tapfere deutsche Heer.“

Die Schlachtfelder, auf denen der deutsche Kronprinz die Feuerpause empfing, bilden ein großes Landgebiet, das durch die Orte Diedenhofen, Longwy, Montmédun und Verdun bezeichnet und durch den tiefen Einschnitt der Chiers in einen nördlichen und südlichen Teil zerlegt wird. Am 22. August rückte der deutsche Kronprinz mit seiner Armee beiderseits Longwy vor, das den Vormarsch nicht aufhalten konnte, während die französische Armee aus der Richtung der durch die beiden Festungen Verdun und Montmédun gebildeten Linie im Anmarsche war. In der ungefähren Linie Vioncourt—Audun-le-Roman kam es zum Zusammenstoß. Diese Linie liegt vorwärts des von uns damals eingeschlossenen Longwy, das bereits von Nordwesten unter Feuer genommen war. Unsere Armee war an diesem ersten Schlachttage siegreich und warf den rechten Flügel der Franzosen hinter den Crusnesabschnitt zurück, während sie den linken französischen Flügel auf die Höhen in der Gegend von Longuyon abdrängte. In dieser Stellung standen die Franzosen am 23. August, als sie von uns erneut angegriffen und über die Linie Vioncourt—Bellancourt—Beuville—Mersey-le-bas-Landres unter schweren Verlusten auf ihrer ganzen Front geworfen wurden. Währenddessen liefen auf ihrer linken Flanke der Franzosen hinter dem am 24. August der linke Flügel der Franzosen stand leifete, Chiersabschnitt Longuyon—Montmédun—Audun starke Kräfte gegen den linken Flügel der deutschen Armee vor. Dieser Vorstoß wurde durch das Vorgehen von Kräften aus Metz des Kronprinzen und das Vorgehen von Kräften aus Metz erfolgreich zum Stehen gebracht. Der deutsche Angriff erfolgte zum Vorgehen der ganzen Linie vorwärts, so daß an diesem Tage die ganze französische Armee hinter den Dübaisabschnitt geworfen und von hier am 25. August durch erneuten Angriff bis hinter die Maas, nördlich Verdun genötigt wurde. Die östlich vorwärts der Maas und nördlich Verdun von den Franzosen vorbereiteten Stellungen hinter dem Loison, der Theimte und der Côte konnten die Franzosen nicht mehr besetzen. Damit war das große Ringen an dieser Stelle entschieden. Die Franzosen zogen sich, wie durch unsere Flieger festgestellt wurde, in aufgelösten Haufen hinter die Maas zurück. Unsere Armee übernahm, unaufhaltsam in der Verfolgung vorzudringen, die Maas.

Die Festung Longwy wurde schon mehrfach von preussisch-

deutscher Seite erobert; zuletzt im Januar 1871. Die Festung liegt nahe der belgischen Grenze im französischen Departement Meurthe-et-Moselle. Ist Knotenpunkt der französischen Eisenbahn und hat etwa 8000 Einwohner. Nach französischer Befestigung durch die deutsche Artillerie war nur noch eines der französischen Geschütze gebrauchsfähig. Die vorher von der Zivilbevölkerung geräumte Stadt Longwy-Gaut ist im buchstäblichen Sinne in Trümmern gesunken worden. Dabei waren noch nicht einmal unsere schwersten Kanonen tätig. Die Befestigung der Festung kam den Franzosen vollkommen überauschend. Über schon der erste Schuß war ein voller Treffer und tötete einen Offizier und zehn Mann. Dann ging es Schlag auf Schlag. Einzelne Granaten durchschlugen drei Stodwerke der Kaserne. Als die Deutschen auf Sturmstellung herangekommen waren und der französische Kommandant, Oberstleutnant Darche, nur noch ein brauchbares Geschütz hatte, übergab er die Festung mit 3700 Mann, worüber wir des näheren bereits auf Seite 177 berichteten. Kronprinz Wilhelm ehrte das echt soldatische und heldenmütige Verhalten des Kommandanten dadurch, daß er ihm den Degen beilegte. Unsere Artilleriebefestigung befand sich bei der Befestigung ungefähr 8 Kilometer nordwestlich von Longwy hinter dem Wald. Als die Zitatelle von Longwy besichtigt wurde, fand man mollenhaft Infanteriegeschosse mit abgefeilter Spitze und Dumdumpatronen. Dort fiel den Deutschen auch eine Maschine in die Hände, mit der Dumdumgeschosse hergestellt wurden. Nach diesem Fund gab der Kronprinz den Befehl, daß der Degen, der dem Kommandanten ehrenhalber beiliegen worden war, ihm wieder abgenommen werden sollte. Etwa zwanzig Gefangene, die nur aus alten Männern und halbwegsigen Büschen bestanden, wurden abgeführt, weil sie verwundete in unerhörter Weise verstümmelt hatten. Für das französische Volk ist es eine Schmach, in dieser der Zivilisation hochpreisenden Weise den Krieg zu führen. In Südwestafrika sind schlimmeren Ausschüßungen der Herero und Sottentanten keine schlimmeren Schenlichkeiten verübt worden, als in diesem Kriege von Angehörigen der „grande nation“, die sich stets mit ihrer Kultur brühten.

Selbstverständlich haben sich unsere braven Truppen nach der Eroberung von Lüttich und der Befestigung von Brüssel nicht auf ihren Lorbeeren ausruhen, sondern es wurde sofort ein neues Ziel in Angriff genommen, die Festung Namur, die außer Antwerpen noch den einzigen besetzten Platz in Belgien bildete. Namur liegt von Lüttich und von Brüssel etwa 50 Kilometer, von Aubeuge etwa 22 und von Paris rund 250 Kilometer entfernt und ist wie Lüttich von Außenforts umgeben.

Am 23. August erfuhren wir, daß Namur bereits seit dem 21. beschossen wurde. Fester schloß sich die eiserne Umklammerung, mit der der Feind nach dem Plane unseres Generalstabes im Westen gefaßt werden sollte. Während eine unserer Armeen die belgische Hauptstadt über Brüssel nach Antwerpen drängte, versuchte der andere große Teil unserer in Belgien stehenden Truppen den Einmarsch nach Frankreich von Norden her zu erzwingen.

Aber die Einnahme der Forts wurde folgendes berichtet:

„Gleich nach Beginn der Beschießung (21. August) richtete unsere Artillerie ihre Angriffe auf Fort ... Aus dem Fort fielen nur wenige Schüsse. Die Einschüßung der Artillerie war so vorüber, daß kein Schuß fehlging. Sobald unser Feuer einsetzte, verstuimmten die feindlichen Geschütze, und es fiel kein Schuß mehr. In diesem Tage wurden nur wenige Schüsse auf das Fort abgegeben, die lediglich den Zweck des Einschüßens hatten. In der Nacht von Freitag auf Samstag versuchte die Belagerung des Forts einen Ausfall, der aber mißlang. Deutsche Patrouillen gingen bis dicht vor das Fort, das durch Laufgräben, Minen und Stachelstrauch stark besetzt war. Sonntag, den 23. August, in aller Frühe begann die deutsche Artillerie das Fort zu beschießen. Am Nachmittag gingen die Truppen im Sturmangriff vor. Als die Deutschen etwa 150 Meter vor dem Fort feste Stellung genommen hatten, wurde dort die weiße Fahne gehißt. Ein Teil der Belagerung suchte zu entfliehen, wurde aber von unseren Truppen unter Feuer genommen, worauf er sich ergab. Neun schwere



Feldküche.

Fot. Altpeter G. m. b. H., Wien.



Feldmehlgerei.

Fot. Altpeter G. m. b. H., Wien.



Kassation an der russischen Grenze.

Fot. Altpeter G. m. b. H., Wien.

Aus dem Raneeleben der österreichisch-ungarischen Truppen.

Gefühle, einige leichtere und die ganze Munition, sowie die sonstigen Waffen fielen den Deutschen in die Hände.“
Auf ganz eigentümliche Weise eroberten wir das Fort Malonne. Es fiel durch einen Handstreich des Leutnants von der Linde am 24. August in unsere Hände. Wir lassen diesen selbst erzählen:

„Ich mußte auf 500 Meter Entfernung auf unbedecktem Gelände auf das Fort losgehen. Überall harrten mit Schießharten entgegen, aus denen es jede Sekunde losknallen konnte, und wenn das nicht, so konnte ich auf eine

stark besetzte Fort. Ich ließ jeden einzeln vortreten. Wir unterzogen sie. Die Waffen mußten sie im Fort lassen. Meine vier Leute hatten das Gewehr im Anschlag. Der Kommandant übergab mir seinen Säbel. Dann ließ ich die Belgier in eine Ecke treten, damit sie nicht sehen konnten, wer heran käme. Neben dem Kommandanten nahm ich 5 Offiziere und 20 Mann gefangen; die übrigen 400 waren schon geflohen. Ich ließ nun meinen Zug nachkommen. Die Geflüchten der belgischen Offiziere hättet Ihr sehen sollen, als sie nachher unsere geringe Anzahl sahen. Ich



Durchziehende Infanterie vor Druze am Bergviller Lechans.

Witt. H. Rupp, Saarbrücken.

der vielen Minen, die ringsherum lagen, treten. Von allen Offizieren, die sich freiwillig dazu gemeldet hatten, wurde ich ausgewählt. Ich nahm von meinem Zug nur vier Mann mit, und im Gänsemarsch näherten wir uns dem Fort. Geran konnte ich selbst nicht, weil die Brücke über den großen Wassergraben zurückgezogen war. Als der Kommandant uns bemerkte, rief ich ihn an und redete ihm vor, daß ein ganzes Regiment und Artillerie draußen im Walde stehe und das Feuer sofort eröffnet würde, wenn noch eine Minute mit der Übergabe gewartet würde. Der Kommandant ließ die Brücke herunter, und wir betraten das

holte die belgische Flagge herunter, und meine Leute verfertigten aus einer belgischen Hölle, einem Hemd und einer französischen Leinwand eine deutsche Fahne und hielten sie. Vorher hatten wir den Weinsteller geöffnet und ließen beim Aufziehen der Fahne ein paar Setzflaschen knallen. Bis zur Ablösung mußte ich das Fort, das gänzlich unbesetzt war, besetzt halten. Ich erbeutete vier schwere 21-cm-Kanonen und eine Anzahl kleinerer Kanonen, über 100 Gewehre und Pistolen, 500 Granaten und mehrere tausend Gewehrpatronen.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Muffon, Baranzy, Signeuil.

(S. 272 das Bild Seite 273 und die Begeisterung Seite 274.)

Am 22. August — es mag vier Uhr morgens gewesen sein — erhielten wir in unseren Vorpostenstellungen den Befehl: Regiment Kaiser Friedrich (7. Bataillon) Nr. 125 sammelt sich in Radecourt, wo unsere Kompanie um sechs Uhr morgens anlangte.

Unsere Stimmung war nicht gerade die beste. Wie oft hatten wir uns in letzter Zeit als freiwillige Patrouillen, als Feldwache, Vorpostenkompanie gemeldet! Alle Mühe war bisher noch umsonst gewesen. Keine Rothfelle hatten wir auch nur zu Gesicht bekommen.

Doch wie leuchteten unsere Augen auf, als wir nun erfuhren: „Feindliche Kolonne hat gestern von St. Ward kommend Latour erreicht. Der Gegner wird angegriffen, wo man ihn findet.“ Obwohl wir einen beschwerlichen Nachmarsch mit nur zwei Stunden Nachtruhe hinter uns hatten, waren Hunger und Müdigkeit wie weggeblasen.

Doch dampften die Wälder und Täler. Nebelmassen lagen wie dicke Schleier über den Hügeln. Möglichst geräuschlos zogen wir querselbst. Die Bataillone waren entfaltet. Erst wurden unsere Gedanken. Doch wir waren voll Siegeszuversicht. Alles drängte neugierig auf den Feind vorwärts. Langsam senkten sich die Nebel. Aus der Richtung, aus der unsere Kolonnen heranmarschier-



Leutnant Mayer von den reitenden Jägern fällt als erster deutscher Offizier auf seinem Patrouillenritt in den Felsen.
Nach einer Originalzeichnung von Hans Enderwald.



Nach der Schlacht von Dienze-Saarburg.

Auf der Höhe das Dorf Oberstingel. Dahinter die bayerische Artillerie-Stellung, von wo aus die Saarmühle an dem von den Franzosen besetzten Walde in Brand geschossen wurde.

Phot. H. Rupp, Saarbrücken.



Nach der Schlacht von Dienze-Saarburg.

Auf der Höhe von Oberstingel auf die Waldungen in der Richtung Dienze. Diese waren weithin von Franzosen besetzt. Die Höhen - Saarburg-Hängen - hielten bayerische Infanterie und Artillerie, die nach dem Gefecht hierher vordrangen. Im Vordergrund eine deutsche Artillerie-Stellung, markiert durch Wasserleitungsrohre.

Phot. H. Rupp, Saarbrücken.



Georg Albrecht von Württemberg und General v. Schenk während eines Gefechtes.

ten, war am blaugrauen Morgenhimmel eine feuerrote Wolke zu sehen. „Das ist das Tor nach Balhall!“ sagte einer. — An der Straße Salangy-Musson hielten wir vorläufig als Dedung der Maschinengewehrkompanie. Nicht vor uns lag Musson, fast versteckt in farnbestandenen Hügeln. Unser Regiment rüdte über die links sich anstieigende Höhe vor. Schnellich lauteten wir dem ununterbrochenen Scharen Knattern des Gewehrfeuers vor uns. Von dort kam plötzlich ein Radfahrer mit Meldung: „In Musson Granatireurs, das Dorf ist zu fäubern.“

Leutnant der Reserve Toft (gefallen bei Somme) mit einigen Gruppen stürmt hinein. Aus allen Häusern knattern Schüsse auf die kleine Schar. Sie bitten um Verstärkung. Leutnant der Reserve Holz (gefallen bei Longuyon) und Leutnant Boleg (gefallen bei Preh) eilen mit einem Zuge zu Hilfe.

Wir Jurüdsbleibenden können es nicht fassen. Bisher waren die Belgier stets freundlich gewesen. Der Gedante, auf Zivilbevölkerung schießen zu müssen, widerstrebte uns allen. Da brachten zwei Musteliere auch schon einen alten Bauern mit weißem Haar. Er hatte mit seiner Frau auf unsere Offiziere aus der Tür herausgeschossen. Man hatte seinen Bau gestürt, wobei sein Weib einen Kopfschuß erhielt. Ihn selbst sog man aus seinem Versteck hinter dem Laubstisch. Wir sollten ihn richten. Sein Weib brante lichterloh. Bedauernswert, verkehrter Alter! Mit der Waffe hatte er sein Leben verteidigen wollen, und hatte es doch gar nicht nötig gehabt. Man wurde die vorgefundene Waffe die Ursache seines Todes.

Der Rest unserer Kompanie rüdte links hinauf auf die Höhe. Unter tapferer Hauptmann Freiliger von Hügel (verwundet bei Preh) weit voraus. Zu unseren Füßen lag die Kirche mit Kirchturm. Eine herrliche Aussicht über die Ader und Felder bis zum Kirchturm von Baranzny im

Hintergrund tat sich uns auf, trotz des trüben Wetters.

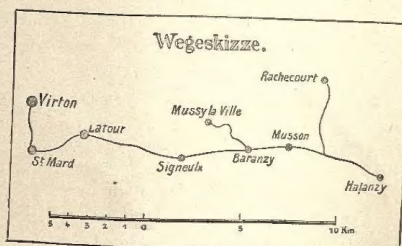
Bereitschte Schüsse umpflissen uns. Surrend gingen Querhölzer über uns weg. Aus Musson hörte man Besoder- und Gewehrshüsse. Jedes Haus, aus dem geschossen wurde, ging in Flammen auf. Seine Bewohner wurden niedergeschossen. Mit der Friedhofstraße sah als erster Verwundeter des Regiments Hauptmann Mager und ließ sich seinen Fußschuß verbinden, den er durch Granatireurs auf dem Friedhof erhalten hatte. Leutnant Berger (verwundet bei Somme) sollte mit seinem Zug den dicht mit Bäumen bestandenen Kirchturm säubern, was nach einer kleinen Schießerel mit einem halbwüchsigen Wurfchen bald geschehen war.

Doch kaum war der Zug weiter vorgegangen in der Richtung auf den dunkeln Wald, als eine Seitenpatrouille aus dem Kirchturm masselndes Feuer erhielt. Unsere Schützenlinie wurde von rückwärts beschossen und konnte gerade noch in Stellung gehen. Die Fenster des Turmes waren in weiße Wölchen gehüllt. Es sollen neben Zivilisten und französischen Infanteristen auch Maschinengewehre in luftiger Höhe aufgestellt gewesen sein, die unsern Zuge in der kurzen Zeit einer Viertelstunde zehn Prozent Verluste beibrachten.

Hinter uns war Baranzny ebenfalls in Flammen aufgegangen, wo die anderen Kompanien schon im Gefecht standen. Sie waren wie schwarze Punkte anzusehen, und ihre Unterstützungen wie Ameisenhaufen.

Inzwischen hatte Hauptmann Freiliger von Hügel die Reste unserer Kompanie auf der im Vordergrund liegenden Höhe eingeleitet. Unsere Maschinengewehre erwiderten das feindliche Feuer. Unsere Artillerie fuhr daneben auf. Jähend fuhren ihre Geschosse durch den trachenden Kirchturm. Doch kaum hatten wieder die Sprengwolken verzogen, als wieder und immer wieder ein rasendes, verzweifelltes Schnellfeuer aus den Fenstern knatterte. Allmählich wurde es dann aber doch still im durchlöcheren Kirchturm.

Und weiter ging es vor nach Baranzny. Wir schoben ein in die vorderste Schützenlinie. Die Truppenverbände vermischten sich. Bald erhielt man feindliches Feuer von den Wäldern jenseits der Straße, bald aus der Richtung von Musson-la-Ville. Mit „Sprung — auf, marsch-marsch“ ging es immer vorwärts, bis es Abend wurde. Wir hatten Signeux erreicht und andere Truppenteile Musson-la-Ville! Wir hatten 11 Kilometer Boden gewonnen und müßig den Gegner geworfen. Furchtlos und treu, wie unsere Väter bei Billiers und Champigny.



Zum Anteil Musson, Baranzny, Signeux.

Die Offizierfernpatrouille der Kavallerie.

Von Generalleutnant v. D. Baron von Adenne.
(Siehe die Kunstbeilage.)

Wer in diesen Zeitläuften ernst die langen Verlastungen durchmustert, wird bei den Kavallerieregimenten häufig die Angabe finden: ein Leutnant, Joubinodiel Mann, ist tot, verwundet, gefangen. Diese Mitteilung bedeutet fast immer den tragischen Ausgang einer Offizierpatrouille. Die Gefahren, die sie laufen, reichen an die der Flieger und der Unterleboote heran. Die Führung erfordert wie bei diesen Mut, Entschlossenheit, Berwegenheit, Raubblütigkeit, Geschicklichkeit und Erfahrung. Eine einzelne dieser Eigenschaften genügt nicht, sie müssen sich vereint in einer Persönlichkeit verkörpern. Die Patrouillen werden in den modernen Kriegen sehr weit vorgetrieben, bis zu 100 Kilometer; ihre Hauptaufgabe ist es, in einer Gefahrszone, wo meilenweit kein Angehöriger des eigenen

Sicherheitsbereich der eigenen Truppen ist. So lange dies der Fall ist, benutzt sie die großen Straßen. Bei der ersten Sichtung des Feindes wird sie diese aber meist verlassen. Zwischen dem Führer und seinen Leuten herrscht ein vertrautes Verhältnis. Diese dürfen und sollen leise sprechen, ihre Wahrnehmungen mitteilen. Letztere sind oft verblüffend und bei längerer Dauer des Fußzuges meist Zeugnis außerordentlicher Sinnesschärfe und verständnisvollster Schlußfolgerung.

Die Patrouille geht sprungweise vor — das heißt sie durchläuft einen Raum, wo sie sichtbar werden könnte, in schneller Gangart, hält dann, lauscht und äugt, wie das Bild, wenn ihm Gefahr droht. Und diese droht wirklich von allen Seiten. Zunächst ist es meist feindliche Kavallerie, die vermieden werden muß — denn wird man mit ihr handgemein, so hört das Beobachten auf. Man kann nicht zu gleicher Zeit sehen und fechten. Bei den „Sprüngen“ reitet die Patrouille nie auf einem Haufen, sondern aus-



Gefecht bei Musson-Baranzny. Nach der Skizze eines mitkämpfenden Offiziers gezeichnet von G. Stein.

Heeres zu finden ist. Ihre Aufgaben sind so vielfältig, daß eine selbst allgemeine Aufzählung sich verbietet. Die hauptsächlichsten sind die Erkundung marschierender oder ruhender feindlicher Heeresstellen, von Festungen und besetzten Feldstellungen, von rückwärtigen Verbindungen, Eisenbahnen, Tunneln, Fußläufen, Straßen, Brücken — auch Zerstörung dieser mit den Kavallerieprengpatrouillen — von Telegraphen- und Telefunkenstationen, von Stimmung und Haltung der Bevölkerung; ferner das Ergreifen von Gefangenen und tausendfaches anderes.

Oft müssen mehrere Aufträge von einer Patrouille ausgeführt werden. Der Führer sieht sich, nachdem er seinen Auftrag erhalten, zunächst die Karte an, erwägt den ungefähren Weg, den er nehmen will, und wählt seine Begleitmannschaften, soweit ihm das wünschenswert erscheint, ein. Diese bestehen meist in einem hierzu besonders geeigneten Unteroffizier, der die Patrouille weiter zu führen hat, wenn der Leutnant fällt, und etwa sechs bis zwölf Reitern. Bei längerer Dauer des Krieges melden sich dazu fast immer Freiwillige, besonders wenn der Offizier beliebt und als Führer geachtet ist. Rasch geht die Patrouille vorwärts, besonders anfänglich, wo sie noch im

einandergezogen, damit sie nicht durch die Salvo eines verdeckten Feindes auf einmal aufgerieben werden kann. Der Offizier und zwei Leute reiten an der Spitze, die anderen folgen an den Rändern des Weges, in den Straßengraben, nie auf der Straße selbst, meist auf der rechten Seite, denn die feindlichen Gewehre haben den Drall (Aufwindung) nach rechts und die Geschosse gehen auf weitere Entfernungen meist links vorbei. Jede Minute bringt neue Endrücke, neue Überlegungen. Während des Haltens der Patrouille werden gern hochragende Bäume erklettert, Kirchtürme in Feindesland wegen der zweifelhaften Haltung der Bevölkerung aber vermieden. Das Gebaren der letzteren ist zu beobachten. Zeigen die Leute eine freche Zuversicht, so ist der Feind in der Nähe — sind sie bemißt und unterwürfig, so ist er es nicht. Stehen Windmühlen falsch gegen den Wind, flammen Feuer auf, so sind es fast immer Zeichen für den Feind. Die Patrouille hat diese Zeichen wohl zu beachten. Wird sie von feindlichen Patrouillen oder Eskadronen gejagt, so muß sie, wenn sie noch frische und gut eingepfergte Pferde hat, schwieriges Gelände aufsuchen — der Feind wird dann meist die Verfolgung aufgeben. Ist ein Zusammenstoß mit feindlichen Patrouillen



Vernichtung einer montenegrinischen Brigade bei Foca.
Nach Schilderung von Augenzeugen gezeichnet von Fr. Kilmayer.

Berg fällt vor uns gerade so steil ab wie die Klippe, und ist mit Bäumen und Buschwerk so dicht bebedt, daß der Feind sich ungeschützt bis auf drei Schritt heranarbeiten kann. Rechts und links herunter den Hang hört ich eigene Truppen in schwerem Feuer. Da ich nicht allzuweit beschossen werde und zudem gar nichts vom Feinde sehe, so eröffne ich auch kein Feuer, richte mich aber zu einem derben Empfang ein. Und wirklich, jetzt rückt der Gegner an, deutlich hört man seine Kommandos und hört die Äste knaden, kaum dreißig Schritte vor unserer Front. Denen preßt aber ein eiserner Hagel entgegen, ein so rasendes Schützenfeuer, daß mir um meine Munition angst wird. Ein Pfiff mit der Schützenfahne — und das Feuer stoppt auf der ganzen Linie. Großartig, die Feuerleitung klappt wie auf dem Abgangspfad. Die Truppe ist trotz der die Nerven aufs äußerste spannenden Lage völlig ruhig und in der Hand des Führers.

Jetzt kommt mir der Gedanke, daß, so gut ich die Kommandos des Feindes höre, er auch mich hört. Und so lasse ich, während ich in Wirklichkeit keinen Mann mehr zur Verfügung habe, ein „ganzes Bataillon“ teils einschließen, teils links, teils rechts verlängern. Die Flügelführer merken sofort meine Absicht und schreien und kommandieren wie toll darauf los. Dann zur Befestigung wieder einen Hagel den Berg hinunter, daß denen hinter Baum und Busch Hören und Sehen vergeht. Und wirklich, jede Lust zum Angriff scheint ihnen vergangen zu sein. Niemandes hört mir mehr zu. „En avant!“ — „en avant!“ — Nur etwas kräftiger feuern sie den Hang hinauf.

Ich sehe einen Augenblick auf, um an den rückwärtigen Hang zu gehen, ob nicht endlich Verstärkung kommt, denn die Gefahr des Überanstrengens von einem entschlossenen Gegner ist noch groß. Und zu meiner großen Freude sehe ich es unten am Hange wimmeln wie Ameisen. Wie ich zurücktrete, macht keine sechs Schritte vor der Front aus einem Busch ein Schuß mich am Ohr vorbei. Hat sich doch so ein Feind angelächelt! Er blieb danach aber nicht lange mehr am Leben.

Als nun die Verstärkung eingetroffen ist, will ich mit meinen Mannen auch zum Sturm vorgehen, denn ich höre rechts und links von mir, daß unsere Truppen rücken.

„Zwölfte Kompanie — marsch!“ Wir sollten nicht weit kommen. Raum haben wir einen kleinen Rand am Hange vor uns erreicht, so prasselt ein derartiges Maschinengewehrfeuer auf uns, daß wir sofort in Stellung gehen müssen. Von einer Feueraufnahme kann gar keine Rede sein. Ich weiß nicht, sind die Maschinengewehre noch so uns oder seitlich, nach oder fern; ich höre nur einen furchterlichen Geschosseinbruch und ein leises Stöhnen durch die Schützenlinie, während sich selbst ein Geschuß nach dem anderen trifft. „Vollste Deckung“, und da vertieft sich jeder hinter Baum und Busch, hinter einem Felsblock oder in eine Bodenrinne. Da pfeift's wieder heran, und wieder gilt es mir und diesmal von oben in die linke Brustseite. Ich bleibe bei voller Bestimmung und fühle, wie mich mein Feldwebel von hinten faßt, hinter einen Felsblock zieht und dort verbirgt.

Schmerzen fühle ich wenig, nur der Atem geht sehr rasch und stoßweise, da ja jetzt der rechte Lungenflügel allein den Luftbedarf decken und deshalb mit doppelter Tournezahl arbeiten muß.

Inzwischen geht der Kampf mit begeisterter Seitigkeit weiter. Stundenlang liege ich, während von Zeit zu Zeit mein waderer Feldwebel erscheint und meldet, daß Verstärkung über Verstärkung eintrifft und daß es vorangeht. Ich höre noch, wie die Unstigen auf der ganzen Linie erfolgreich mit dem Bajonett vorgehen, als die Kranken-träger erscheinen, die der Feldwebel bergelicht hat.

Nun konnte ich ruhig abtreten, meine Arbeit war getan und der Rest vorerst zu nichts mehr zu gebrauchen.

Die Schlacht bei Kirlibaba.

Beim Stellen und Vertreiben der russischen Kräfte, die den Rüssen Wiso und Ja entlang eingebrochen waren, ist, wie Niklaus Jarago, der Kriegsberichterstatter des „Ag. Cit.“ berichtet, unserer von der südöstlichen Grenze der Bulowina gegen Jacobenberg und Kirlibaba aufmarschierende Truppe eine wichtige Rolle zugefallen. Dieser Aufmarsch erzielte zwei sehr bedeutende Erfolge. Kirlibaba liegt an der Grenze

östlich von Rumulj, schon auf bulowinai Gebiet. Wie sich herausgestellt hat, wollte auch in dieser Gegend eine russische Kolonne unangesehen Boden betreten.

Der erste Erfolg des erwähnten Aufmarsches war, daß bei Kirlibaba die zum Einbruch bereitete feindliche Abteilung gestoppt und von unseren Soldaten gänzlich geschlagen wurde. In der nur kurze Zeit während der Schlacht wurden unsere Truppen von Gen darmenoberst F. befehligt, einem hervortragenden Offizier, der schon als Oberleutnant von der Armeeführung mit einem Regimentskommando betraut worden war. Oberst F. ließ auf einem für unsere Stellung sehr günstigen Bergabhang unsere Geschütze in guter Dedung so aufstellen, daß sie für den Feind völlig unsichtbar waren. Der steile Abhang legt sich dort in einer engen Schlucht fort.

Gegenüber, auf einer Anhöhe, ungefähr hundert Schritt von unseren Geschützen entfernt, ließ der Kommandant alle verdoerbten Mörser unterbringen, hinter denen unsere Infanterie in einer von der Natur äußerst begünstigten Dedung lag. Vom Gegner aus gesehen, standen somit zuerst die alten schlesischen Mörser, hinter ihnen befand sich die Infanterie, und weiter davon standen die Geschütze.

Der Feind, der während seines Vormarsches nur kleinen, Vorpostendienst versehenen Abteilungen begegnete, drang ohne Widerstand in der Richtung gegen unsere Batterie vor, da unsere Vorposten den Befehl erhalten hatten, nach ein bis zwei Schüssen in scheinbarer Flucht den Rückzug anzutreten. Als der Feind, der geglaubt hatte, schon am nächsten Tage in Siebenbürgen zu sein, die bezeichnende Linie erreichte, begannen die Mörser zu feuern. Die Russen haben diese wertlosen Waffen sofort bombardiert. Nach einer etwa zwanzig Minuten dauernden Beschädigung hielten die Mörser, ebenfalls auf vorher erteilten Befehl, das Feuer ein, was bei den Russen die Meinung erweckte, daß sie unsere Batterie vernichtet hätten.

Mit Siegesjubel stürmten sie nun unsere Mörser, doch in dem Augenblick, als sie zu ihrer Verblüffung erkannten, daß sie nur wertloses Spielzeug erbeuteten, erdröhnten auch schon von der nachbarlichen Anhöhe unsere bereits eingestellten wirklichen Geschütze, und gleichzeitig mit diesen eröffnete unsere Infanterie das Feuer. Das Ganze währte nur einige Minuten. Der größte Teil der Russen lag tot oder verwundet auf dem Schlachtfeld, die anderen zogen sich in wilder, panischer Flucht.

So gelang es denn an diesem Orte, den erneuten Einbruch der Russen zu vereiteln, und nach Beilegung durch hinreichend starke Schutztruppen wird ein Einbruch auch für die Folge unmöglich sein. Dies der erste Erfolg unseres Einschreitens, das damit aber noch nicht seinen Abschluß fand. Nach dem Niederwerfen der Russen zog unsere Truppe gegen Westen, so lange gegen das Visolal vordrückend, bis sie auf dem linken Flügel mit dem aus dem Rumuljtal nordwärts vordringenden Truppentörper, der die in Bezzerce-Nagjod eingebrochenen Russen mit eiserner Wutdauer vor sich her gejagt hatte, Fühlung nehmen konnte.

Die Vereinigung beider Truppen hat dem Einbruch der Russen nach Siebenbürgen völlig Einhalt getan. Der Feind mußte schließlich die Flucht ergreifen, um sich nach rechtszeitig zu der bei Rodjowatz im Rückzug befindlichen Hauptmacht schlagen zu können. Da die Flucht der Russen zur Bombardierung des Durchbruchs vorgeschobenen kleineren Truppenabteilungen nicht rechtzeitig sammeln, so daß diese teils gefangenengenommen wurden, teils in der Wildnis des Gebirges zugrunde gegangen sein werden.

Die Schlacht von Dieuze.

(Siehe die Bilder Seite 279 und 273.)

Saarbrücken, den 24. August.

Der Hauptschlag, durch den die acht französischen Armeekorps zwischen Metz und den Bogen zurückgeworfen wurden, so daß sie damit einer rückstößigen Verfolgung sich auslösten und auf ihre Hauptstützpunkte zurückziehen mußten, erfolgte am Donnerstag, den 20. August. Wir hatten, so berichtet unser Gewährsmann, in der Nacht vom 19. auf den 20. August in Schützengräben gelegen, jeden Augenblick eines französischen Angriffs gewärtig. Obwohl von Zeit zu Zeit Schüsse gewendet wurden, gingen die Franzosen nicht vor. Da kam gegen fünfenehalb Uhr auf unserer Seite

der Befehl zum Angriff auf die französischen Stellungen westlich und östlich von Dieuze. Die Franzosen hatten gegenüber von Burg-Wildorf eine Vorstellung am Monader-Walde nordwestlich von Vergaville eingenommen. Sie wurden hier von unseren Truppen unter starkem Feuer genommen, das sie lebhaft erwiderten. Unter der Wucht unserer Maschinengewehre ließ das französische Gewehrfeuer inoffen bald nach, und unsere Leute drangen trotz des Hindernisses, das der hochstehende Safer auf den Feldern bot, mit ungeklärter Tapferkeit gegen den Feind vor, sich immer wieder zu Jagen und Kompanien zusammen-schließend und den Angriff vorwärts tragend.

Der Vorstoß gelang, so daß aus einigen Häusern in den Weinbergparzellen nördlich des Monader Waldes, in denen sich angeblich Verwundete befanden sollten, ein heftiges Flammfeuer kam. Unsere Truppen machten diesem schändlichen Treiben ein rasches Ende, erschossen die Insassen und legten die Häuser in Trümmer. Den rechten Flügel des Feindes eroberten die deutschen Truppen durch einen glänzenden Bajonetangriff. Die Franzosen kamen ins Wanken, wichen und schließlich rennend auf ihre Hauptstellung zu. Die mit französischen Gefallen be-

bei unserem Staben selbst. Die Franzosen ließen sich zu Hunderten gefangennehmen und waren schließlich um ihr Leben. Wie wenig Widerstandskraft die Franzosen trotz ihres so viel gerühmten „Glans“ besaßen, kann durch mancherlei Tatsachen bewiesen werden. Aus einem Bahnhofgebäude zum Beispiel haben drei Gruppen unserer Leute, die stark in der Minderzahl waren, eine französische Belagerung von mehreren hundert Mann herausgeholt. Die Franzosen eröffneten aus dem Gebäude heraus zwar auf die wenigen anrückenden Deutschen ein Feuer, stießen dann aber bald, als sie sahen, daß sich unsere Leute in ihrem Borgehen dadurch nicht abbrechen ließen, auf etwa 100 Meter eine weiße Fahne heraus, um sich zu ergeben und ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Demgegenüber waren die deutschen Truppen von einem Hebramute befehlt, der die glänzenden Leistungen hervorbrachte. Auch links von uns ging, wie wir beobachteten, das Gescheh schnell voran, der Feind rückte auf Dieuze zurück, um von dort den Rückzug auf Vandœuvre anzutreten. In den Kämpfen bekam man den Eindruck, daß die französischen Verwundeten ganz planmäßig auf unsere Truppen schickten, die sich ihnen näherten. Eine ganze Anzahl deutscher Krieger hat auf diese Weise das Leben



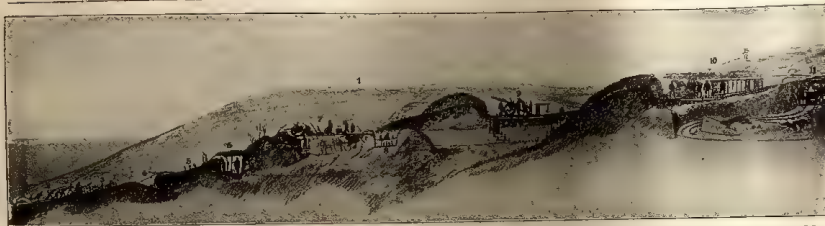
Was die belgischen Soldaten in Antwerpen zurückgelassen haben. Westlichungshäuser und getrimmertes Hausrecht liegen in weitem Durchgang auf den Straßen.

bedeckten Acker legten Zeugnis davon ab, welch grausige Ernte hier der Tod gehalten hatte. Alles drängte nun auf die Hauptstellung zurück, aus der ein verdecktes mörderisches Artilleriefeuer unsere Truppen aufhalten ver- suchte. Aber vergebens! Vorwärts ging es mit unwider- stehlicher Gewalt, die Höhen hinauf, und unter diesem Stoße und dem letzten deutschen Artilleriefeuer mußte der Feind seine Hauptstellung räumen. Er tat es auf der ganzen Linie, denn von Vergaville bis Dieuze waren die Straßen wie überflutet mit gelassenen Franzosen, mit Bebel- gewehren und Tornistern, die die Fluchtenden weggeworfen hatten, um in ihrem Laufe unbehindert zu sein. Wagenladungen von französischen Patronen bedeckten hier den Boden. Wie wir schon bei der Einnahme der französischen Vorstellung Maulefel gefunden hatten, die noch mit Ma- schinengewehren und anderem Material besetzt waren, so fielen uns auch in der Hauptstellung des Feindes Batterien, darunter solche allererstklassigen Kalibers, in die Hände, deren Werke noch nicht einmal ausgepumpt waren, sondern er- schlossen im Geleitz an der Erde lagen. Auch der ganze Weg von Vergaville bis Dieuze war mit Patroisen be- deckt, was den Schluß zuließ, daß auch auf dem Rückzuge dem Gegner schwere Verluste beibracht worden sind. Ein französischer Major, der sein Bataillon davonlaufen sah, stellte sich auf die Böschung eines Grabens und erschoss sich

eingeküßt, darunter auch ein Oberst. Nach diesen trüben Erfahrungen ist man dazu übergegangen, die französischen Verwundeten, bevor man sie verlegt, erst daraufhin zu untersuchen, ob sie noch im Besitz von Waffen sind.

Moderne Festungen.

Die Festungen in Belgien und Frankreich waren in diesem Kriege eine große Rolle zu spielen berufen. Belgien war im Norden ja das Durchmarschland für Frankreich wie für Deutschland. Die französische Republik bot in dem befreundeten Nachbarland alles auf, um es zu kräftigster Rüstung und Abwehr zu veranlassen, und Belgien folgte, der Sicherung der ihm garantierten Neutralität mißtrauend, in allem ihren Maßnahmen. Es setzte für den Kriegsfall seine Hoffnung auf ein englisches Hilfskorps und vor allem auf das Festungsbreid Antwerpen, Lüttich und Namur. Namur, stets als starke Stütze betrachtet, erhielt durch den ausgezeichneten Ingenieur Brialmont eine 1888 begonnene, 1892 vollendete neue Befestigung mit einem Gürtel von 9 Panzerforts. Lüttich, Mittelpunkt eines stark entwickelten Industriebezirks und durch die Maas- flut eine der schönsten Städte Belgiens, umgibt ein Gürtel von 12 neuen Forts; er hat die Form einer Ellipse



Durchschnitt eines zwischen zwei belagerten Forts gelegenen Zwischengraben mit den Verteidigungsmaßnahmen und den Hindernissen, die die deutschen Truppen im Graben zu nehmen hatten.

1. Ein Fort von der Seite gesehen. 2. Stützpunkt mit Barrikaden zur Überwindung der Drahtgitter. 3. Ausgebautes Drahtgitter. 4. Eiertreibe Mine, aus der der ansturmende Gegner während des Überstehens mit einem Steinregen überschüttet wird. 5. Zweites kleines Drahtgitter. 6. Belagerte Barrikade mit Grabung und schützenden Unterständen. 7. Gelagerte Batterie in ausgebauter Batterie mit Schützräumen und Munitionsbepost. 8. Planten des Maschinengewehrs in gebogener Stellung. 9. Selbstmordstellung. 10. Stellung der Belagerungsgeschütze. 11. Verbindungsraben mit Schutzgraben.

sie hinsichtlich ihrer Stärke und Ausrüstung nicht mit den französischen Befestigungen vergleichen, und sie würden erst recht nicht den Geschossen der großen Mörser zu widerstehen imstande sein.

Diesen großen festländischen Mächten gegenüber nimmt in der Befestigungsfrage England eine besondere Stellung ein. Hier hat zunächst die Flotte die Sicherung der Landesgrenzen zu besorgen und darum ist das Verteidigungssystem — es handelt sich naturgemäß nur um ein solches — ganz ihrer Verwendung und ihren Bedürfnissen angepaßt. Da das Inselreich lange nur Frankreich als Gegner fürchtete, beschränkte es seine Verteidigungsanlagen auf die Südküste Irlands und Englands, wo vor allem die großen Artillerieschützen in der Bai von Cork und in der Wiltfordbai, Cork, Queenstown und Pembroke-Wilford, in Betracht kommen, die den St. Georgskanal hüten; dann an der Kanalflanke Plymouth, Portsmouth mit der Insel Wight und Dover und an der Schelfmündung in der Zukunft zu London Sheerness, Chatham—Gravesend. Nüher Dover sind sie alle zugleich große Arsenale und Depotplätze und die wichtigsten, wie Chatham, Portsmouth und Plymouth, auch Landbefestigungen. Dann, als die Forderung des Staates immer mehr hervortrat, hat man auch die Häfen an der Ost- und Westküste Englands und Schottlands befestigt und die im Süden, wie Dover und Portland, verstärkt, ebenso auch den Kanal von Bristol, den Firth of Forth, die Insel Grain bei Sheerness und die Befestigungen der Kanalinseln, während man an der irischen Küste Bearehaven an der Bantrybai zu einem Marinestützpunkt schuf. Trotz all dieser sehr kostspieligen und umfangreichen Befestigungen beziehungsweise Verstärkungen ist und bleibt Englands Hauptfestung die Flotte.

Von der Ostgrenze Galiciens.

Ein tapferer Infanterist.

Der Infanterist Julius Reif des österreichisch-ungarischen Landwehrinfanterieregiments Nr. 31 zeichnete sich im Gefecht bei Suchopol auf dem nördlichen Kriegsschauplatz, das am 24. August stattfand, dadurch aus, daß er die Mannschaft der dritten Kompanie, der er angehört, zunächst durch Worte anfeuerte, gleich darauf aber

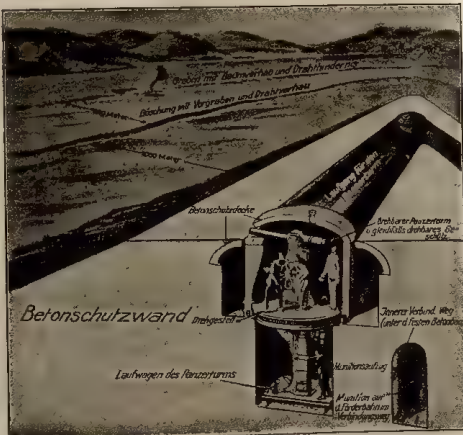
durch sein Beispiel, indem er ganz allein im feindlichen Feuer vorprang und wie im Fluge die von den Russen eingeschlagenen Distanzpläne, die das Einschleichen des Gegners erleichtern sollten, herausriß. Am der Spitze seiner nachstellenden Kameraden stürmte er die feindliche Stellung, die von der russischen Übermacht mit schweren Verlusten an Toten, Verwundeten und Gefangenen geräumt wurde. Reif wurde in der eroberten Stellung sofort zum Korporal ernannt.

Drei Tage später harter der neue Korporal mit seinen zwölf Mann trotz heftigen Artillerie- und Gewehrfeuers in einer gegen das feindliche Feuer vollständig ungedeckten Stellung aus, während die übrige Mannschaft derselben Kompanie, fünfmal vorgeführt, unter dem Geschloßhagel jedesmal zurücklief.

Am 28. August, führt der Bericht des Regimentskommandos weiter aus, brachte der mit einem Zugkommando betraute Korporal seinen Zug, etwa fünfzig Mann, tatfächlich richtig mit unvergleichlichem Mut gegen die feindliche Stellung vor und trug auf diese Weise wesentlich zur Zurückdrängung des Feindes bei. Im Verlaufe des Gefechts bemerkte er an einer Waldbühse einen Trupp Russen, der mit Verstärkungen etwa hundert Mann erreichte und sich anschickte, unsere vordringenden Truppen von der Flanke anzugreifen. Reif brachte seinen Zug auf etwa siebzig Mann und stürmte auf den etwa dreihundert Schritte entfernten Gegner los. Er selbst stieß den feindlichen Kommandanten mit dem Bajonett nieder.

Als die Russen die Aufforderung zur Übergabe mit Feuer beantworteten, erwiderte die Abteilung Reifs in gleicher Weise. Die Hälfte des Feindes fiel, der Rest entfloß. Bald darauf bemerkte der Korporal auf einer nahen Anhöhe vier russische Maschinengewehrabteilungen, die unsere Truppen beschossen. Reif ließ die etwa vierzig Mann starke Bedeckung durch sieben seiner Leute aus der Flanke beschießen und stürmte mit den übrigen geradeaus die Höhe, erbeutete die Maschinengewehre und nahm die ganze Bedeckungsmannschaft gefangen.

Er wurde dafür sofort zum Feldwebel befördert und durfte sowohl die silberne als auch die goldene Tapferkeitsmedaille, die höchsten militärischen Auszeichnungen für Mannschaften, erhalten.



Durchschnitt eines Panzerforts von Böttich mit dreifachem Panzergehäuse. Ein solches Panzerfort galt bisher wegen seiner Betonschutzwand und Panzerbedeckung mit auch infolge der ausgebauten Drahtgitter und hohen Wällen im Fort als unangreifbar.

(Richtung)

Ein Berliner, der als Oberleutnant der Reserve mit seinem aktiven Regiment den Sturm auf diese belgische Festung mitmachte, schilderte seine Erlebnisse bei diesem Heldenkampfe folgendermaßen:

... Als die Nacht anbrach, wurde uns klar, daß an ein Quartier in diesem Flecken nicht zu denken war, sondern daß es galt, eine starke Verteidigungslinie am Dorftor auszubauen. Die ganze Nacht wurde an Schützengraben gearbeitet, Drahtverhaue hergestellt und abwechselnd im Schützengraben geruht. Die ersten Nachtpatrouillen gegen den Feind trafen ihren Gang an, die Parole wurde ausgegeben.

[illegible]

hinterweggehen. Wenn man hinter dem Geschütz steht, kann man die Flugbahn sogar verfolgen. Infanteriefeuer ist viel beunruhigender, einmal die große Masse der ganz unsichtbaren Geschosse, und dann das unheimliche Psi ... Psi ... Psi ... nicht über den Köpfen.

Am folgenden Tage hatten die Russen eine Stellung noch immer befestigt, aber welschlich schwächer, da der Feind offenbar keinen ersten ernstlichen Vorstoß machte und wir daher in der größten Zeit unserer Truppen ruhe lassen konnten. Man hörte in der Hauptfeste nur noch einigen Geschützdonner. Die Erdbebenwunden aus den feindlichen Forts wurden nicht mehr reparirt. Der Tod bleib hier eine Feinde in den furchtbaren Gräbern, wie man solche Forts gegenüber unseren Befestigungen beleben. Die russische Truppe g. 13 bezeugte. Als wieder die Nacht hereinbrach, waren bereits die Scheinwerfer in den feindlichen Forts nicht mehr ihre Hölle aus. Die Forts waren in der Hauptfeste schon nach dem achten bis zehnten Treffer Trümmerhaufen, und unsere Artillerie schoß auf andere Ziele. Manches Dorf war noch zu zerstören. Vereinst sah man noch Feind eine Truppe aus uns auf der ganzen Linie vorwärts. Auch die Artillerie schoß sich nicht mehr aufzufrieden weiter. Verderben. Schon blickte die Forts die Nacht wahr. Bis zum Abend hatte unsere Infanterie sich nicht vor Ramur wieder eingegraben. Die Zürne, die Ziabellu von Ramur griffen bereits herüber, und abwärts noch am Tage ein durchbarer Artilleriecamp; dem um einen solchen handelte es sich in erster Linie bei der Belagerung. Aus anderer Richtung lüfteten uns Granaten und Schrapnell: aus Ramur schickte sich die Infanterie herüber, aber die ersten größeren Verluste für uns etc. Die Infanterie befand sich hand mitten im feindlichen Schrapnellregen. Die ersten Feinde in Mengen, die die Züge auseinandergetrieben, und konnten. Die Krankenenträger eilten mit ihren Tragbahren hin und her. Der Verbandplatz wurde vorgelegt und bestimmtgegeben. Wir waren mitten in einem heftigen Kampf. Die Nacht, die als einmal in Schügengraben verlor wurde,



In den Wägen: Eine bayrische Infanteriekolonne mit französischem Schlachtvieh, das zum Ziehen des Wagens benutzt wird. Hofmann, Meiß
 München, Copyright 1914 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart. 20



Infanteriekolonnen auf dem Markt in Gent. Im Hintergrund eine absteigende Infanteriekolonnen.

war taghell erleuchtet. Überall brannten die Dörfer lichterloh. Als ich am nächsten Morgen einige Stunden Ruhe in einem Hause suchte, zitterte es durch die Artilleriegeschosse derartig in allen Ecken, daß ich Schlafen nicht zu denken war. In diesem Tage wurde hauptsächlich von unserer Artillerie mit Schrapnellen auf lebende Ziele geschossen. Unaufhörlich plagten sie in der Luft, am Waldrand und streuten ihren Regelmäßig wohlgezielt herunter. In manchem Walde haben Hunderte von toten und verwundeten Belgiern und Franzosen gelegen. Eine Granate ging kaum 10 Meter neben mir nieder, riß ein Loch, in dem vier Mann lag. Sie fanden keinen, kletterte aber zu meinem Glück nicht in dem weichen Rückenboden, sonst wären wir alle in Stücke gerissen.

In diesem Augenblick erscheint ein feindlicher Flieger. Frech zieht er seine Kreise, kaum 300 Meter über uns, um unsere Aufstellung zu erkunden. Hunderte von Gewehren überschütteten ihn sofort mit einem Regelmäßig. Auch die Schrapnelle plagen davor, dahinter, darunter. Leider trifft kein Geschuß richtig. Unbeschädigt entkommt er mit seiner Meldung nach Namur. Es sollte ihm aber dennoch nichts nützen, wie die nächsten Tage lehrten. Dann verlassen wir wieder unsere so schön ausgebauten Stellungen, um bald zum letzten Sturm gegen Namur auszubringen. Vorwärts müssen wir, vorwärts! Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Denn ich jeder nach dem, was wir bisher erleben.

In Marschkolonnen mit Spitze marschiert das Bataillon eine Schlucht entlang. Da erfolgt ein heftiges Feuer von oben, vom angrenzenden Berg auf uns herab. Vielleicht ist es der letzte Widerstand. Mit Gruppen rechts schwenkt marsch! dröhnt es durch die Luft. Witten im Feuer hümm das Bataillon den Berg mit großer Mühe. Falls, wer sollte hinauf müssen wir. Seitengewehr pflanz auf! schallt es jetzt. Die Kornflinten blasen, und unaufhaltsam brechen unsere Linien durch den Wald. Hurra! tönt es durch die Luft, und das kann der Feind nicht ertragen. Er sieht. Niemand ist mehr da, der sich unseren Bajonetten stellt, aber von rechts, von links, von hinten schießen sie wieder.

Weiter geht's mit erhöhter Aufmerksamkeit. Bald zeigte sich, daß sich viele Feinde tot stülten und dann von hinten meuchlerisch weiterhießen. Um diese Leute war's jetzt aber geschehen. Auch die Hände erhoben die Belgier, wie um sich zu ergeben, und wenn wir auf sie kamen, ergriffen sie schnell das Gewehr, um weiterzukämpfen. Eine Kugel war eigentlich zu schade für diese Feinde.

Und weiter ging der Kampf über die Dörferhaue mit nie geahnter Härte. Durch das letzte Dorf, Schulle aus diesem Dorf, wartet es noch die Luft. Die Fenster gingen in Stücke, und im nächsten Augenblick standen die Gärten und Scheunen in Flammen.

Aus war der Kampf, der Sieg unser! Wir standen auf der Straße von Namur. Die Fassade der Stadt zeigte die weiße Flagge. Inzwischen war die große Maasbrücke von der Belagerung abgeschnitten, gerade als ein Parlamentär darauf war, aber die Belagerer zeigten schnell, was sie vermochten. Leider verzögerte sich der Einzug noch einen ganzen Tag, teils durch die Brückenarbeiten, teils deswegen, weil die Fassade trotz der weißen Flagge noch weiter schloß. Wir waren gezwungen, diese Burg erst ganz zum Schweigen zu bringen. Dann brauchten wir die weiße Flagge nicht mehr.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages, an dem tot uns erst alle als richtige Soldaten kühlten, sammelten sich zunächst die Truppen von Namur. Vor mancher fehlte leider, aber es ergab sich, daß in unserem Angriffsschnitt 4200 Gefangene gemacht waren, darunter auch Franzosen, von denen die Wälder durchstreift waren. Die Säuberung des Geländes von diesen Schandbuben bildete für manche Kompanie einen Sonderauftrag. Während eine Kompanie die Wälle der Gefangenen an Belgiern und Franzosen, teils verwundet, auch viele Offiziere darunter, auf freier Feld während der Nacht scharf bewachte, zog bald darauf das Gros unserer Truppen in gehobener Stimmung in Namur ein. Anderen Truppenteilen war dieser glänzvolle Siegespreis schon etwas früher vergönnt gewesen, weil diese weiter vorgeschoben standen. Jetzt endlich winkle wieder ein wohlverdientes Quartier. Freudig nimmt ein jeder die außerordentlichen Strapazen des Krieges in den

Rauf, wenn es solche Vorbeeren zu ernten gibt. Jeder einzelne fühlt sich bei diesem Einzug als Sieger. Straßenmenschen geht es die Straßen entlang. So war es schon bei dem Durchzug durch andere belgische Städte gewesen. Die Bewohner schauen verwundert und meist in ihr Schicksalsergeben diesem Schauspiel zu. Es mußte so kommen, kann man auf diesen Gesichtern lesen.

Nach Londoner Blättern soll der Fall Namurs den Belgiern einen Verlust von 14 000 Mann ausschließlich der Verwundeten verursacht haben. Die Besatzung und das Verteidigungsheer hätten 24 000 Mann betragen. Der Fall Namurs wurde dem Jaudern des belgischen Generals Nibel gegenüber, der auf dem einen Ufer der Maas so lange gezigert habe, bis die Deutschen an dem anderen Ufer ihre schweren Geschütze aufgestellt hatten.

Das in Namur erscheinende Blatt „L'ami de l'ordre“, das während der Belagerung und der darauffolgenden Besetzung der Stadt durch die Deutschen kurze Zeit sein Erscheinen eingestellt hatte, erschien plötzlich wieder, nachdem die Deutschen die Ordnung hergestellt hatten. Der ganze Text umfaßte nur eine Seite. Eine Mitteilung an der Spitze des Blattes besagte: „Auf Verlangen und unter Aufsicht des Platzkommandanten wurde das Erscheinen des „L'ami de l'ordre“ wieder aufgenommen. Die vorliegende Ausgabe ist unter dem Zwang der Umstände verkürzt infolge der Schwierigkeiten, die es uns machte, einen Teil unseres seit Sonntag früh zerstreuten Personals zu sammeln und infolge des Mangels an Gas, der den Satz und die Herstellung der Formen behinderte. Die Redaktion spricht die Hoffnung aus, die begründete Neugier der Mitbürger bald zufriedenzustellen zu können.“

In einem Überblick wird festgestellt: „Seit Sonntag früh ist die Lage unseres Landes vollkommen verändert. Die Entscheidung der Waffen hat unsere Stadt und unsere Dromen in die Hände der Deutschen gegeben.“ Der Serengang der Eroberung wird dann zusammenfassend dargestellt. Danach drangen die Deutschen zuerst in den Raum zwischen den Forts von Cognelle—Marchelette—Majoret ein. Der Generalfeld der Festung hatte Namur fünf Uhr morgens

verlassen. Um elf Uhr folgte der Generalfeld der 4. Division nach, nachdem er den belgischen Truppen befohlen hatte, in der Stadt nicht zu kämpfen, damit diese nicht zerstört werde. Mittags strömten die von den Deutschen zurückgebrachten französischen und belgischen Truppen aufgelaufen durch die Straßen. Ihr Müdig wurde vom Feuer der Forts gebahrt. Die Belgier sprengten mehrere Brücken über die Maas und die Sambre. Die deutsche Artillerie bombardierte die Städte, und die bei Charnoy aufgestellten schweren Geschütze spielten Schrapnelle und Granaten. Nach kurzer Pause fing um halb vier Uhr die Kanonade wieder an. Diesmal zog sie die innere Stadt in Mitleidenhaft, und auf der Straße wurden einige Personen getötet. Bald erfolgte dann die Verhängung der Übergabe von Stadt und Festung. Die deutschen Truppen zogen ein und besetzten den großen Platz. (Siehe die Kunstbeilage.)

Der Krieg Österreichs gegen Montenegro kann nicht als ein besonderer Krieg betrachtet werden, sondern nur als eine Begleiterscheinung des Krieges gegen Serbien. Dieser ist es, der die Montenegrier auf den Plan rief. Gegen die Montenegrier allein hatten die Österreicher nur selten größere Kämpfe auszufechten, immerhin gab es ein solches Gefecht gegen die Söhne der Schwarzen Berge am 30. August. Von diesem Kampfe erhielt die Welt nur durch folgenden, Anfang September erschienenen Befehl des österreichisch-ungarischen Generalkommandos Kenntnis:

„Die im Grenzraum von Votovac stehende 3. Gebirgsbrigade hatte schon vor kurzer Zeit einen schnellen Einbruch auf montenegrinisches Gebiet unternommen, der von vollem Erfolg gekrönt war. Nach kurzer Ruhe unternahm diese tapfere Besatzung am 30. August von neuem einen Vorstoß gegen die vor Belgrad stehenden, an Zahl überlegenen montenegrinischen Streitkräfte. In mehreren Angriffen der unter dem Kommando des Generalmajors Serwich v. Bongraz stehenden tapferen Brigade gelang es, die Montenegrier unter großen Verlusten zurückzuwerfen,



Kauf der linken Seite Geschütze, rechts marschierende Infanterie. Die Mitte der Straße ist für den Kavallerieverkehr freigelassen.

ihnen ein schweres Geschütz abzunehmen und die hart bedrängte Grenzbefestigung Bilek völlig zu befreien.

Ich betrachte es als Ehrenpflicht, diese von Heldenmut und Opferfreudigkeit zeugenden Taten der tapferen Gebirgsbrigade allen Kommandos und Truppen sofort mit dem Besten bekanntzugeben, doch ich selbstverständlich nicht ermangelt habe, diese Ruhmestaten unserer Kameraden im Süden seiner Majestät alleruntertänigst zu melden.

(gez.): Erzbischof Friedrich,
General der Infanterie.

Bilek ist ein Städtchen in der Herzegowina an der montenegrinischen Grenze und an der Trebinjica gelegen; es ist ein strategisch wichtiger befestigter Grenzort (siehe auch die Kartenblätter Seite 178) gegen Montenegro an der Straße nach Stolac.

Die in der Linie Kotovae—Biliff und südwärts folgende 3. Gebirgsbrigade begann am 30. August den Angriff gegen die im Raume Bilek stehenden feindlichen an der Straße liegenden, die sich zu einem allgemeinen Vorgehen gegen die befestigten Stellungen von Bilek anstrebten, auf die die Montenegriner an den drei vorausgegangenen Tagen bereits ein Bombardement aus schwerem Geschütz mit geringem Erfolg unterhalten hatten. Generalmajor Vongrac befahl allgemeinen, in Front geführten Angriff.

In den ersten Morgenstunden eröffneten die österreichisch-ungarischen Truppen den Kampf gegen den in Überzahl befindlichen Feind, der von serbischen und russischen Offizieren geführt wurde. Den Oberbefehl über die Montenegriner führte Brigadier Bultic, der als einer der besten montenegrinischen Offiziere gilt. Die von den i. u. l. Truppen mit großem Schneid eingeleiteten Gefechte warfen zwar die Montenegriner im ersten Ansturm aus den durch Erdabseilungen geschützten Stellungen. Es gelang aber dem mit Tapferkeit kämpfenden Feind, sich wieder zu sammeln und Gegenstöße zu unternehmen. Die österreichisch-ungarischen Truppen waren jedoch am Abend des zweiten Kampftages den Feind von neuem im Vordringen, wobei ihre Gebirgsartillerie der Montenegrinen sehr schwere Verluste zufügte. Ein am dritten Kampftage unternommener letzter Versuch der Montenegriner, die vorgehenden i. u. l. Truppen aus den neuen Stellungen wieder zu verdrängen, endete mit einem vollständigen Zusammenbruch der Angreifer, die unter Jundirung schwerer Geschütze und zweier Gebirgskanonen sich fluchtartig zurückzogen, ohne die Verwundeten mitnehmen zu können.

150 Montenegriner wurden abgefangen und gefangen genommen. Die Zahl der gefallenen Montenegriner war sehr groß. Die österreichisch-ungarischen Verluste waren verhältnismäßig gering.

Eine bedeutende Schlacht hatten die Österreicher und Ungarn gegen die Serben am 6. September auszufechten, von der das Weisbüro der Landesverteidigung folgende erste Meldung gab:

„Gestern, am 6. September, wurde die serbische Timot-



division, die die Sade bei Mitrowiza überschritt, gleich von den österreichisch-ungarischen Truppen gesprenzt. Alles, was nicht gefallen ist, wurde gefangen genommen. Bisher wurden 5000 Mann gefangen und viel Kriegsmaterial erbeutet. Grant, General der Infanterie.

Aber diese Schlacht haben wir bereits auf Seite 178 einen kurzen Bericht gegeben. Hier mögen nun noch einige weitere Einzelheiten folgen, und zwar nach dem Bericht eines Mittkämpfers:

Der Kampf begann in der Nacht vom 5. auf den 6. September um halb ein Uhr nachts. Zuerst war es

Einmal ist diese in
der Schlacht
Nacht
nach

ferner Kanonendonner, dem wir als etwas Mächtigem nicht viel Bedeutung beilegen. Gegen halb vier Uhr früh war auch das Feuer von Maschinengewehren vernnehmbar, doch wurde auf österreichisch-ungarischer Seite auch jetzt vormittags, als die Serben die Sade schon überschritten hatten, nahmen wir den Kampf ernstlich auf. Schon bei seinem Beginn gelieteten sich einzelne unserer Offiziere durch bewundernswürdige Ausdauer aus. So brachte ein Offizier, der schon verwundet war und sich nur mühsam mit Händen und Füßen vorwärtsbewegen konnte, den weiter rückwärts liegenden Truppen eine für die Kampf-

und das Getrappel der Flüchtenden auf der Brücke, vor deren Eingang eine serbische Batterie stand, als wir auch schon zur Hand waren. Wir waren ungefähr 120 Schritt schossen wir in die dichten Häufen hinein, so daß sie zu Tuhenden zusammenstürzten. Im Ru hatten wir die serbischen Geschütze gegen die Brücke gewendet und auf die flüchtenden Serben abgefeuert; zum Glück waren viele von den Serben selbst bereitgestellte Schrapnelle vorhanden. Die auf der Brücke in Reihen sich drängenden Feinde konnten nicht durch, da die Ein- und Ausgänge verstopft waren; die meisten fielen oder sprangen in die Sade und ertranken. Hunderte wurden zusammengehoben; das Flußufer war

führung wichtige Meldung über die Stärke und den Aufmarsch der serbischen Truppen.

Eine verhältnismäßig kleine Abtheilung der untern liegenden österreichisch-ungarischen Armee ging zu erst ins Gefecht, trug das Feuer bis auf 200 Schritt an den Gegner heran und hielt dort trotz der Übermacht der Serben mit Aufopferung in jähestem Kampfe bis vier Uhr nachmittags den Gegner zurück.

Nach vier Uhr nachmittags kam Verstärkung, die nun mit den Serben den Hauptkampf aufnahm. Wieder ein heldenhafte Ringen, das dank der Hingabe unserer Truppen nach dreistündiger Dauer zu unseren Gunsten entschieden war. Gegen sieben Uhr abends verstummte das serbische Feuer allmählich, da unsere Truppen immer weitere Verstärkungen erhielten. Der Kampf dauerte noch in den Abendstunden kurze Zeit fort, bis der Rest der Serben genötigt war, sich bedingungslos zu ergeben, wodurch uns 5000 Serben als Gefangene in die Hände fielen.

Die Serben ergaben sich keineswegs, wie es in den Berichten hieß, ohne weiteres. Von einem Schwerten der weißen Tücher haben wir, die wir im Felde standen, wenigstens nichts bemerkt. Es muß als alleiniges Verdienst unserer Truppen hingestellt werden, daß diese einstündige Schlacht mit einem so schönen Erfolge der Unseren endete. Unsere Truppen haben, vom Offizier angefangen bis zum letzten Mann, einen Heldenmut und eine Ausdauer bewiesen, wie man sie selten finden wird. Es war ein sehr schwerer Kampf, in dem sich die Serben ehrenvoll benommen haben, und man würde ihnen unrecht tun, wollte man ihre Kampfesweise verurteilen.

Das im vorstehenden Bericht den Serben gezollte Lob wird wesentlich beeinträchtigt durch die Auslagen eines anderen Mittkämpfers, der die Serben nur als Räuberbande betrachtet und auch versichert, daß sie Dumdumgeschosse gebrauchten. Von dieser Schlacht erzählt er noch weiter, daß von den 5000 Gefangenen jeder einzeln entwaffnet werden mußte, da die österreichisch-ungarischen Truppen einen so engen Kreis um sie geschlossen hatten, daß sie nicht fliehen konnten. 7000 Serben wurden in die Sade gedrängt, so daß diese sich flau und eine tote Färbung zeigte. Aus einem anderen uns vorliegenden Bericht lassen wir noch einige Einzelheiten aus dem Endkampf auf der Sadebrücke folgen: Raum hörten wir den Lärm deren Eingang eine serbische Batterie stand, als wir auch schon zur Hand waren. Wir waren ungefähr 120 Schritt schossen wir in die dichten Häufen hinein, so daß sie zu Tuhenden zusammenstürzten. Im Ru hatten wir die serbischen Geschütze gegen die Brücke gewendet und auf die flüchtenden Serben abgefeuert; zum Glück waren viele von den Serben selbst bereitgestellte Schrapnelle vorhanden. Die auf der Brücke in Reihen sich drängenden Feinde konnten nicht durch, da die Ein- und Ausgänge verstopft waren; die meisten fielen oder sprangen in die Sade und ertranken. Hunderte wurden zusammengehoben; das Flußufer war

derart mit Leichen bedeckt, daß man dort nicht gehen konnte; in Haufen lagen sie neben- und übereinander. Es war etwa elf Uhr nachts.

Der Mond trat aus dem Gewöl und beschien mit seiner bleichen Silberbelle die schauerlich schöne Szenerie, deren Eigenart durch die glühenden Flammen der explodierenden serbischen Munitionswagen noch erhöht wurde; die herausragenden Ketten fuhren wie Leuchtballen über das glühende Wasser und ließen alles noch deutlicher erkennen. Weiter wolle verlustigen serbische Abteilungen an einer fahabwärts befindlichen Stelle auf Höhen herabzucken, um uns in den Rücken fallen zu lassen. Die schmale Ufer der Serben wurde aber vollständig vereitelt; alle wurden sie erschossen, oder sie ertranken.

Kurz nach dieser vernichtenden Niederlage drangen reguläre serbische Truppen und größere Banden von Komitadschi an mehreren Stellen gleichzeitig in Syrmien und in den Banat ein. Syrmien wird von der Donau und Serbien begrenzt und umfaßt ein Areal von 6810 Quadrat-Kilometer. Die Serben übergriffen im Westen bei Drenovaz-Brogar, Prava-Kovoselo-Supinovo und Orlac-Graobara die Save, um in Syrmien einzufallen, darunter auch mehrere tausend Mann, die bisher bei Belgrad gestanden hatten. Die Gesamtzahl der in Syrmien eingeschlagenen serbischen Truppen wurde mit etwa 15000 Mann angegeben, mit Einschluß der Freischärler. Ihr Vormarsch wurde sofort von I. u. L. Auffklärungsdienst festgestellt. Man ließ aber die in Syrmien eingestellten Serben, ebenso wie es mit der Timokdivision bei Mitrovitz geschehen war, unbehelligt einmarschieren und den Übergang vollenden. Die feindlichen Truppen, die leichte Geschütz und Maschinengewehre mitführen und bei denen sich auch eine Regimentsmusik befand, setzten sich in zwei Abteilungen in der Richtung gegen Jibin in Marsch. Die Serben wurden in einer ähnlichen Save wie bei Mitrovitz-Ruma von den österreichisch-ungarischen Truppen gestellt. Es entwickelte sich ein Kampf, der auf der ganzen Linie mit großer Heftigkeit geführt wurde. Als die I. u. L. Truppen die von Peterwardein anrückenden Verstärkungen einsehen konnten, nahm der Kampf einen solchen, für den Feind ungünstigen Verlauf. Belobens durch die Artillerie unserer Verbündeten erlitten die Serben furchtbare Verluste. Ein Teil wurde von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten. Alle Verluste, die Unten der österreichisch-ungarischen Truppen zu durchbrechen, scheiterten an deren bewundernswürdigen Haltung. Das Ergebnis des Einsatzes war eine völlige Niederlage der Serben, die Tausende an Gefallenen und Gefangenen verloren.

Ein weiterer serbischer Angriff erfolgte seitens der im Raume von Mitrovitz in der Stärke einer halben Division versammelten serbischen Truppen. Viele einrückten am 12. September gegen. Die letzten aus mehreren schweren Batterien von der serbischen Grenze aus ein Bombardement gegen die offene Stadt Pancsova. Die österreichisch-ungarischen, in geringer Zahl hier stehenden Beobachtungstruppen gingen bei Beginn der Kanonade zurück, nachdem sie festgestellt hatten, daß die Serben den Übergang über die Donau unter dem Feuer ihrer Batterien durchführen wollten. Nach einem kurzen Scheitern widerstand ließ man beschleunigt die serbischen Abteilungen den Übergang über die Donau vollziehen. Das Bombardement gegen Pancsova, das mit wechselnder Heftigkeit zwei Stunden lang fortgesetzt wurde, richtete dort geringen Schaden an. Es wurde eine Anzahl Gebäude in Trümmer gelegt, ein Brand, der an einer Stelle ausbrach, konnte jedoch rasch gelöscht werden. Inzwischen hatten die Serben, etwa 7000–8000 Mann stark, den Übergang vollzogen und rückten, letzte Artillerie mit sich führend, gegen Pancsova vor. Sie waren, wie immer, von Freischärlern begleitet, die die Vorhut bildeten. Während ein Teil der Serben sich gegen die Stadt Pancsova wandte, setzte ihre Hauptmasse den Marsch in der Richtung Dolovo fort. Dort wurden die Serben vom Gegner gestellt und zum offenen Kampfe gezwungen. Sie zeigten sich auch diesmal den österreichisch-ungarischen Truppen nicht gewachsen und wurden nach kurzem Artilleriegefecht im Bajonettkampf über den Haufen geworfen. Damit waren nun die serbischen Angriffsvorläufer vollständig zusammen-

gebrochen. Ganze Scharen der Serben wurden zu Gefangenen gemacht, fast ihre ganze Artillerie erbeutet. Ein kleiner Rest ging über die Donau zurück, wobei wieder Hunderte ums Leben kamen. Ein Monitor beschloß die fliehenden Serben und zerstörte die serbischen Batteriestellungen gegenüber von Pancsova. Die in Pancsova selbst eingeschlagenen Serben fanden in der Mehrzahl den Tod. Ein österreichischer Teilnehmer am Kampfe entwarf in der „Neuen Freien Presse“ folgendes padende Bild von der Zurückweisung dieser serbischen Eindringlinge:

„Diesen Bericht, der den Ruhm meines braven Regiments und der Infanteriedivision, der es angehört, kurz darzustellen soll, schreibe ich in dem Schutze eines tiefen Gedankens, daß ich gegen die fengende Sonne Syrmien. Von Süd und West löst sich nicht mehr solcher Bilder. Das Regiment liegt mit der Division in einer Lauerstellung. Dieser und ernst ist die Stimmung der braven Mannschaft und der Offiziere. Denn manche der Kameraden sind vorgestern gefallen, verblutet oder verwundet auf dem Felde der Ehre. Aber die Opfer waren nicht vergeblich: das Regiment hat den Tag gerettet und zum Erfolg am nachfolgenden beigetragen.“

Seit zwei Tagen lagern wir in einem reichen fruchtbaren Dorfe mit über 60 Meier breiter Hauptstraße, die wie alle Dörfer hier. Vom Gegner keine Spur. Am Sauser steht zur Sicherung kroatische Kompanien. Das Regiment wird sich hier von den serbischen Kämpfern erholen. Der Meinung ist wohl auch das Divisionskommando, beim feind Sonntag, acht Uhr früh, ist zu Ehren der Gefallenen eine Festmahl angelegt.

Am neun Uhr kommt der Kommandobefehl nach Norden gegen Ruma. Das Regiment wird alarmiert und sammelt sich auf dem Marktplatz. Plötzlich, um halb zehn Uhr vormittags, kommen zwei Kompanien, die zwei Verwundete schleppen. Sie melken atemlos, daß gegen zwei Uhr nachts nur sechs Kilometer von uns entfernt große Abteilungen von Serben mit Artillerie und Maschinengewehren über die Save gegangen seien. Die Feldwachposten überwallt, die Hauptposten, nachdem sie ihre Munition verlohren, meist gefesselt oder gefangen genommen worden. Die Verwundeten befehligen die wertvollste Werbung.

Das Regimentskommando entschließt sich darauf kurz, das Regiment vor der Westfront des Dries mit der Front nach Südwest in Gefechtsstellung zu bringen und die über die Save gekommenen Serben anzugreifen. Nachricht und Gefechtsparatillen werden ausgesendet. Vorliegen indes in gespannter Erwartung vor der Front in etwa vier Kilometer Ausdehnung. Denn es muß ein großer Raum gesichert werden, da wir die Straße nicht kennen, und überflügelt werden dürfen und schließlich auf das Eingreifen der anderen Truppen unserer Division hofften, die sofort verständigt wurden.

Um elf Uhr beginnt das Vorgehen über die weite Ebene, die stellenweise mit hohem Kufuruz, der Weizen und Weizen überlagert, bepflanzt ist. Die springenden weißen Abfäßen der Schrapnelle zeigen uns, daß die serbische Artillerie, die bereits aufs Korn nimmt. Sie werben rasch abgefeuert, die Sprengpunkte niedriger, und rasch fallen auch zahlreiche Granaten mit furchtlichem Gedröhn vom jenseitigen Sauser in und vor unsere Schwarmlinien. Doch unaufhaltsam bringt unsere Infanterie vor trotz des beständigen Gewehrfeuers, das nun beginnt. Die an der Straße sehr gut eingegrabenen Serben überschütten uns mit Gewehrfeuer, das, da es meist zu hoch geht, in unseren Reihen auf-räumt.

Aber unaufhaltsam vorwärts dringt unser Regiment, obwohl oft ganze Schwarmlinien auf dem glattsartigen Gelände gefällt werden und viele Offiziere fallen. Die zahlreichen Verwundeten strömen zurück auf die drei Hilfsplätze, die zum Teil im feindlichen Feuer arbeiten. Von dort werden sie auf Wagen in die Schule des Dries, die inzwischen eingerichtet worden ist, und in zahlreiche Häuser gebracht.

Trotz der großen Verluste und obwohl unsere Hauptdivision, die hinter einem Heuschloß am Südbende des Dries aufgestellt ist, gegen die wie immer unsichtbar eingegrabene serbische Artillerie nur wenig wirken kann, geht das Regiment bis auf 300 Schritt an den Feind heran.



Ungarische Schützen. (Mit. Bild. Gerd. West.)



Indische Reiterei auf dem Marsch.



Zwei und Franzose im Gefangenenslager zu Feldschloßfeld. (Mit. Bild. Gerd. West.)



Zwei in englischen Diensten stehende indische Offiziere. (Mit. Bild. Gerd. West.)



Gewerks eines kanadischen Infanterieregiments in London. (Mit. Bild. Gerd. West.)



Schwarze Generealkruppen. (Mit. Bild. Gerd. West.)

Freiwillige Stütztruppen auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Münder der Selbstlosigkeit und Tapferkeit werden im Augenblick verrichtet. Ein verwundeter Offizier bleibt noch eine Stunde trotz großer Wundertaten in der Schützengrabenlinie, geht dann eine Stunde weit in den Ort, sammelt die Munitionsträger und Wagen und fährt sie persönlich in die Gefechtslinie. Ein Offizierbusche geht hinter die eigene Schützengrabenlinie ins feindliche Feuer, schultert einen Unteroffizier, der am Fuße verwundet ist, und trägt ihn zur Verwundetenenträgerpalouille.

Solcher Heldentaten ließen sich noch viele berichten, denn beinahe jeder, der in einem solchen Feuer ausnahm, ist ein Held. Das Regiment hat gegen mehr als eine dreifache Übermacht an Infanterie und an Artilleriefeuer sich allein bis sechs Uhr abends gewehrt. Erst da kommt

das Bruderregiment und geht gegen die linke Flanke des Gegners vor. — Die Brigade steht bei Eintritt der Dunkelheit mit Teilen eines Infanteriebataillons in der rechten Flanke mit gefälltem Bajonett vor, und der Rest des Gegners, der noch eingeschlossen ist, bittet um Gnade. Nur wenige Schüsse fallen. Dann sieht man, daß die Gefechtslinie der Serben zerfallen ist und viele zerben und einige Geflüchte in der Gasse verlaufen, nachdem erster versucht hatten, das andere Ufer schwimmend zu erreichen. Ingefahr 4700 Gefangene, 8 Maschinengewehre und 4 Geschütze sind in unseren Händen, zahlreiche persönliche Verwundete und Leichname bedecken das Feld.

Doch hat auch unser Regiment viel Herzblut vergossen.

(Fortsetzung folgt)

Illustrierte Kriegsberichte.

In der Etappe.

(Siehe die Bilder Seite 286—287.)

Eine Etappe hat die wichtige Aufgabe, den Vortritt zwischen der Front und der Heimat aufrecht zu erhalten; sie ist Sammel- und Speiseboden zugleich.

Das wichtigste für die fechtende Truppe ist Munition; Gewehr und Kanone wollen fleißig gespeist werden, um dem Feinde ihre heißen Grüße senden zu können. Deshalb kommen endlose Reiben von Munitionskolonnen vom Schlachtfeld herein, um neuen Schießbedarf zu holen; bespritzt bis oben rollen die schweren Wagen einher, gezogen von prächtigen schweren Pferden und geleitet von ernstlichen Landwuchsteuten, bei denen der Kriegswillkür und die schweren Geschütze sich zu einem kräftigen, eindrucksvollen Bilde vereinen.

An der Ladestelle warten Landsturmleute, um die hohlen Leiber der Lastautos mit Granaten, Schrapnellen und Patronen zu füllen.

Auf der anderen Seite der Straße halten Leiterwagen und andere Fußwege mit Bläsen bedeckt heran, die aus den Feldbäckereien und Depots Kommissbrot, Konservenfleisch und Suppenbeuteln, vielleicht auch einige Kräfte Bier an den an der Front stehenden Soldaten zuführen.

Dazwischen rattern und knattern leichte Autos zu den Güterwagen, auf denen noch die Aufschrift prangt: „Löwenbräu, Spatenbräu — München“. Aus diesen Wagen kommt aber jetzt kein bayerisches Bier, sondern Pulver, Karbol, Verbandzeug und Tragbahnen. Dies alles nehmen die leichten Autos auf und bringen es an die Verbandplätze.

Hochbepackt sieht man auch die verschiedenen Feldpostautos. Neben und zwischen diesen Wagenreihen müssen aber zur Front marschierende und reitende Truppen sich durchwinden. Erstreckt sich dann, wie es leicht geschieht, eine Störung oder ein Zusammenstoß, so entwirren einige kräftige soldatische Aeselen oder ein Witzwort hinüber und herüber rasch den Ansturm von Menschen, Pferden und Wagen und retten die verwickelte Lage.

Oder der blutige Ernst des Krieges bringt die Kolonnen sofort zum Halten; es tritt plötzlich eine feierliche Stille ein: man läßt einen Zug von langsam schreitenden oder hinternden Gefallen an den Wagen vorbeifahren. Es sind Verwundete, bleichen Angesichts, mit Binden am Kopf oder Arm; sie gehen zum Lazarettzug, der sie in die Heimat bringen soll.

Schwererwundete werden zum Bahnhof gefahren. Hier treffen sie auch wohl mit französischen Gefangenen zusammen, die ins Innere des Landes abgeführt werden.



Der Kriegsschauplatz in Belgien und Nordfrankreich.



Magistral deutscher Kavallerie bei Dagebrouck am 10. Oktober 1914.
Nach einer Originalaufnahme von W. Baranowski.



Deutsche Wochst in St. Amand auf dem Vormarsch nach Lille

folten. Jetzt naht sich eine lange Reihe von eroberten französischen Kanonen dem Bahnhof. Bayerische Landsturmleute (München I) mit der schwarzen Mütze und dem goldenen Kreuz darauf ziehen geschossene, zerbeulte Kanonen oder noch mit Schrapnellen gefüllte Progen zur Güterrampe, von wo sie als Siegesbeute nach den Hauptstädten verteilt werden.

Auf einmal sieht man eine Bewegung unter den Offizieren, Soldaten, Verwundeten am Bahnhof; Zeitungen kommen zur Verteilung, die man begierig erhascht, um sie später ebenso begierig zu lesen; nichts ist ja dem Soldaten willkommener, als wieder einmal von der Welt da draußen etwas zu erfahren.

So lebhaft geht es in einer Etappe zu, und so vielseitig sind ihre Vermittlungsdienste zwischen Heimat und Front.

Die Reiter Schlacht bei Lilla.

(Hierzu die Bilder Seite 293—295 und die Karte Seite 292.)

Die französischen englischen Verluste, unseren rechten Flügel auf dem weissen Kriegsschloß zu umgehen, und dank der guten Führung, der Ausdauer und Tapferkeit unserer Truppen alle Nachtheile gestiftet. Sie haben durch das immer weiter nach Norden sich richtende Vorgehen des Feindes nach und nach dahin geführt, daß sich die nordwestliche Flügel der eigenen Schlachtkraft bis an das Gefilde der Nordsee ausdehnte. Das hat eine ganz neue Lage geschaffen, die nach dem Fall der Stellung unter Weppe dadurch noch verwickelter wurde, daß die Trimmer der englisch-belgischen Belagungsarmee über die beiden Salen, Fenne und Dinsticht nach Nordosttreich zu sich vorwärts zu bewegen, und die Truppen, die diesen Flanken auf den Rücken des Feindes hielten, nicht hindern vermochten. Während nun auf der ganzen linken Front die Möglichkeiten moderner Belagerebefähigung in Geltung traten, so daß weder in der Mitte, noch auf unserem linken Flügel entscheidende Erfolge erzielt wurden, waren unsere Truppen am äußersten rechten Flügel in unaußer-

der Bewegung, die, da der Feind hier überall in die Vertiefungslinie gedrängt wurde, schließlich zur Bildung einer langgestreckten Schlachtlinie zwischen demort — Dinmuden — Öpern und schließlich davon bis La Raffée führte.

Zu Vorrückung alles dasen legte aber unsere Artmeileitung zwar schon früher Einhalt, da alle in die Bewegung, und hier, westlich dieses unmittleren Plazes, kam es schon vor den Stäupen entlang dem Öperalan zum Schlagen. Unter diesen Zusammenstößen rief zwar Reiter-schlachten besonders bemerkenswert, aber die das heutige Öperngebiet nur für uneben, und die Schlachtlinie überaus unregelmäßig am 10. Oktober, aber die französische Kavallerieinführung völlig, bei Gagebrand eine andere französische Kavallerieinführung unter schweren Verlusten geschlagen worden.

vorgetragen. Revolver bei einem Einwohner über den Kopf gehalten. Gleich darauf fand der Korrespondent zwanzig deutsche Kadaver vor der Kathedrale liegen und an der Brücke über den Kanal mehrere abgelegene Mäntel. Während er sich diese nun in Mühe betrachtete, hatten, so erzählt er, plötzlich ungeheure Mäntelmannen, zweier Mäntel, auf jungen, kräftigen Pferden, dann, wie es heißt, die Totenpostkutschen. Sie würdigten die Botschaften zu empfangen und immer mehr und mehr wurden braunen rüden beritten. Dann folgten die in braunen Mänteln, endlich, die „Macht am Rhein“ fuhren, Infanterie, Artillerie, Sattung und die sichere Mäntel ihres rhythmischen Schrittes. Er gesteht ihm auferstanden. Er vermutet, daß er ein ganzes Armeekorps beobachtet habe, das von Wons kommend, nach Kie vorgeht, und daß er Zeuge eines Vorstoßes vom größten Bedeutung geworden sei. Er beschloß nun, in benedictine Mäntel zu bleiben, und rüßte dann in einer zweiten Mäntel. Während er sich in der Mäntel des deutschen Soldaten, bei man in Frankreich und sonst im Ausland als Barbaren zu beschämen behelfe.

Der Italiener hat offenbar die Truppen gesehen, deren Kavallerie wenige Tage später westlich Lille und bei Saebrond auf französische Reitertrüpfen fiel, und so gründlich mit ihr anfrümrte. Es war jedenfalls wieder einmal eine schneidende deutsche Reitertrüpf, die dem Feinde sehr heftige Verluste befestigte. Selbst doch die französische Division aus drei Kavalleriebrigaden war je zwei Regimentern, jedes aus vier Eskadronen geredmet. Jeder Kavalleriebrigade fehlte eine Wälschenegeehrtenp. nie ausgeteilt, außerdem eine berittene Telegraphen-, eine S-penn- und eine Reiter-Abtheilung, insgesamt 1200 Mann. Die 12. Division hatte die Trüpfen von 9000 Soldaten, die untere Hälfte Reiter westlich Lille und Saebrond in offenkundiger Begegnungsschlacht mit flüchtiger Wälsch in die Pfanne gegeben haben.

Die Schlacht bei Wehlau—Allenburg— Nordenburg—Angerburg.

(Hierzu das Bild Seite 288-289.)

Die von General v. Rennenkampff geführte russische Wilna- oder Heinenarmee war in der Richtung des Pregels über Gumbinnen und Insterburg vorgezogen, überall Schreden verbreitend. „Die Menschen flohen vor ihr her, wie wenn der Wolf die Herde scheucht,“ tönte man in Anlehnung an das Dichterwort sagen. Diese zweite russische (Wilna-)Armee hatte Tapiala erreicht und beschossen, wo-

bei am meisten die Umgebung des Marktes litt. Nicht einmal die Besserungs- und Landbespflanzung mit rund 500 Kranken ward verschont. Die auf dem Turme der Anstalt wehenden Fahnen des Roten Kreuzes dienten den Russen vielmehr als - Zielscheibe. Elf Kranke wurden bei der Beschießung getötet, mehrere verletzt.

Die Hauptmasse der Rufen fand zwischen Wexlau—Altenburg—Gerbau—Nordenburg—Angerburg. Diese Linie wurde unter geschickter Benützung der Bodenverhältnisse und der natürlichen Hilfsmittel zur Verteidigung eingerichtet; Fernkampf hatte also offenbar nicht die Absicht zu weiterer Vordringen. Seine Stellung aber wollte er mit Macht halten, was aus den herbeigebachten schweren Belagerungsgeschützen hervorgeht, die zur Verletzung preußischer Festungen bestimmt waren. Sehr deutlich ist durch die bezeichnete, etwa 60 Kilometer lange Luftlinie die Aufmarschrichtung des Feindes gegeben.

Über die Operationen des deutschen Angriffsheers gibt der Bericht des stellvertretenden Generalkommandos des 17. Armeekorps in der Zeit von Mitte August bis Mitte September 1944 ein überblickendes Bild. Danach ging das Korps nach kurzer Ruhe und Ergänzung der Munition am 4. September wieder in nördlicher Richtung vor, um in der Gegend von Ankenim die Fronten des deutschen 17. Armeekorps mit denen der russischen 1. Armee zu durchbrechen. Die russischen Streitkräfte hatten sich jedoch verfestigt und es gelang nicht, sie zu durchbrechen. Die starken Stellungen, die der Feind zum Schutz seines schon eingeleiteten Rückzuges an den Seennengen nördlich Dogen mit großem Geschick tagelang ausgebaut hatte, wurden am 8. und 9. September nach starker Beschädigung durch feindliche und schwere Artillerie im Sturz genommen. Der Feind ging überall nach barackadischer Verteidigung auf einen anderen Verteidigungspunkt zurück. Rompanin, der Kommandeur des 17. Armeekorps, wurde am 12. September von den Deutschen Infanterieregiments Nr. 28 eine russische Batterie im Sturm.

In der weiteren Verfolgung brach das 17. Armeekorps auch am 10., 11. und 12. September den Widerstand des Feindes überall, wo dieser seinen Rückzug noch in verstärkten Stellungen zu beden luchte. Hierbei kam es wiederholt zu nachtheiligen Bajonettkämpfen.

Bei allen diesen Kämpfen waren Truppen von der Südgrenze bei Soldan, aus Königsberg und aus anderen Orten zusammengezogen worden. Die Südgrenze hatte nur die notwendigeren Kräfte behalten, um einem etwaigen neuen Vordringen des Feindes von Mawa her zu begegnen. Unsere Heeresleitung ging am 10. September zwischen Nordenburg und Angerburg gegen die russische Haupt-



Deutsche Hornisten tranken ihre Pferde in St. Amand.

Nota. Mercenarie Statoburgen. Kruiterda

armee zu dem so oft bewährten Planenangriff über. Den russischen rechten Flügel bei Welslau-Allenburg schlugen die Moor-gegenen des Frischingflusses und andere natürliche Hindernisse vor. Überall schlugen; der linke Flügel war gegen drohende Umkloppungen durch das 22. (finnische) Armeekorps gebildet.

Am Donnerstag den 10. September herrschte in der Morgensfrühe lebhafter Wind. Zwischen den Städten Drensfurt und Angerburg tobte der Kampf besonders heftig. Immer neue Rauchfäulen stiegen zum Himmel. Der Wind legte sie zur Erde nieder. Über der Mäslatt erschienen kleine, wolkenartige Gekübel, die Schrapnelle, die einen Augenblick am unteren Rande schwarz erschienen und dann ihren vernichtenden Inhalt herniedererschüttelten. In einem Soldatenbriefe heißt es darüber: „Wir rüdten mit der Waffe nach Norden und nachher in Wärschen bis zwischen Darkehmen und Soltau, wo wir auf den Feind stießen. Das erste tödliche Ringen begann um sieben Uhr früh auf der ganzen Linie und währte bis drei Uhr morgens am nächsten Tage. Dann ruhten wir uns zurückziehen, da der Feind viermal stärker war. Später aber blühten uns die Hosen.“ Sehr eindrucksvoll schildert ein deutscher Offizier die große Bedrängnis seines Bataillons in jener für uns siegreichen Entscheidungsschlacht:

„Es war nach harten Ringen bereits die zweite Stunde nachmittags; seit früh fünf Uhr tobte der Kampf. Stundenlang pflügte uns die Kugel um den Kopf, und fast alle Pferde und Mannschaften meiner nächsten Umgebung liegen in ihrem Blute, auch mein braver Knappe, den ich gestellt bekommen habe. Unser Bataillon ist bis zur letzten Kelerde eingekesselt und hat sich bis auf 200 Meter an den Feind herangelassen, der aber sehr und fest in seiner Verteidigung steht und uns ein mörderisches Feuer entgegenhagelt. Unsere Schützenlinie wird beständig dünner, einer nach dem anderen sinkt blutend nieder und haucht sein braves Leben aus. Mit dem Oberleutnant, dem Kommandeur, liege ich im Sogel der Geschosse, 50 Meter zurück, zur Not gebückt; die Artillerie, unsere einzige Rettung, liegt 1000 Meter zurück. Der Feind sagt immer neue Verstärkungen in seine Schützenlinie, und immer dichter hagelt die Geschosse. Hilfe tut dringend not; unser braves Bataillon ist am Verbluten, und immer stärker drängt der Feind. Da fällt der Blick des Kommandeurs auf mich und mein gesundes Pferd. Er sagt mir nichts; aber ich verstehe ihn ohne Worte. Ein kurzer Händedruck, ein kurzes Lebenswort, und durch ein obersprengendes Granat- und Gewehrfeuer sage ich zurück, die ersuchte rettende Artillerie vorzuziehen. ... Wie ich die Batterie erreichte, weiß ich nicht. Mit Gottes Hilfe gelang es mir aber, unversehrt die Stellungen zu erreichen und drei Batterien nach vorwärts zu ziehen. Nach einmal in rasendem Tempo zurück durch daselbe Feuer, und glücklich gelangte ich zu meinem Bataillon. Mit donnerndem Gepöller raste unsere Artillerie

heran, und nun ging's mit Hurra drauf los. Reihenweise stießen die Russen, zu Tausen lagen ihre Leuten; scharenweise flüchteten sie auf unser Schrapnellfeuer aus ihren Versteckungen, und kaum waren sie sichtbar, so knallten unsere Schützen sie nieder. ... P'ngs brannten die Dörfer und herrlichen Güter. Mitternacht war der Himmel gefärbt. Dann erst deckte barnberzig das Dunkel der Nacht das grauliche Schlachtfeld.“

Nun konnten die Ostpreußen endlich erleichtert aufatmen. Knapp und klar wie immer berichtete der Generalquartiermeister v. Stein am 13. September über die Schlacht wie folgt: „In Ostpreußen ist die Lage hervorragend gut. Die russische Armee steht in vollster Auflösung. Bisher hat sie mindestens 150 Geschütze und 20 000–30 000 unverwundete Gefangene verloren.“

Selbst die russische Heeresleitung konnte die Niederlage nicht beschönigen; daß aber zwei große Armeen geradegu vernichtet sind, wissen in Rußland nur wenige.



Urtreue der Szene in der Schlacht von Tannenberg. (Hierzu die Bilder Seite 297.)

Eroberung einer Fahne bei Jamosc.

(Hierzu die Bilder Seite 297.)

Die Schlacht, die in dem großen Raum Jamosc-Insgewoge vom 26. August bis 1. September tobte und über die wir eingehend bereits auf Seite 116 berichteten, war bis dahin eine der größten, die je auf dem Festlande Europas ausgefochten wurde. Es kennzeichnet den gegenwärtigen Weltkrieg, daß diese glänzende Waffentat, die mit dem vollständigen Sieg der Armee des Generals v. Klaffenberg über die Russen endete, heute durch noch längere und blutigere Schlachten bereits in zweite Linie rückt. Sie wird aber für alle Zeiten ein Glanzpunkt unter den Heldentaten der österreichisch-ungarischen Heere bleiben. Scharen von Gefangenen, über 200 Geschütze und viele Maschinengewehre fielen in die Hände der Sieger. Unter dem reichen erbeuteten Kriegsmaterial fanden sich auch mehrere russische Fahnen. Unser Bild zeigt die Eroberung einer

Teil gerade der liberalen englischen Presse wurde sich damals wiederum entkräftet gegen solche „barbarische, menschenunwürdige“ Pläne; lebten doch in jener Zeit viele in die politische Herenklammer von Sir Grey und Genossen nicht eingeweihte Engländer der Meinung, daß ein freundlicher Ausgleich mit Deutschland möglich sei, und fürchteten deshalb, daß ihre eigenen Landsleute unter Umständen gegen jene Reger kämpfen müßten. Jetzt aber, da es gegen den Deutschen geht, ist jede Hülfe recht, jeder europäische Rassenhass dahin. Englische wie französische Zeitungen berichten in einem wahren Freudenrausch immer wieder von den wunderbaren Eigenschaften dieser – übrigens vielfach sehr gegen ihren Willen herbeigeholten – Hilfstruppen, seien es nun indische Gurkha, Sikh, Afrikaner und Araber oder afrikanische Reger, Madagassier, Berber und Neger, deren Gesamtheit der nicht im mindesten durch sie eingeschränkte deutsche Soldatenhumor kurzweg „Hagenbeds Völkchen“ benannt hat.

solchen. Ein blutiger Kampf ging diesem Triumph voraus. Die Russen verteilten ihr militärisches Heiligtum mit ungemeiner Tapferkeit. Aber ein unerwarteter Schrapnellschuß brachte furchtbare Verwundung in ihre Reihen. Einige wendeten sich, um zu fliehen. Der Führer hielt seine Fier hoch, aber schon hatte ein tapferer österreichischer Infanterist sich bis zu ihm durchgearbeitet und verlegte ihm mit dem Gewehrfaß einen wuchtigen Schlag. Die Russen begannen zu wanken. An der Spitze der Seinen rüßte der österreichische Hauptmann vor. Die Russen fliehen, ihre Fahne aber gelangt in den Besitz ihrer heldenhaften Verfolger.

Fremdländische Hilfs-völker unser Gegner.

(Hierzu die Bilder Seite 291.)

Es ist keine neue Erscheinung, daß die Feinde, gegen die wir um Ehre und Freiheit unseres Vaterlandes ringen, in ihren europäischen Kriegen auch Eingeborenen aus ihren Kolonien zur Hilfeleistung heranziehen. Schon im Kriege von 1870/71 tröpften die Franzosen an ihre aus Babylon und Neger gebildeten Turcoregimenter die größten Hoffnungen, die sich aber keineswegs erfüllten. Damals schloß es nicht an englischen Stimmen, die sich voll Entrüstung dagegen wendeten, daß man „Wilde“ gegen Europäer in den Kampf brachte. Aber schon 1877, als die Russen Konstantinopel bedrohten, holte der Zar selber indische Truppen nach dem Westen, ebenso 1882 in den ägyptischen Unruhen, und im Jahre 1900 sogar gegen die für ihre Unabhängigkeit streitenden Buren!

Elma drei Jahre dürfte es her sein, daß angelegene französische Militärschriftsteller in verschiedenen Blättern die Forderung aufstellten, das durch den Geburtenrückgang in Frankreich drohende zahlenmäßige Zurückbleiben der französischen Armee hinter der deutschen bei einem ausbrechenden europäischen Krieg durch Heranziehen von Senegalschützen, also Negern, auszugleichen. Ein großer



Was die Zahl anbetrifft, so schwanken die Angaben sehr beträchtlich. Es konnte natürlich nur ein Teil herangezogen werden; auch sollen sich die Madagaskaner, also die Afriki und Vatschi, sowie die aus Nordafrika stammenden Anhänger des Islams als nicht völlig zuverlässig erweisen haben. An Eingeborenenruppen überhaupt hat Frankreich 4 Regimenter Tonkinen, 1 Regiment Annamiten, 3 Regimenter Madagascar, 1 Regiment der Senegalese, 6 Bataillone Senegalwägen, 10 Regimenter 2 Bataillone Senegalwägen, 8 Regimenter eingeborene Wägen aus Nordafrika, sämtlich Infanterie, deren 68 Batterien eingetragene Artillerie und sonstige kleinere Abteilungen. Die Engländer haben an indischen Truppen 133 Bataillone Infanterie, 39 Bataillone Kavallerie, 13 Batterien Artillerie und kleine Abteilungen für andere Dienstzweige; auch in ihren unstilligen Kolonial- und Einflussgebieten, wie Ägypten, Nigeria, Zentralafrika, Ostafrika, Somaliland usw., sind ihnen eingetragene Bataillone gebildet worden. Diese militärischen Formationen in den Tropen und Subtropen dagegen, die auch gegen uns kämpfen sollen, bestehen aus Angehörigen der weißen Rasse und sind nach dem Maßstabe aufgebaut.

Bei Montigny.

(Aus einem Feldpostbrief.)

Landstuhl, den 21. September 1914.

Meine Lieben!

Am Freitag abend hatten wir als Spitze unserer Brigade das Dörfchen Br. östlich Dun s. M. erreicht. Wie immer hatte unsere stolze erste Kompanie die Ehre, Vorposten zu stellen.

Heilte war das durch Kavalierfreilassung gemeldet worden, daß die Segenbiss auf das Meer frei sei. Die Caffe markierte also getrocknet noch etwa 5 Kilometer vor, in einen jähigen Wald hinein, hellte zwei Feldwägen und einen Unteroffizierposten aus und begab sich, nach Entteling der Postkutschen die Straße nach unten, gegenwärtig war der Fußweg, der aber nicht, daß eine von uns trug unerbittlich Müdigkeit die Augen geschlossen hätte, wenn er eine Wohnung der Wahrheit gehabt hätte. Tatsächlich hellte sich am kommenden Morgen heraus, daß 3000 verbrannte Franzosen mit einigen Wägen gewogenen sich in denselben Wald hang, und die ersten waren, daß der Fußweg, der in der ersten Wägen hatten vier Hundert sorglos geschlossen!

Am andern Morgen dann, als dicke Nebel jede Aussicht verschleierten und pfeilschnel von allen Seiten die Nacht hereinbrach, wurde uns klar, wo wir eigentlich geschlafen hatten. Über inaqualem Maß Verstärkung und besonders unsere Wadenschwefel; nun trieten wir erst wieder auf. Und als die Nebelschleier sich langsam verzogen, da hatten wir uns schön eingericht im Waldrand.

Und da kommen sie auch schon „vom Bache hienieder“ in hellen Saufen, teilweise mit, teilweise ohne Gewehr, mit und ohne Tornister, wie immer! Und als sie in hellen

Saufen und Rollen im Tal vorwärts wälzten, da legten wir unsere Maschinengewehre los. Wenigen Augenblicke bedeckten Granatpfen den rotgefärbten Himmel. Die übrigen 2000 Mann zogen sich gefangen nehmen zu lassen. Sie hatten fast keine Verluste.

Klug geworden durch die Ver-
gingen war nun mit der allergrößten
Vorlicht weiter gegen die Maas
Gleichend brannte die Sonne auf uns
hieder, als wir uns in ganz lösen
Schilfen, Mann von Mann
10 Schritte Zwischenraum, Unte von
Linie 100 Meter Abstand, gegen
Sessel an der Maas in Bewegung
setzten. Alle Augenblicke erwarteten
wir Feuer in unseren Reihen von
einem Berg, der sich in der Ferne,
jenseits der Maas, erhob und von dem
man wußte, daß er stark besetzt
war. Doch kein Schuß fiel, so daß

wir alle an eine Fasse glaubten, in die man uns loden wollte.

Doch weiter ging's, Schritt für Schritt, in der glühenden Sonne. Unaufhaltsam lief mir ein „Brünnlein“ vom Rinn auf die Patronenduschen; Herd, Unterhose, Waffenrock und Hosen, alles durch und durch zum Auswinden nah. Wie Schlingen legten sich mir die Kartoffelstäuber und Bohnenranken, Disteln und Getreide um die Hüfte, da ich kaum



Der älteste Bürgergarbist in Budapest, der 73jährige Fuhrmann

In Danneberg bildete sich unter der Führung des Grafen Andress eine „Bürgergarde“, die nach einer kurzen militärischen Ausbildung den Wachdienst über öffentliche Bauten, Straßen, Kranenpfeiler usw. zu versehen hat. Die Danneberger Bürgergarde aber, wie sie ähnlich genannt wird, das freiwillige „Militär“ setzt sich aus militärfreien Bürgern der ungarischen Kaufmannsgemeinde zusammen, die sich freiwillig melden und den Dienst freiwillig versehen. Die erste, bereits abgeschickte Truppe hat im Oktober folgende wichtige Aufgaben übernommen: Zuerst der Bürgergarde ist, durch Übernahme des Wachdienstes beim alten Militär zu ermöglichen, sich auf dem Kriegsaussatz zu betheiligen.

vorwärts kam und ganz zornig wurde; dazu der schwere Tornirfel, und immer wieder die Brille, über die der schmutzige Schwitz lief, puken! Und so 8 Kilometer weit und dabei immer den durchschossenen Finger in acht nehmen; es war furchtbar hart. Da fiel ich lang hin, jetzt verank ich bis zu den Knien in einem Staud-Sumpf; aber abends acht Uhr stehen wir an der Maas, todmüde und doch voll gespannter Erwartung der Dinge.

Eine große steinerne Brücke vor uns zum Dorfe S. war
gepöngt, wir mußten also in Pontons hinüber. Wir legten
uns hin und warteten auf den angemeldeten Bräuten-
train. Am einviertel zwölf Uhr in der Nacht kam er denn.
Uns war die größte Ruhe anempfohlen worden, denn man
hatte keine Ahnung, ob das jenseitige Ufer besetzt war;
wir schlüpfen daher nur, aber das Altsilben und Zusauf-
bringen der riesigen Pontons aus Aluminium ging doch
nicht so still vorstatten.

Es war Sonntag morgen, den 30. August 1914, um

hinauf, vorbei an verlassenem, stark besetzten Stellungen des Feindes. Müdigkeit spürten wir nicht. Was wäre aus uns geworden, wenn der Feind seine Stellungen um das Dorf nicht verlassen gehabt hätte! Wir würden wohl alle auf dem Grunde der Maas für immer schlummern.

Und noch war's nicht ganz Tag, da war die Bräute fertig und die Brigade, sowie ein ganzes Kavalleriecorps drüben. Nun waren wir abgelöst und fühlten uns sicher.

Gegen drei Uhr nachmittags endlich kam die Feldküche – wir hatten unser Essen verdient.

Noch hatten wir nicht ganz abgeessen, da kam die Meldung, daß zwei feindliche Divisionen im Anmarsch seien. Sofort richteten wir uns zum Abmarsch, und noch sind wir nicht fertig, so beginnt auch schon das Schießen. Doch die Franzosen kommen zu spät. Wir sind drüben und bleiben, das steht in allen fest.

Wir sind hinter dem linken Flügel unserer Brigade und beginnen Deckungsgräben gegen Artilleriesfeuer aus-



„Kauflischer Angriff auf einen österreichisch-ungarischen Probantzug auf der Bahnlinie Lemberg—Grodok wird von einem k. u. k. Infanterieregiment mit dem Bajonett abgewiesen.“

9) Nach Verdicten eines Laiengerichtes gezeichnet von 2. Instanz:

dreizehntel ein Uxr, als mein Hauptmann, mein Major und noch 16 Mann, darunter auch ein, das erste Kommando führten und abziehen, dem Ungewissen, welche Art der Feinde sie entgegen. Lauflose Stille, nur das Geräusch der Räder, dann ein Auf, weil von vielen zu Mann weitergegeben: Ausfeigen! Jetzt das Geräusch einer Schußpatrone auf Aluminium, dann wieder Stille. Lauflos entfernte sich unser Bonton, und da lagen wir 16 Mann mit laufpfandenen Herzen hart am abschließigen Uxr, als die ersten „über“ der Maas. Und nicht lange dauerte es, da lag das ganze III. Bataillon am Uxr; lauflose Stille herrschte, die Offiziere waren um den Major versammelt und redeten leise.

Und während unsere braven Pioniere hinter uns, am anderen Ufer, schon mit dem Aufhängen der Brücke begannen, pflanzten wir das Seitengewehr auf, und lautlos ging's den verdingnisvollen Dorf, das gespenstisch vor uns im Dunkel lag, entgegen, ein Bataillon von ungefähr 600 Mann. Sein deuslicher Sobad hatte noch den Ort betreten. Erst untertrampfen wir unsere Gewehre, entschloffen, beim ersten Schuß unser Leben teuer zu verkaufen. Doch hindurchging's burchs Dorf, ohne Zwischenfall den Berg

zuheben. Schön pfeifen die Ägeln um unsere Rödpfe, Granaten und Schrapnelle, "fingen" rechts und links. Kann ich nicht sagen, ob eine feindselige Gattung ist, die in Erdspalten der Erde zuhause ist. Doch es wird Nacht, und das Schießen hört auf. Eine Nacht im engen Detuschgraben, das heißt zu einer Regel zusammengerollt, zubringen. Im kurzer Zeit schlafen ein Arm und Bein ein, die vom Schwitzen vollständig durchdrückte Kleidung wird wieder kalt, und die Zahne flackern zusammen. Und den ganzen folgenden Tag mußten wir aushalten, während ununterbrochen Granaten pfeifen. Gegen Abend gabs dann einen tödlichen Angriff einen furchtbaren Heulen von Ägeln. Wandler Tapfere sind hin und facht den furchtbaren Boden mit seinem Blut. Mit dieser Art von Abwehr rechnen wir einen vollenbeuten, befehligen die Abwehr, und wir werden wieder in die Richtung auf Montigny zurückgehen. Sprünge auf die wieder den eroberten Berg, und was wir nicht sehen, wartet jeder Befehlshaber.

Es ist inzwischen Nacht geworden; im Hintergrunde brennt taghell Montigny, so daß wir ziemlich deutlich sehen



Wiederherstellung eines zerstörten Tunnels durch unsere Truppen.



Kasschützen von Befestigungen bei Pierre. Im Vordergrund Feldpostbüchse schreibende Soldaten.



Verlängerung der hölzernen Brückenpfeiler.

Hier: Remingtonen, Berlin.



Eiserne Brückenpfeiler werden mittels Dampfkrän über die Holzpfeiler gesetzt.
Deutsche Pioniere beim Neubau einer durch die Belgier zerstörten Eisenbahnbrücke.

Hier: Remingtonen, Berlin.

Brückenpfeiler bei der Sprengung ganz oder teilweise noch erhalten geblieben, so werden sie bei der Wiederherstellung durch die Pioniere nutzbar gemacht. Häufig aber geht ein Neubau in Holzkonstruktion schneller vonstatten, und darauf kommt alles an. Dann werden mächtige Pfahlboje in den Flußgrund gerammt, die den neuen Oberbau, die Fahrbahn zu tragen haben. Ist aber eine hohe Lage des Oberbaus über der Wasserfläche unbedingt geboten, wie häufig bei Eisenbahnbrücken, so müssen die Holzpfeiler in kräftiger Konstruktion erhöht werden, bevor die Eisenträger des Oberbaus aufgebracht werden, wie dies die beiden Abbildungen auf Seite 305 zeigen.

Muß schon bei solchen umfangreichen Brückenbauten die Eisenbahnpioniere unter Umständen die Hilfe der Pioniere in Anspruch nehmen, so noch viel mehr bei Wieder-

herstellung zerstörter Tunnel. Gewöhnlich handelt es sich hier um die Verdrängung eines Portals durch Sprengung, und man greift meist zur Aufbaumethode. Dann handelt es sich in der Regel um einen tiefen Einschnitt in den Berg, also um Förderung der Schutt und Bodenmassen auf bedeutende Höhen. Wie die Abbildung (Seite 302) zeigt, verläßt man die beiden Grabenwände mit Eisen, von denen einer zur anderen der Boden geworfen werden muß. Stöße über die Wiederherstellung auf besondere Schwierigkeiten, wie bei dem zerstörten Tunnel von Montevall im Jahre 1870, oder wird die Eisenbahn durch ein schwer zu überwindendes Hindernis, wie eine Felsung, gesperrt, dann ist unter Umständen eine Umgehungsbahn schneller herzustellen (siehe obenstehende Abbildung).



Infanterie-Pioniere beim Bau einer Umgehungsbahn.

Wie einerseits das Bahnbrechen, so ist andererseits auch das Bahnhinterbau Aufgabe des Pioniers. Nicht nur, wenn die Kriegslage die Armee zum Rückzug nötigt und dem nachdrängenden Feinde Hindernisse in den Weg zu legen sind, sondern auch bei günstiger Kriegslage, um die Verbindungen im Rücken oder in der Flanke des Gegners zu unterbinden, sind solche Festbauten häufig zweckmäßig, aber für die Ausführenden mit größten Anforderungen und Gefahren verknüpft. So erhielt am 10. Januar 1871 Hauptmann Kneipfeler den Auftrag, die Eisenbahn Louvain-Mons zu unterbrechen, mußte sich in einem Marsch von

23 Kilometern durch die feindliche Stellung durchschlagen, nach Erledigung seiner Aufgabe denselben Marsch zurückmachen und dann mit seinen 7 Pionieren und 32 Jägern noch den zweitlängsten Marsch seiner Division erledigen, das heißt in 36 Stunden 105 Kilometer marschieren. Einen ähnlichen Auftrag erhielt kürzlich ein Pionierleutnant in Lothringen: die Eisenbahn Verdun-St. Mihiel an acht Stellen zu zerstören. Er mußte mit 8 Pionieren und einer Infanterieabteilung die feindliche Stellung zwölftausend Fuß durchschießen und das mit Schlingendurch die verpflanzte Niederung und das mit Schlingendurch gefüllte 50 Meter breite Bett der Maas durchpflanzen und denselben Weg rückwärts machen. Glücklich arbeiten und denselben Weg rückwärts machen. Glücklich löste er die Aufgabe, deren Schwierigkeit daraus erhellt, daß ein zweiter, mit einem ähnlichen Auftrag entlassener

Penny und Blut.

Die beiden befehlshaber.
Der Deutsche und der böhmische Feind;
Der lag an seinem Schicksal
Und führte sein das große Wort:
„Wie zu dem letzten Penny
Werden wir kämpfen, merkt's euch gut!“
Der Deutsche sagte langsam:
„Wie zu dem letzten Penny!“

Er schwing der Saet aus London,
Und alle andern hüben Rummen.
Er wandte sich im Streit —
Ein Schuß wachte einsam.
„Was sagst du, wir wissen
Gut — und sind brum guten Tute —
Was schwere wagt: ein Penny
Über ein Tropfen deutschen Blut.“

„Ihr seid zwar gute Reimer,
Doch diesmal stimmt die Rechnung nicht:
Gold gilt nicht viel in Zeiten,
Die Eisen alle Stroh drückt!
Ihr zu, vielstehe Göttern.
Den großen Kampf auf blauer Flut —
Ihr die zum letzten Penny.
Wie die zum letzten Penny!“ Paul Enderling.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Nach der Zurückweisung des serbischen Einbruches verfolgte die österreichisch-ungarische Armee die fliehenden Serben über die Drina. Am 15. September wurde Majewo (siehe hierzu die Übersichtskarte des österreichisch-serbischen Kriegsauslaufes Seite 178) gewonnen und nach starken Verlusten der Serben besetzt. Ein Teil der österreichisch-ungarischen Truppen, der bei Sornik über die Grenze gegangen war, vernichtete sich bei Majewo mit anderen Gruppen, die von Belina aus in Serbien eingedrungen waren. Vor der völligen Vertreibung der Serben aus Sornik kam es noch zu zwei großen Schlachten bei Djadowo und Altnagaja (Stara Pazova), wo die Serben wiederum unter schweren Verlusten geschlagen wurden. Die 1. u. 2. Artillerie und Maschinengewehre hielten in den serbischen Reihen furchtbare Ernte. Der Feind verlor ungefähr 3000 Gefallene, 7000 Gefangene, sowie zahlreiches Kriegsmaterial. Bei Altnagaja endete der Kampf mit der Wunde des Feindes gegen die Save, wobei eine große Anzahl Serben den Tod in den Wellen fand.

Nach diesen Schlachten war Sornik von den Serben vollständig gesäubert, der Führer der Serben soll General Istinus Putnik gewesen sein. Aber den Deino-übergang berichtete ein österreichischer Offizier folgendes:

„Das Tal der Drina lag noch in düsterem Nebel, als unsere Truppen über die Kriegsbrücke, die eine Kompanie Pioniere mit Benutzung einer Insel auf das serbische Ufer geschlagen hatte, den Übergang begannen. Die serbische Artillerie schloß infolge des düsteren Nebels ab, während unsere Geschütze, als der Nebel hochging, die Serben mit Schrapnellen überhäufeten und ein serbisches Geschütz, das den Feinden als Stützpunkt diente, zusammenstieß. Unsere Infanterie ging unter dem Feuer der eigenen Artillerie gegen ein jenseits der Drina liegendes Dorf vor. Als wir die Stellungen des Feindes ausgetastet hatten, wurde der Gegner mit Schrapnellen beschossen und zog sich hastig in die Berge zurück, und auch die serbische Artillerie jagte davon. Ein Geschütz mußte sie zurücklassen. Am fünf Uhr nachmittags war die ganze serbische Seite besetzt und das Dorf in den Händen der Österreich. Abends ging eine Reihe von serbischen Dörfern in Flammen auf, während die Österreich. der Feind vor sich hertrieb. Der Übergang hatte für die Österreich. verhängnisvoll keine Verluste zur Folge, während viele Serben und Komitatser gefangen oder gefangen genommen wurden.“

Am 23. September wurde in Wien folgende amtliche Meldung bekannt:

„Amerikan Copyright 1914 by Italien Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.“

„Seben eingelangte Nachrichten vom Balkankriegsschauplatz lassen erkennen, daß nunmehr die beherrschenden Höhen westlich Arupanj (Jagodnja, Biljeg, Crni vrh), um die tagelang erbittert gekämpft wurde, sämtlich in unserem Besitze sind, und daß hier der Widerstand der Serben gebrochen wurde.“

Daß während dieser Kämpfe des Gros unserer Balkanfrontkräfte es einzelnen serbischen oder montenegrinischen Banden gelingen konnte, in solche Gebiete vorzudringen, wo nur wenige Gendarmen und die unangenehmlich nötigen Sicherheitsbefragungen zurückgeblieben sind, kann beim Charakter des Landes niemanden überraschen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:

v. Höfer, Generalmajor.“

Bei dem ungemein schwierigen Gelände trug der Angriff, der mit starken Kolonnen auf den von West nach Ost führenden Höhenlinien erfolgte, den Charakter eines langsamen methodischen Vordringens: jede Überleitung in den ausgedehnten Waldungen des ungesunden Gebietes hatte wegen der Gefahr vom Hinterhalten den Erfolg gefährdet. Dem mußte natürlich Rechnung getragen werden.

Das österreichisch-ungarische Vordringen führte schließlich an den mächtigen Wall, der durch die Höhen Jagodnja (900 Meter), Crni vrh (880 Meter) und Biljeg (705 Meter) gekennzeichnet ist. Inmitten tagen hartnäckigen Kämpfen wurden diese Höhenstellungen von den heldenmütigen kämpfenden 1. u. 2. Truppen erobert. Die Kämpfe erinnerten an das gewaltige Ringen zwischen den Bulgaren und Serben im zweiten Balkankrieg, an der Jeleostia und Vregalnica zwischen Kottana und der Straße Kufendil-Kumanowa, nur daß die Geländeschwierigkeiten diesmal noch größer waren.

Sobald darauf wurde weiter amtlich gemeldet:

„Am 28. September nachmittags ist nach mehr als zehntägigen hartnäckigen Kämpfen, während deren unsere Truppen die Drina und Save neuerdings überschritten haben, auf dem südlichen Kriegsschauplatz eine kurze Pause eingetreten. Unsere Truppen liegen sämtlich auf serbischem Gebiet und bekämpfen sich vorerst in den blühenden ermunterten Stellungen gegen unausgesehene, hartnäckige Angriffe. Diese enden stets mit bedeutenden Verlusten des Gegners. In den letzten Kämpfen wurden insgesamt vierzig Geschütze und mehrere Maschinengewehre erbeutet. Die Zahl der Gefangenen ist bedeutend, ebenso die der Überführten. Die Nachrichten über einen serbisch-montenegrinischen Vorstoß nach Serbien sind durch den Einfall untergeordneter Kräfte in das Gebiet an der Sandbaldgrenze herangezogen worden.“



Generaloberst v. Bälboe. (V. G. Meier, Leipzig, Berlin.)

Mahregeln zur Säuberung dieses Gebietes wurden unverzüglich getroffen.

Ein weiterer Einfall der Serben auf kroatisches Gebiet am 28. September endete abermals mit einer schweren Niederlage der Serben. Die k. u. k. Armeeführung hatte diesen Vorstoß der Serben planmäßig herausgefordert, um sie auf österreichisch-ungarischen Boden locken zu können, was auch vollständig gelang. Die Niederlage war eine vollständige; die Serben verloren hier Tausende von Verwundeten, Toten und Gefangenen. Nur wenige erreichten wieder das serbische Ufer.

Die Montenegrinten kamen immer wieder über die bosnische Grenze. Es war weniger Kampflust, als der Jüngling, der sie auf österreichisches Gebiet trieb, was sie kosteten, plünderten zu können, während die gesamte montenegrinische Bevölkerung bittere Not litt. Ihre unbedeutenden Vorstöße wurden von den k. u. k. Truppen stets leicht zurückgeworfen. Ende September gelang es einer Patrouille von sechs Mann, auf montenegrinischem Boden eine Abteilung von 150 Montenegrinten, bei denen sich wie gewöhnlich auch ihre Weiber befanden, bei Nacht zu überfallen. Mit den Montenegrinten sind auch französische Soldaten gefangen genommen worden, die wahrscheinlich zum kroatischen Stützpunkt gehört haben.

Am 2. Oktober erschien folgende weitere amtliche Meldung:

„Inserer in Serbien befindlichen Truppen stehen seit zwei Tagen im Angriffskampf.“

Bisher schreitet unser Vorgehen gegen den überall in hart verlagerten, mit Drahtgittern versehenen Stellungen befindlichen Gegner zwar langsam, aber günstig fort.

Mit der Säuberung der von serbischen und montenegrinischen Truppen und Freischärlern beunruhigten Gegenden Bosniens wurde nachdrücklich begonnen.

Hierbei wurde gestern ein vollständiges serbisches Bataillon umzingelt, entwaffnet und als Kriegsgefangene abgeführt.

Die von den Serben verbreitete Behauptung über die Vernichtung der 40. Infanteriedivision ist ein neuer Beweis der lebhaften serbischen Phantasie. Diese Division befindet sich — wie die Serben sich zu überzeugen in den letzten Tagen wiederholt Gelegenheit hatten — in bester Verfassung in der Gefechtsfront und hat, ebenso wie bei Wishegrad, auch an den Kämpfen der letzten Woche rühmlichen Anteil genommen.

Potiorek, Feldzeugmeister.

Sobald erfährt man amtlich unter dem 5. Oktober: „Die im östlichen Bosnien eingedrungenen serbischen und montenegrinischen Kräfte zwingen, in dieses abseits der Hauptentscheidung liegende Gebiet mobile Kräfte zu entsenden.“

Die erste dort eingeleitete Unternehmung hat bereits einen erfolgreichen Abschluß gefunden.

Zwei montenegrinische Brigaden, die „Spuzka“ unter dem Befehl des Generals Autonic und die „Zetka“ unter General Majoret, wurden nach heftigen zweitägigen Kämpfen vollständig geschlagen und auf Zola (Zolowa) zurückgeworfen.

Sie befinden sich in panikartigem Rückzuge über die Landesgrenze.

Ihren ganzen Train, darunter nicht unbedeutende in Bosnien erbeutete Vorräte, mußten sie zurücklassen.

Auch bei dieser Gelegenheit wurden mehrere Gefallene eigener vorgeschobener Patrouillen, darunter ein Feldwebel, in einem befallig verfallenen Zustande aufgefunden.

Bei der im nördlichen Abschnitt eingeleiteten Unternehmung wurde ein vollständiges serbisches Bataillon von einem k. u. k. Halbbataillon gefangen genommen.

Potiorek, Feldzeugmeister.

Wie man sieht, ist der Krieg im Süden der österreichisch-ungarischen Monarchie nur ein ewiges Hin- und Herüber- und Herübergehen, so daß es selbst bei Aufwendung größerer Truppenmassen nur schwer möglich war, einen Fuß zu machen. Ein härteres Truppenaufgebot an der bosnischen und österreichisch-serbischen Grenze hätte übrigens nur dann Zweck, wenn diese Truppen, nachdem sie das Land vom Feinde gesäubert haben, als Wacht an der Grenze belassen

werden könnten. Dies wäre aber auch nur ein ständiger Krieg. Serben und Montenegrinten sind eine Hungertruppe, die man zum Teil erlegt, während der andere Teil die Flucht ergreift, aber so bald als möglich wieder umkehrt, wenn der Verfolger den Rücken kehrt. Ein solcher Krieg muß zur gänzlichen Vernichtung des montenegrinischen und des serbischen Volkes führen, wenn die beiden Gegner so wahrhaftig sind, in ihrer offenen Schwäche noch weiter sich dieser Taktik zu bedienen, der selbst auch so mancher brave Soldat der Donaumonarchie zum Opfer fallen wird. Fallen wir nun eine weitere amtliche Meldung vom 8. Oktober folgen:

„Die Säuberungsaktion in Bosnien macht weitere Fortschritte. Zu dem bereits gemeldeten, gegen die montenegrinischen Truppen erzielten Erfolge gesellt sich nun ein entscheidender Schlag gegen die aber Wishegrad kampflustig eingedrungenen serbischen Kräfte.“

Ihre nördliche Kolonne ist von Grebeniha gegen Rajna-Balsa bereits über die Drina zurückgeworfen, wobei ihr der Train und die Munitionskolonne abgenommen wurde.

Die auf die Romanja Planina (zwischen Seraljewa und Wishegrad) vorgegangene Säuberung unter dem Kommando des gewesenen Kriegsratschiffers General Njilos Bozanovic wurde von eigenen Kräften in einem zweitägigen Kampfe vollständig geschlagen und entging nur durch eilige Flucht der von uns geplanten Gefangennahme.

Ein Bataillon des 11. Regiments des zweiten Aufgebots wurde gefangen genommen, mehrere Schnellfeuergeschütze erobert.

Potiorek, Feldzeugmeister.

Zu diesen Misserfolgen im Felde gesellt sich nun die verzweifelte innere Lage Serbiens. Mitte September gaben die Serben ihre Verluste auf 25 000 Mann an, in Wirklichkeit waren es wohl bedeutend mehr. Schrecklich war schon damals die Hungersnot im Lande, und die serbische Regierung hatte sich, um ihr zu wehren, mit Bulgarien anlässigen griechischen Lebensmittelhändlern in Verbindung gesetzt, um Lieferungen zu erhalten. Die bulgarische Regierung hat aber trotz des Eingreifens Bulglands die Ausfuhr der Ladungen nicht zugelassen, weil damit das Recht der Neutralität bedingte Anschauungen verletzt worden wäre. Alle größeren Orte Serbiens waren schon Mitte September mit Verwundeten überfüllt, und Krankheiten richteten sowohl in der Armee wie in der Bevölkerung Verheerungen an.

Weiter wurde aus Belgrad berichtet, daß die Moral der serbischen Armee, soweit sie überhaupt vorhanden gewesen war, vollständig zerstört sei. Auch mit den Gesundheitsverhältnissen sei es übel bestellt. Bis zum 20. September seien 12 000 Cholerafälle im Heere festgelegt worden, und täglich starben 200–300 Soldaten. Die sanitären Verhältnisse seien von Mafjewo, Gornji-Manoral und Kragujevac nach Belgrad übergeführt. In einigen Artillerieregimentern hätten die Mannschaften gemeutert und die eigenen Kanonen zerstört. Der serbische Ministerpräsident Palichitsch berief am 17. September die Führer aller parlamentarischen Parteien zu einer Konferenz. Er wies auf die Notwendigkeit hin, daß in diesem Augenblick eine aus allen Parteien gebildete Regierung an der Spitze des Landes stehe, und forderte die Parteiführer auf, die bisher vergeblich angestrebte Bildung eines großen Koalitionskabinetts zu ermöglichen.

Die Konferenz verlief ergebnislos, da einzelne Führer erklärten, erst mit ihren Parteiausschüssen beraten zu müssen. Die Verluste Palichitschs, das Kabinett durch Aufnahme von Parlamentariern aller größeren Gruppen zu stärken, mußten aufgegeben werden, da auf seiner Seite Neigung bestand, dem Kabinett Palichitsch die Verantwortung für die missliche Lage Serbiens abzunehmen. Namentlich die Fortschrittspartei sah, daß das vollständige Ende der gegen Österreich-Ungarn gerichteten Politik des Herrscherhauses und Palichitschs heringebrochen war. Diese Ansicht wurde auch im Lager der Sozialdemokraten und von vielen Jungradikalen geteilt.

In Belgrad trafen täglich große Sendungen von in russischer Sprache erscheinenden Soldatenzeitungen ein, die ausschließlich Nachrichten über fortgesetzte russische, französische und englische Siege enthielten.

Am 28. September meldete das k. u. k. Telegraphen-Telegraphenbüro, daß, Nachrichten aus Monastir zufolge, in der gebirgigen Gegend von Dibra ein albanischer Auf-



Die serbischen Überwachungsstellen der von den Belgiern zerstörten Eisenbahnbrücke bei Mergen.



In Mergen bei Antwerpen hatten unsere Matrosenboote, die daselbst den Überwachungsdienst ausübten, den Russen in jeder Weise und trugen ihnen bis zu den Wagen das schwere Geschütz.



Die fotografische Festlegung zwischen Antwerpen und Brüssel wird von den Deutschen nicht bestritten. Das Bild wurde in dem ganz geordneten Zwickel zwischen Antwerpen und Brüssel aufgenommen.



Die Feldpostkassen in Antwerpen.



Die neue elektrische Bahn Brüssel-Antwerpen, die hauptsächlich dem Besonderen Transportdienst dient.



Benutzer von Brüssel bei der Wiederherstellung ihrer zerstörten Wohnungen; ein Zeichen, daß sie sich unter dem Schutz der Deutschen befinden können.



stand ausgebrochen sei, wobei die Serben vertrieben wurden. Am selben Tage kamen hundert neue Flüchtlinge aus Jip in Strumitsa an. Sie erzählten schreckliche Dinge. Die Stadt Jip wurde von serbischen Truppen eingeschlossen, die gewaltsam Beute fortführten und in die serbische Armee einreichten. Zwischen der Gendarmen und der Bevölkerung kam es zweimal zu Zusammenstößen mit Gewehrfeuer. Hunderte von Familien, deren Oberhäupter nach Bulgarien geflüchtet waren, wurden verhaftet. Die Bevölkerung der Stadt und des Bezirks war grausamen Unterjochungen ausgesetzt.

Bemerkenswert ist hier die Auslassung eines Belgrader Universitätsprofessors, der in einem im Belgrader „Trgovinski Glasnik“ erschienenen Artikel „Wohin fliehen wir?“ etwa folgendes ausführte:

„Die nationalen Barrikaden, die unter Lind beschützen, sind niedergebrosen und zertrümmert. Die schuldigen Staatsmänner unseres Landes fliehen in Angst und Schrecken vor dem Urteilspruch und Strafgericht des serbischen Volkes. Die Dämmerung beginnt die Stunde der Ernüchterung naht. Die russische Politik, die Serbien in diese ver-

Denkmal, das an der belgischen Grenze steht.

Nach einer Zeichnung von

zweifelte Lage geht und durch ihre Zweideutigkeit uns in unserem unsinnigen Ehrgeiz gegenüber der österreichisch-ungarischen Nachbarmonarchie bestärkt hat, ist heute ganzlich bantrott geworden. Diese Politik ist für uns zum Verhängnis geworden. Hand an's Herz. Kann es jemanden in unserem Lande geben, der wirklich daran glaubt, daß Rußland uns die Freiheit bringen will, wenn im russischen Reiche selbst die Völker unter der Krute zusammenbrechen und viele Tausende in Sibirien schuldlos verelenden? Wer vermag ernstlich zu glauben, daß die Russen in unser Land

Kultur tragen werden, solange bei ihnen zu Hause der finstere Absolutismus herrscht?

Heute sieht wohl jeder Serbe ein, daß wir eine Wahnsinnstat begangen haben, als wir uns dem alles unterjochenden Zarismus in die Arme geworfen. Viele Schicksalsschläge haben das serbische Volk im Lauf der Zeiten getroffen; wir konnten uns erholen. Aber wird es auch aus der furchtbaren Lage, in die wir gegenwärtig geraten sind, noch eine Rettung geben? In der Seele des serbischen Volkes ist jede Hoffnung erloschen.“

war natürlich gesprengt — und den Feind zurückgeworfen hatten, wobei viele Gefangene gemacht wurden, setzten wir, meine Kompanie in zweiter Linie, die Verfolgung des Gegners fort bis spät in die Nacht hinein. Ich erhielt dann den Auftrag, mit meinem Zug zur Bedeckung unserer Maschinengewehre zurückzubleiben. Das Dorf, das wir verlassen hatten, brannte an allen Ecken und Enden — ein schaurig-schöner Anblick in finsterner Nacht. Den Rest der Nacht verbrachte ich auf der Landstraße, von zwei Uhr an im Getreidefeld.

Am 29. Morgens führte ich meinen Zug zur Kompanie zurück, jeder erhielt einen Schuß warmen Kaffees, Brot gab es nicht. In allerhöchster Nähe wurde ein Schützengraben ausgehoben. Es kam die Meldung, daß der Feind



Das Innere der Stellung Longwy, in der ein großer Bombenvorrat von den Franzosen zurückgelassen wurde.

links von uns auf Höhen und im Dorf sich befindet und ein Bahnhofsgebäude besetzt habe.

Befehl: Regiment greift an!

Ich ging mit einem halben Zug, Anschluß nach links an die neunte Kompanie haltend, vor. Immer mehr links schwenkend, gingen wir vor und hörten bald ein heftiges Gewehrfeuer. Hinter der Höhe lasse ich meine Leute in Deckung gehen und tricke mit meinen Entfernungsschätzern vor, um den Feind festzustellen. Kaum hatten wir die Höhe erreicht, als auch schon rechts und links und über uns die feindlichen Geschosse pflöhen. Vom Gegner war nichts zu erkennen. Ich glaubte ihn zuerst auf der gegenüberliegenden Höhe auf 1000 Meter Entfernung zu sehen, doch hatte er sich, wie ich bald erkannte, im Getreide- und Rübenfeld auf dem Abhang der Höhe großartig versteckt. Sofort lasse ich in Stellung trücken und das Feuer eröffnen. Jetzt beginnt auch schon das Artilleriefeuer, das lebhafter und härter zu werden drohte. Ich gehe weiter vor und mache den ersten Sprung, die ersten Verluste durch Artilleriefeuer treten ein. Es folgt bald der zweite Sprung in eine Mulde hinein, immer drohender wird das Granaten- und Schrapnellfeuer! Im Marsch-Marsch erreicht die ganze Linie die zweite Höhe. Während wir laufen, macht

der Gegner kehrt und verläßt unter schweren Verlusten seine Stellung. Beim dritten Sprung fühle ich plötzlich einen hammerartigen elektrischen Schlag an meiner linken Hand, gerade in dem Augenblick, als ich meinen Leuten die vor uns liegende Stellung zeigte. Ich wußte, was geschehen war — das Blut spritzte meterweit in die Luft. Mein Entfernungsschätzer, Gefreiter Reiserwitz Schlegel, unterband sofort die Wunde. Ein feindliches Geschloß hatte meine linke Pulsader gestreift und durchschnitten. Durch den letzten Verband wurde ein weiterer Blutverlust vermieden, die Schmerzen gelindert. Im ersten Augenblick fühle ich mich natürlich etwas ermattet, zumal es rechts und links, vor uns, hinter uns donnernd trachte. Von unseren Leuten war nichts mehr zu sehen, sie waren dem Feind auf den Fersen gefolgt. Mein Gefreiter, der sich so rührend kameradschaftlich um mich bemüht hatte, wollte mich nicht allein lassen. So trockten wir hinter eine Kommette, um gegen Granatsplitter gesichert zu sein.

Lange lag ich hier, ab und zu versuchte ich einzuschlafen, um unter Umständen nicht wieder aufzuwachen, da Schrapnelle und Granaten in meiner allerhöchsten Nähe niederfielen. Da das Feuer immer fürchterlicher wurde, ließ ich ungefähr 80 Meter vor mir zwei weitere Verbände der Regiments! Felsen und einem Franzosen, der schwer verwundet war, ich Kaffee aus meiner Flasche. Der Dankbarkeit zeigte mir das Bild grau und bat mich um eine Wurst, um mir zu tun.

Gegen drei Uhr nachmittags lag ich nicht mit vielen Wunden durch das immer appenverbandplatz und blazert.

Der weitere Verlauf der Nacht war für uns äußerst günstig gewesen. Sieg auf! Franzosen immer im Rückzug; sobald wir einen Spion machen, treiben sie aus ihren Verstecken aus.

Am Sonntag, 30. August, in aller Frühe, fing das Schlachtgetöse — das Donnern — von neuem an. Aber Einzelheiten weiß ich nichts; erfahren wir später. Jedenfalls ist durch die Schlacht am 29. und 30. August bei Saint Quentin die Entscheidung für den weiteren Verlauf des Krieges gefallen.

Diesen Brief schreibe ich auf der Veranda einer Villa zwischen Laon und Reims. Beide Festungen haben sich ohne weiteres ergeben! In zwei bis drei Tagen hoffe ich bestimmt, auf irgendeine Art und Weise zum Regiment zurückzukommen und mich setzen zu können. Ein Verbandswortel wurde hier in einem französischen Hospital von einer Schwester vorgenommen. Der Arzt war sehr zufrieden und sagte, ich hätte Glück gehabt. Ein französisches Armeekorps sollen jetzt eingekesselt sein. Sieg auf Sieg! ... (Fortsetzung folgt)

Illustrierte Kriegsberichte.

Zu den Kämpfen bei Longwy.

(Kriegs- und Wälder Seite 312-313.)

Die bedeutungsvollen Schlachten in Lothringen, die sich in den Tagen vom 18. bis 23. August abspielten, führten sich in ihrem rechten Flügel auf das Vorgehen des deutschen Kronprinz, der mit seiner Armee teilweise durch Luxemburg auf die französische Stellung Longwy vorgegriffen war.

Der französische Angriff setzte zunächst bei Wülhausen ein, wo er zweifellos verfrucht erfolgte. Hier wurden die Franzosen bald wieder zurückgeschlagen und auf die Grenze zu in die Bogenen abgedrängt. Gestützt auf den ausgedehnten Stellungsgürtel, der sich von Belfort über Lunz und Verdun erstreckt, erfolgte dann der Durchbruchversuch der Franzosen auf der Linie Saarburg-Lauterlingen-Dieuze-Deime, der in den Kämpfen auf den



Aus den Kämpfen bei Longwy. Nach der Schilderung eines Zeugnisses geschildert von Helm Reumann.



Bombardierung von Longwy am 27. August 1914 nach der Belagerung.
Französische Krieger aus Longwy-les-Bains sind unter deutscher Bewachung mit der Aufnahme von Verwundeten beschäftigt.

Lothringischen Schlachtfeldern in den Tagen vom 18. bis 22. August unter der Führung des Kronprinzen von Bayern glänzend zurückgeschlagen wurde. Inzwischen war auch die Armee des deutschen Kronprinzen im Anschluß an die Bewegungen der Armee des bayerischen Kronprinzen in der Richtung auf Longwy vorgegangen und im Tale der Chiers und der benachbarten Höhenlagen auf starke feindliche Kräfte gestoßen. Am 22. August entwickelte sich hier unter Führung des deutschen Kronprinzen die große Schlacht bei Longwy. Zu beiden Seiten von Longwy, die Festung selbst noch in einen Belagerungsring einschließend, im Tale der Chiers und auf den Höhenrücken von Romain-les-Bains vorgehend, griffen die deutschen Truppen den Feind mit einer unübersehbaren Tapferkeit an. Der Ansturm war hier so gewaltig, daß die Franzosen an verschiedenen Stellen in voller Auflösung aus ihren besetzten Feldstellungen zurückgeworfen wurden. Von einem Teilnehmer an den Kämpfen wird die Schlacht unter anderem wie folgt geschildert:

„In der glühenden Augustsonne gingen wir gegen einen bis an die Kniehöfchen verhangenen Feind vor. Die Franzosen hatten in dem kuppelartigen Gelände ausgedehnte Feldbefestigungen angelegt. In dem Wiesengrund, den wir zu passieren hatten, waren langausgedehnte Wollgräser angelegt, die mit Heu und Stroh überdeckt waren. Als wir in Schützenlinie 2000—2500 Meter vorgegangen waren, erhielten wir plötzlich Feuer. Die Geschosse drangen von allen Seiten auf uns ein. Ein hinterer Feld verperrte uns die Aussicht, so daß wir die feindlichen Schützen nicht sehen konnten, die sich auf unsere Stellung eingeschossen hatten. Wir mußten teilweise liegend bleiben, was natürlich sehr unangenehm war. Doch mit Hurra ging es vorwärts, und bald war auch diese Stellung genommen. Am Dorfbau war eine feindliche Batterie aufgeführt, die von einer Abteilung der Unseren im Sturm genommen wurde. Dann ging es mit Hurra in das Dorf hinein. Hier hatten sich die Franzosen in den Häusern verschanzt. Sie schossen aus den Fenstern und Türen auf uns. (Der Zeichner hat diese Szene in dem Bilde auf Seite 313 festgehalten.) Es gab erbitterte Einzelkämpfe, bis wir den Feind aus dem Dorfe hinausgetrieben hatten. Auf der Höhe von Romain sahen wir die feindlichen Linien zurückfliehen.“

So weit die Schilderung des Mittelfelds. Der Tag brachte den glänzenden Sieg des deutschen Kronprinzen, der am nächsten Tage, 23. August, seinen energischen Vorstoß fort-

setzte. Die zur Verfolgung des Feindes vorgehenden Kavallerie-division fand das Gelände mit fortgeworfenen Gewehren, Tornistern und sonstigen Waffengeräten den der Franzosen wie übersät. Der Tag war ein glänzender und glänzender, er gewinnt noch dadurch an Bedeutung, daß diese Schlacht mit der Auflösung der Fronte weiter südlich in Lothringen die letzte war, die bis dahin die Kriegsgeschichte zu verzeichnen hatte. Sie dehnte sich auf der Linie von Longwy bis nach Maubais aus, auf der sich wohl an die zwei Millionen Streiter auf beiden Seiten befanden. Der Kaiser verließ dem deutschen Kronprinzen für sein siegreiches Eingreifen bei Longwy das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse. Von den zurückbleibenden Truppen wurde dann der Angriff gegen die Festung Longwy fortgesetzt. Die Festung selbst, berragte die Stadt gleichen Namens, die eine Einwohnerzahl von etwa 9000 Seelen zählt. Die Festungsanlagen rührten noch von dem berühmten Festungsbaumeister Vauban her. Die Lage ist vortrefflich, sie beherrscht das Tal der Chiers sehr gut. Noch im Feldzuge von 1870/71 machte der Platz unseren Truppen viel zu schaffen; dauerte die Belagerung damals doch vom 5. September bis zum 26. Januar. Diesmal war der Widerstand nur von kurzer Dauer, denn bereits drei Tage nach der Schlacht bei Longwy mußte sich die Festung der Belagerung durch den deutschen Kronprinzen ergeben (siehe auch Seite 177). Unter der Beschießung hatten auch Teile der Stadt zu leiden, weil aus den Häusern auf unsere Truppen geschossen wurde. Unser Bild auf Seite 314 zeigt die Wirkung der deutschen Beschießung des unteren Stadtteiles, der in einen Trümmerhaufen verwandelt worden ist. Zerbrochene Mauern, zusammengestürzte Dächer und ausgebrannte Häuser zeigen die Zerstörung, die der eiserne Schritt des Sieges in seinem Gefolge hat. Besonders stark ist die Gegend am Wasserwert mitgenommen. Am 26. August ergab sich der Kommandant der Festung dem deutschen Kronprinzen, der damit die erste französische Festung in dem Kriege von 1914 erobert hatte. Etwa 3500 Mann Franzosen und das gesamte Festungsmaterial fielen in unsere Hände. Nach dem Einzuge der Deutschen wurde sofort die Ordnung wieder hergestellt. Wir sehen auf unserem Bilde, wie unter deutscher Bewachung französische Arbeiter mit der Aufräumung der Zerstörung beschäftigt sind. Heute ist ganz Longwy in deutschen Händen und bildet als Lagerplatz und Stützpunkt für unsere Truppenbewegungen einen wichtigen Platz.

Die Einberufung der ungarischen Landwehr und des Landsturms.

(Sieghe die Landbelagerung.)

Auch im südlichen Ungarn, wo man den politischen Vorgängen jenseits der Donau und der Save immer schon die größte Aufmerksamkeit zuwendete, war man voll Erwartung, was geschehen würde, als Österreich-Ungarn nach dem Morde von Sarajewo die stürzende Hand schob. Da fielen endlich die Würfel, wie sie nach den Umständen fallen mußten. Noch am selben Tage sprengte ein Husarenkorps, geleitet von einem Esabrantenpeter, durch die Dörfer. Vor dem Hause des Dorfschulzen wurde abgelesen und Alarm gegeben. Die abgedienten Leute kamen das Signal, und stürzten eilig und jung auf den schmetternden Ruf herbei; man ahnte wohl, was kommen würde. Raum hatte eine erst nur kleine Zahl der Dorfbewohner sich um den Unteroffizier versammelt, da entfaltete er ein amtliches Schreiben — es war der erwartete Mobilisierungsbefehl. Nicht entweichende Elemente erschollen schon nach Verlesung der ersten Zeilen, die ja bereits hinreichend erkennen ließen, was der König und das Vaterland forderten. Das bedeutete den Krieg, den Krieg nicht nur gegen das ammakische kleine Serbien, sondern auch gegen Rußland, dem die Maharnen da unten in den Dörfern der Chiers und im Banat als unmittelbare Nachbarn der Balkanfronten so vieles schon auf Herzholz schreiben mußten.

Und diese Männer, jung und alt, die nun freudig und begeistert dem Rufe ihres greisen Adolfs folgten, sind in ihrer Gesamtheit auch zahlenmäßig sehr beachtenswert. Nach der Staatsverfassung der Donaumonarchie zerfallen die Landwehr und der Landsturm in je zwei nach den beiden Reichshälften geteilte Gruppen. Sie führen in Österreich die Bezeichnung 1. u. 2. Landwehr und 1. u. 2. Landsturm; in Ungarn 1. u. 2. ungarische Landwehr und 1. u. 2. ungarischer Landsturm. Außerdem untersteht man bei der Landwehr den Militärbehörden, den militärischen Ständen (in Ungarn Klerus der Landwehr) und die Ersatzreserve der Landwehr. Die 1. ungarische Landwehr besteht aus 28 Landwehrinfanterieregimentern zu 3 oder 4 Bataillonen, jedes Bataillon zu 4 Kompanien. Einzelne Regimenter haben noch Reservebataillone für Neuformationen. Im Mobilisierungsfalle werden noch einzelne Ersatzkompanien aufgestellt. Je zwei Regimenter bilden schon im Frieden eine Infanteriebrigade.

Die ungarische Landwehrkavallerie besteht aus 10 Landwehrhusarenregimentern. Die Gliederung eines Regiments setzt sich aus 2 Divisionsstäben, 6 Esabranten en-

cadres, 1 Esab- und Planierungsober zusammen. Die Regimenter sind im Frieden in der Regel in demjenigen 1. ungarischen Landwehrbezirk dauernd untergebracht, aus dem sie sich ergänzen, und in 4 Kavalleriebrigaden verteilt. Der Ersatzkader befindet sich stets im Regimentskasernenquartier.

Der 1. ungarische Landsturm gliedert sich in 28 Landsturm-Infanterieregimenter und 10 Landsturmhusarenbataillonen. In jedem Landsturmbezirk sind schon im Frieden Vorbereitungen zur Aufstellung eines Landsturm-Infanterie-bataillons des ersten und in einigen Bezirken auch des zweiten Aufgebots getroffen. Ein Landsturm-Infanterieregiment gliedert sich in den Regimentsstab und 3—4 Bataillone, jedes zu 4 Kompanien. Es wird außerdem auch ein Esab- und Planierungsober aufgestellt zu je vielen Esabkompanien, als das Regiment Bataillone zählt. Eine Landsturm-Infanteriebrigade besteht aus dem Regimentsstab und 3 Esab- und Planierungsobern. Wie tapfer sich die Ungarn zu schlagen wissen, hat auch der Gegner anerkannt. Ein russischer Offizier, der seinerzeit den japanischen Krieg mitmachte und jetzt verwundet in einem ungarischen Truppenhospital liegt, sagte u. a.: „Sie haben nicht halb so viel Verwundete, als wir. Russen. Tote betrauert. Wenn wir glauben, daß der Feind gezwungen ist, sich unserer Übermacht zu ergeben, geben diese ungarischen Soldaten trotz unseres Augenscheins unter fürchterlichem Geschrei mit dem Bajonett gegen uns vor. Diese Aktionen sind so fürchterlich, wie sie die Japaner nie gewagt haben. Der russische Soldat wird durch dieses ihm ungewohnte Geschrei so irritiert, daß die Offiziere ihn kaum verhindern können, sich zu ergeben oder die Flucht zu ergreifen.“

Deutsch-französische Schützengrabenskorrespondenz.

Ähnlich wie jenseits und österrische Soldaten Briefe miteinander tauschen, in denen sie sich gegenseitig zur Übergabe auffordern, so können jetzt, da die Schützengräben der Gegner im Westen so dicht aneinander sind, auch unsere Feldgraben mit den Notholen in Korrespondenz treten. Einen solchen Briefwechsel, der dadurch noch wertvoller ist, daß Richard Dehmel ihn führte, sendet der Richter der „Frankfurter Zeitung“ aus dem Feldlager im Süden von Ypern.

Der erste Brief wurde von einer der deutschen Patrouillen bei Morgengrauen in der Nähe des französischen Schützengrabens, etwa 50 Meter davon entfernt, an einen Baum gehängt und lautete in deutscher Übersetzung:

„Tapfere französische Soldaten! Ihr vergießt Euer Blut mählos für diese feindseligen Engländer, die die ganze Welt betrügen, ohne Euch zu nützen. Sie liefern



Der große Marktplatz in Longwy mit rekrutierten Gefangenen.

Bild. H. J. J. J. J.



Soldaten bei der Morgenwäsche im Marschquartier. (Phot. Gerschlag, Garmisch.)

gemeine Freude. Die Verteilung konnte aber wegen der Dunkelheit nicht mehr vorgenommen werden, nur eine Zeitungsausgabestelle errichteten wir bei dem Schein unserer elektrischen Taschenlampen schnell auf dem Wagen, denn wir hatten uns auch mit den neuesten Zeitungen reichlich versehen. Man glaubt gar nicht, wie willkommen die Zeitungen in der Front sind. Hunderte von Händen strecken sich nach den Blättern aus, und bei dem Schein aller möglichen und unmöglichen mangelhaften Beleuchtungen wurden überall in den elenden Bauernhöfen die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz studiert.

Ein Unterkommen in dem stark belegten Orte war natürlich nicht zu finden, und hätte nicht ein Bekannter, der jetzt als Deputierter bei der Kompanie stand - in Friedenszeiten ist er Oberlehrer an einem rheinischen Gymnasium - sein Quartier in die

denkwürdiger Weise mit uns geteilt, so hätten wir uns in der bitterkalten Nacht, in der es sogar zum erstenmal Frost gab, in unserem Auto auf all den Liebesgaben häuslich einrichten müssen. Doch so war für uns bestens gesorgt. Andere Wirte erzählten uns von ihren Kriegserlebnissen und von abenteuerlichen Patrouillengängen bis dicht an die Stellungen des Feindes. So gab unter anderem der biedere Feldwebel ein Erlebnis mit einem Juaven zum besten, der sich tot gestellt hatte, dann aber, als der Feldwebel bereits weiter vorgedrungen war, sein Gewehr erhob und in Anschlag ging. Zum Glück sah sich der Gefährdete noch einmal um, und die böse Absicht des Schwarzen wurde durch einen wohlgezielten kräftigen Hieb mit dem Gewehrkolben noch rechtzeitig vereitelt. Das Erlebnis wurde so trodden Lones geschildert, als handle es sich um einen belanglosen Vorfall und nicht um die Errettung aus schwerer Lebensgefahr.



In gedeckter Hausbesetzung vor dem Feind. (Phot. Gerschlag, Garmisch.)



Unser Liebesgabenauto im Marschquartier. (Phot. Gerschlag, Garmisch.)

Bei dem Plaudern war aber die Zeit der Nachtruhe herangerommen. Ich trat noch einmal an das Fenster der düsternen Bauernstube und warf einen Blick in das abendliche Dunkel hinaus. Der Abend wob in seiner Dämmerung seinen Schleier, geheimnisvolle Nebel hingen vom nahen Dorfbach auf, in den Häuserreden kuckten hier und da kleine Feuerchen auf, an denen sich die Soldaten ihr Essen zubereiteten. Bei allem Kriegesrisiko doch ein Bild von friedlicher Stimmung, in dem nichts darauf hindeutete, daß in nächster Nähe der Feind lauerte.

Schon früh am Morgen beginnt das Tagewerk des Krieges. Am nahen Dorfbrunnen trinkt die Artillerie ihre Pferde, daneben waschen sich die Soldaten den Schlaf aus den Augen. Zwei Kompanien treten an, um ihre Kanonen in den Schützengräben abzulassen. Eine Munitionskolonne der Artillerie passiert den Ort. Wir beginnen nun mit der Verteilung der reichlichen Liebesgaben, die mit glück-



Deutsche Maschinengewehre auf dem Dache eines Hauses zur Abwehr feindlicher Flieger.



Eine österreichisch-ungarische Maschinengewehrabteilung in Gefechtsbereitschaft.



Französische Alpenjäger mit Maschinengewehr in den Bergen.

(Der Bau des Gewehrs liegt fest, ohne Kaliberswechsel; es hat eine Leistungsfähigkeit und erschöpft daher weniger als bei den heutigen und Österreich-ungarischen Maschinengewehren.)



Französisches Maschinengewehr auf einem Automobil in Tätigkeit.



Maschinengewehrschütze auf dem Marsch.

Herr Dr. Hans Dorn.

lichen Mienen entgegengenommen werden. Freude strahlt aus den Augen der wackeren Landwehrleute, denen wir von den Lieben daheim ein Paket ausgiebigen können mit herzlichen Grüßen. Schnell werden Feldpostkarten geschrieben, die wir mit noch Hause nehmen sollen, Grüße werden bestellt und ausgetauscht. Kurz, es war ein richtiger Freudenlag für das Bataillon, die Gaben von daheim zu erhalten.

Maschinengewehre.

Von Major a. D. Schmalz.
(Hierzu die Bilder Seite 322-324.)

Das Maschinengewehr hat denselben Lauf wie das Gewehr 98 unseres Fußvolks und verchießt dieselbe Patrone. Seine Eingelieferung ist also von der des Gewehrs an sich nicht verschieden, und man braucht nicht zweierlei Patronen anzufertigen und mitzuführen. Sein Zweck ist eine hohe Feuergefechtswindigkeit, um in möglichst kurzer Zeit denjenigen Teil der feindlichen Streitkräfte, auf den man es abgesehen hat, an dem für entscheidend angesehenen Punkt zu zertrümmern, bevor der Gegner sich fallen und Gegenmaßregeln treffen kann.

Das Erkennen des entscheidenden Punktes und das schnelle Arbeiten gegen ihn macht hauptsächlich den überlegenen Feldherrn aus. Wie er sich als Strategie zum Beispiel Befehlen zum Einbruch auswirkt und dort schnelle Arbeit leistet, so muß er auf dem Schlachtfeld als Taktiker den richtigen Punkt wählen und dort mit geschäftiger Hand die Waffen zur Geltung bringen. Es ist nicht dasselbe, ob an einer Stelle 1000 Mann in einer halben oder in zehn Stunden kampfunfähig gemacht werden. Im ersten Falle ist der sogenannte „moralische Effekt“, auf den es hauptsächlich ankommt, sieghaft und außerdem bleibt dem Feinde nicht die Zeit, seine Reserven heranzuziehen. Die Niederlage aber breitet sich von diesem Punkt aus wie ein Feuer, das man in wenigen Augenblicken erzeugt, indem man mit dem Brennstoff Sonnenstrahlen auf einen Punkt des Strohhaubens vereinigt. Die Sonne hätte den ganzen Tag darauf scheitern können, ohne Schaden zu tun.

Das Maschinengewehr, wie es ist, hat zu 600 Schuß in der Minute ab, ohne daß seine Trefffähigkeit leidet. Wir haben bei der Reiterlei je sechs Gewehre auf vierpännigen Fahrzeugen zu einer „Abteilung“ vereinigt. Man rechnet sich aus, welche Feuergefechte die in drei Minuten auf die angreifende feindliche Reiterei schleudern können. Bei unserem Fußvolk sind die sechs Maschinengewehre zweipännig und heißen „Kompanie“. Sie können leicht von dem Fahrzeug gehoben und durch zwei Mann überallhin gebracht werden, wohin Schützen gelangen können. Bei uns feuern sie von neuen Seiten werden sie überaus nicht auf Fahrzeugen, sondern auf Tragtieren befördert.

Unser Bild Seite 322 zeigt das Maschinengewehr auf dem Dache eines Hauses zur Abwehr feindlicher Flieger aufgestellt. Es kann ebenfalls für stehende wie für liegende Aufstellung herabgelassen werden. Die außer dem Führer noch vorhandenen Mannschaften leisten nur Handreichungen, zum Beispiel Patronenentlasten herbeiführen oder das Getriebe ölen, oder sie sollen den Beschützen ersparen, wenn er fällt. Man könnte nach dem Bilde glauben, der Lauf sei wie ein Ammonenzopf. Dies ist jedoch nur der zur Aufnahme

des Rührwaffers dienende Mantel, der den Lauf umgibt. Man sieht auch den zum Rührwaffers führen den Schlauch. Das Wasser wird so heiß, daß man Eier darin kochen könnte. Die Franzosen haben Erfahrung, bei der sich der Lauf mehr erhitzt, so daß man öfter das Feuer unterbrechen muß. Ferner fällt uns der Lauf mit 500 Patronen auf, der sich beim Feuern durch schließlichen Antrieß aus dem Patronenfaß herausschießt und mit dem Beistand eines Mannes der Bedienung. Dadurch, daß das Maschinengewehr fest auf einem Schützengraben steht, und die Gefahr ausgeschlossen, die der Schütze beim Feuern mit dem Gewehr leidet macht. Der Mann kann sich nach seiner Verletzung ausgedient werden. Da die Regel die Ziele breiter sind als die natürliche Weite des Gewehrs, hat das Maschinengewehr eine Umfassung, um es stetig rechts und links zu bewegen, ohne daß die Schütze zu beeinflussen; ein solches Feuer heißt „Reitende Feuer“. Außerdem erhält nun das Maschinengewehr die außerordentliche Feuergefechtswindigkeit? Bekanntlich üben bei jeder Feuerwaffe die Pulvergase, die das Geschos vorwärts treiben, genau die gleiche Kraft auch nach rückwärts aus. Sie bewirken damit den „Rückstoß“, der ihn von jeder unangenehm bemerkbar macht. Was lag nun, aber als der Wundsch, diese verloren gehende schützende Kraft nützliche Arbeit leisten zu lassen? Auch ist es uns nicht zu erlauben, die elektrischen Spannungen, die bei Schüssen sich als Hitze entladen, zur Arbeit einzusetzen, aber mit dem Vorstoß haben wir es in der Selbstverständlichkeit, in dem Maschinengewehr erreicht. Schon bild sich die Umfassung des Hinterladers war man bestrebt, seine Kraft zum Auswerfen der Hülse, Wiederladen, Spannen usw. zu verwerten, so daß dem Schützen nur noch das Visierstellen und Zielen neben der allgemeinen Beaufsichtigung der Waffe bleibt und er seine Kraft und Aufmerksamkeit hierauf allein zu einigen kann; auch vermog der Mensch nicht so schnell und andauernd zu arbeiten wie die Maschine.

Bei unserem Maschinengewehr nach Maxim bewegen sich beim Schuß Lauf und Verschluß zurück, wie beim Revolver, während hier nur miteinander verbunden. Nachdem das Geschos den Lauf verlassen hat, trennt sich aber der Verschluß vom Lauf, wirft die Patronenhülse aus und spannt die Vorhofeder, deren spätere Entspannung dann beide wieder genau in die ursprüngliche Lage vortreiben soll. Inzwischen wurde die neue Patrone so ergreifen, daß sie beim Wiedervorgehen des Schließes in den Lauf geschoben wird. Nachdem die erste Patrone vom Verschluß abgefeuert worden, geht die Zündung der folgenden ebenfalls wie die Patronenauflage automatisch vor sich. Man kann aber auch einzelne Schüsse abgeben.

Gegenüber dem unrichtigen hat das österreichisch-ungarische Maschinengewehr Schwarzlose, das ebenfalls ganz vorwiegend ist, die Eigenschaft, daß der Lauf nicht zurückgeht, sondern fest verschraubt ist. Der Verschluß trennt sich also schon während des Verbrennens des Pulvers vom Lauf, und der Schütze wird vor den Pulvergäsen nur durch die allerdings sehr starke Vorhofeder geschützt. Ebenso wie bei Schwarzlose muß auch das französische Maschinengewehr Vauclair-St. Etienne, eine Warte von Hotchkiss, zum Ziel der Käufer aus seiner Feuerstellung zurückgezogen werden, während dies bei uns nicht nötig ist.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Ostlich von Ypres und südlich des Bades von Barron, in der die im Gefechte bei Laarde geschlagenen französischen Regimenter durch die deutschen Truppen hineingetrieben wurden, liegt das Fort Manonville, das für die Sperrfort Frankreichs an seiner Ostgrenze gegen Deutschland. Am 28. August kam die Meldung, daß dieses „unnehmbare“ Fort von uns genommen worden sei, unseren 42-cm-Mörsern konnte es nicht widerstehen. Die Beschließung gelang von der Grenzstation Deutsch-Worcou aus. In der Nähe des Bahnhofes wurden zwei 42-cm-Geschütze eingeschickt. Sie feuerten fast senkrecht in die Höhe, und von den Geschützen selbst aus sah man das Fort nicht, da noch einige größere Hügel dazwischen lagen. Die Treffwirkung wurde von einem Fesselballon aus beobachtet. Die Schüsse, deren Pfeifen man etwa zwanzig Sekunden lang hörte, folgten anfänglich alle zehn, später alle fünf Minuten. Im ganzen wurden 120 Schüsse abgefeuert, dann war Manonville erledigt, ohne daß auf deutscher Seite ein Tropfen Blut floß.

Die letzten Tage des August und die ersten Tage des September zeichnen sich durch eine außerordentliche Reihe wichtiger Ereignisse auf dem westlichen Kriegsschauplatz aus. Am 31. August wurde aus dem Großen Hauptquartier gemeldet:

„Die Armee des Generalobersten v. Klud hat den durch schwache französische Kräfte unternommen Versuch eines Plankenangriffs in der Gegend von Combes durch ein Armeekorps zurückgeschlagen. Die Armee des Generalobersten v. Bülow hat eine überlegene französische Armee bei Saint Quentin vollständig geschlagen, nachdem sie im Vormarsch bereits ein englisches Infanteriebataillon gefangen genommen hatte. — Die Armee des Generalobersten v. Hauen hat den Gegner auf die Aisne bei Bethel zurückgedrängt. — Die Armee des Herzogs von Württemberg hatte bei Fortsetzung des Übergangs über die Maas den

Feind zunächst mit Vortruppen überannt, mußte aber beim Vorgehen stärkerer feindlicher Kräfte teilweise wieder über die Maas zurück. Die Armee hat dann die Maas-übergänge wieder gewonnen und befindet sich im Vorgehen gegen die Aisne. — Das Fort Des Annelles hinter dieser Armee ist gefallen. — Die Armee des deutschen Kronprinzen steht den Vortruppen gegen und über die Maas fort. Nachdem der Kommandant von Montmédy mit der ganzen Besatzung der Festung bei einem Ausfall gefangen genommen worden war, ist die Festung gefallen. — Die Armeen des Kronprinzen von Bayern und des Generalobersten v. See- ringen stehen noch in fortgesetztem Kampfe in französischer Vorhuten.“

Saint Quentin wurde bereits in den Befreiungskriegen am 12. März 1814 von den feindlichen Verbänden der Franzosen, den Russen, genommen. Auch 1870/71 wurde um diese Stadt heiß gekämpft. Der für uns siegreiche Ausgang bildete damals den glänzenden Abschluß des gefahr- vollen Feldzugs der ersten Armee im Norden Frankreichs. — Auch im gegenwärtigen Kriege haben die Franzosen bei Saint Quentin nicht mehr Glück, obwohl ihnen ihre Bundesgenossen, die Engländer, beistehen. Der Besitz dieser Stadt war für uns besonders wichtig wegen der Bahnverbindung, denn hier ist der Knotenpunkt der Nordbahn. Die Stadt zählt etwa 50.000 Einwohner. Sie ist Arrondissementshauptstadt im französischen Departement Aisne, an rechten Ufer der Somme.

Montmédy ist Arrondissementshauptstadt und Festung im französischen Departement Meuse, an der Chiers und der Othain. Es hat etwa 3000 Einwohner.

Ludwig XIV. ließ die Festung von Bauban durch Herstellung neuer Bunktionen und Mauerlinien verstärken. 1815 wurde sie von den norddeutschen Bundesstruppen und Preußen belagert und nach Erklärung der Unterdrückung zur Kapitulation gezwungen. 1870 wurde sie als wichtiger



Gesandten verfolgen die bei Combes geschlagenen russischen Truppen. Nach dem Bericht eines Augenzeugen gezeichnet von Ludwig Roth. München. Copyright 1914 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Blick vom Boulevard des Capucines auf Paris.

Zivilisation gefeiert wurde. Am Sonntag erfolgte dann eine Begegnung zwischen Kaiser Wilhelm und dem Kronprinzen bei Sedan, in der Nähe von Conzou, von der wir auf Seite 323 eine anschauliche Schilderung geben (siehe auch die Kunstbeilage).

Alle unsere Siegesmeldungen waren von der amtlichen Erklärung begleitet, daß kein Mißerfolg bisher verheimlicht worden sei. Diese Versicherung mochte insofern nicht ganz überflüssig erscheinen, als in manchem durch die Fülle der Siege die Besorgnis entstehen konnte, als die vielen Erfolge auch nicht übertrieben über die Verhältnisse unterdrückt worden seien. Das war aber nicht der Fall. Schon die kurze, knappe Form der Berichte ließ erkennen, daß unsere Heeresleistung sich auf die einfache Mitteilung von Tatsachen beschränkte. Eine weitere solche Meldung aus dem Hauptquartier vom 3. September machte folgendes bekannt:

Die Kavallerie der Armee des Generalobersten v. Klud streift bis Paris. Das Weltheer hat die Frontlinie überschritten und steht den Vortritt gegen die Marne fort. Einzelne Vorhuten haben sie bereits erreicht. Der Feind befindet sich vor den Armen des Generalobersten v. Klud, v. Bülow, v. Gallen und des Herzogs von Württemberg im Rückzug auf und hinter die Marne. Vor der Armee des deutschen Kronprinzen leistete er im Anschlag an Verdun Widerstand, wurde aber nach Süden zurückgeworfen. Die Armeen des Kronprinzen von Bayern und des Generalobersten v. Heeringen stehen immer noch hartem Feind in besetzten Stellungen im französischen Lothringen gegenüber. Im oberen Elsaß streifen deutsche und französische Abteilungen unter gegenseitigen Kämpfen.

Der Generalquartiermeister v. Stein.

Diese schwerwiegenden Nachrichten wurden noch verstärkt durch eine amtliche Pariser Meldung, daß deutsche Truppen bei Compiègne eingetroffen seien. Compiègne liegt von Paris in einer Entfernung von etwa 80 Kilometern. Auch in Soissons, das nur wenig weiter entfernt ist, lagen deutsche Truppen. Die Engländer hatten die Lagenmeldung verbreitet, daß sie den deutschen Vorposten zehn Kanonen abgenommen hätten. Schon im Jahre 1870 wurde Soissons belagert und ergab sich der deutschen Maasarmee. Auch damals war die französische Regierung nach Bordeaux geflohen, aber erst im Dezember; vorher hatte sie in Tours Aufenthalt genommen. Diesmal hat die französische Regierung Paris schon wesentlich früher verlassen. Denn schon am 3. September verdrängte sie folgenden Aufruf:

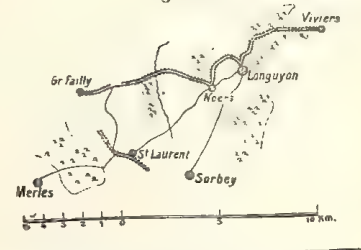
„Franzosen!

Seit mehreren Tagen stellen erbitterte Kämpfe unsere heldenhaften Truppen und die feindliche Armee auf die Probe. Die Tapferkeit unserer Soldaten hat ihnen an

mehreren Punkten bemerkenswerte Vorteile eingetragen, dagegen hat uns im Norden der Vortritt der deutschen Streitkräfte zum Rückzuge gezwungen. Diese Lage nötigt den Präsidenten der Republik und die Regierung zu einem schmerzlichen Entschluß. Um über das Heil der Nation zu wachen, haben die Behörden die Pflicht, sich zeitweilig von Paris zu entfernen. Indessen wird der hervorragende Oberbefehlshaber der französischen Armee voll Mut und Befestigung die Hauptstadt und ihre patriotische Bevölkerung gegen die Eindringlinge verteidigen.

Aber der Krieg soll gleichzeitig im übrigen Lande weitergeführt werden. Ohne Furcht und Nachlassen, ohne Aufschub und Schwäche wird der heilige Kampf für die Ehre der Nation und die Sühne des verletzten Rechtes weitergehen. Keine unserer Armeen ist in ihren Beländen erschüttert. Wenn einige von ihnen sehr bemerkenswerte Verluste erlitten haben, so sind die Hüfen sofort von den Depots aus wieder aufgefüllt worden. Der Aufruf der Rekruten sich neue Quellen an Menschen und Energie. Widerstand im Kampf, das soll die Parole der verbundenen englisch, russisch, belgischen und französischen Heere sein. Widerstand und Kampf, während die Engländer uns zur Hilfe kommen und die Verbindungen unserer Feinde mit der Welt abbrechen; Widerstand und Kampf, während die russischen Armeen weiter vorrücken, um einen entscheidenden Schlag in das Herz des Deutschen Reiches zu führen! Es ist die Aufgabe der republikanischen Regierung, diesen hartnäckigen

Wegeskizze.



In dem Artikel: Das Schlachtfeld von Sedan (Seite 323).



Das Schlachtfeld südlich von dem befestigten Dorf Sedan mit Front nach St. Laurent und Grand Faily.

Siehe die Karte: Sedan-Schlacht, von der Seite 323. Die Zeichnungen des Generalquartiermeisters v. Stein, nach der Skizze eines mit dem Generalquartiermeister v. Stein zusammengekauften Offiziers (Seite 323).

Widerstand zu leisten. Überall werden zum Schutz der Unabhängigkeit Frankreichs Völker sich erheben, um diesem furchtbaren Kampf seine ganze Kraft und seine Widerstandskraft zu verleihen.

Es ist unumgänglich notwendig, daß die Regierung freie Hand zum Handeln behält. Auf Wunsch der Militärbehörden verlegt die Regierung daher für den Augenblick ihren Aufenthalt nach einem Punkte Frankreichs, wo sie in ununterbrochener Verbindung mit der Gesamtheit des Landes bleiben kann. Sie fordert die Mitglieder des Parlaments auf, sich nicht fern von ihr zu halten, um gegenüber dem Feinde zusammen mit der Regierung und ihren Kollegen einen Sammelplatz der nationalen Einheit zu bilden. Die Regierung verläßt Paris erst, nachdem sie die Verteidigung der Stadt und des besetzten Lagers durch alle in ihrer Macht stehenden Mittel gesichert hat. Sie weiß, daß sie es nicht nötig hat, der bewundernswürdigen Pariser Bevölkerung Ruhe, Entschlußkraft und Habseligkeit zu empfehlen. Die Revolution von Paris zeigt jeden Tag, daß sie den größten Pflichten gewachsen ist.

Franken! Seigen wir uns dieser tragischen Umstände würdig! Wir werden den endlichen Sieg erringen. Wir werden ihn erringen durch den unermüdeten Willen zum Widerstande und zur Wachsamkeit. Eine Nation, die nicht untergehen will, die um zu leben, weder vor Feinden noch vor Opfern zurückzuckt, ist sicher zu siegen!

Der Aufruf war vom Präsidenten Poincaré sowie sämtlichen Ministern unterzeichnet und wurde erst sechs Stunden, nachdem die Regierung Paris verlassen hatte, veröffentlicht. Somit war es ihr nicht möglich gewesen zu entkommen, denn sofort nach Bekanntwerden des Aufrufs strömten in Bombardement gegen die Regierungsgebäude, ohne daß die aufgebotene Polizei nennenswerte Anstrengungen machte, die Menschenmenge abzurufen. Die beiden Vortore des Elysée wurden verbarrikadiert, nur wenige seiner Fensterhöfen sind ganz geblieben. Bis nach Mitternacht dauerten die Bombardierungen des Palastes gegen die Regierung, als plötzlich die „Matin“ durch Anschlagen an den Telefonen bekannt gab, daß die Regierung Paris bereits verlassen und ihren Sitz nach Bordeaux verlegt habe. Die Nachricht erregte geradezu Entsetzen, und die Revolution wäre vielleicht schon in jener Nacht gekommen, hätte die Polizei nicht zu einem Radikalismus gegriffen: sie ließ sämtliche elektrische Lampen der inneren Stadt auf eine Stunde löschen. Paris lag in Nacht. Aber die Wut des Volkes, das sich schmachvoll seinem Schicksal überlassen sah, war unaussprechlich.

Auf deutscher Seite folgte eine neue Siegesbotschaft: „Reims ist ohne Kampf besetzt. Die Siegesbeute der Armeen wird nur langsam bekannt. Die Truppen können sich bei ihrem schnellen Vormarsch wenig darum kümmern. Nach heben Geschütze und Fahrzeuge im freien Felde verlassen. Die Clappentruppen müssen sie nach und nach sammeln. Sie fest hat nur die Armee des Generalobersten v. Below genauere Angaben gemacht. Bis Ende August hat sie 6 Bahnen, 233 schwere Geschütze, 116 Feldgeschütze, 79 Maschinengewehre, 166 Fahrzeuge erbeutet und 12 934 Gefangene gemacht.“

Der Generalquartiermeister v. Stein: „Über den gegen die Stadt mit Erfolg unternommenen Sandstreich brachten wir schon einen Bericht auf Seite 182. Wie amtlich mitgeteilt worden ist, haben unsere deutschen Truppen bei der Einnahme von Reims auch das Militärfestungsgebiet besetzt. 10 Einheiten, 30 Doppeldecker und eine Anzahl der auch in Deutschland bekannten Gnomemotoren sind in die Hände der Eroberer. Besonders die Motoren, die in den Gnomemotoren hergestellt werden, sind gut verwendbar. Auch die 20 erbeuteten Doppeldecker, die meist nach dem Typ Maurice Farman gebaut sind, sind recht brauchbar. Die Steuerung und Bedienung der Flugzeuge unterscheidet sich von der deutschen Militärmaschinen nicht so sehr, daß unsere Offiziere die Apparate nicht ohne weiteres steuern könnten. Der Verlust der 30 Flugzeuge und der Motoren wäre für die Franzosen wohl noch zu verschmerzen, wenn nicht die Einnahme von Reims für ihre Heeresluftfahrt einen viel schwereren Schaden bedeutete. Reims ist gewissermaßen der Mittelpunkt des Militärluftwesens in Frankreich gewesen, und von dort aus wurden alle Operationen der Luftflotte vor-

bereitet und geleitet. In Reims, das einen großen, ausgedehnten unterbunkerten und mit allen Hilfsmitteln versehenen Militärluftplatz mit einer Offiziersfliegerschule be- saß, war in Friedenszeiten eine Kompanie Flieger unter- gebracht. Außerdem aber hatte man Reims zum Mittel- punkt der Fliegerer gemacht und nicht weniger als drei Fliegerkompanien mit allem Zubehör dorthin verlegt. Der in unsere Hände gefallene Flugzeugpark war auf Krieg- stärke gebracht und dürfte einen Wert von 1 Million Mark erreichen.“

Reims, das so leicht und so frühzeitig in unsere Hände gefallen war, weckt reiche gedankliche Erinnerungen. Das alte Ducastortum, wie es zur Römerzeit hieß, war die Hauptstadt der römischen Provinz Belgica secunda. Als um 360 das Christentum Eingang fand, wurden hier vom heiligen Remigius viele fränkische Götter geknickt. Der Vertrag von Verdun 843 war für die weitere Entwicklung entscheidend. Reims kam an Karl den Kahlen, also zu West- franken. Nachdem die Stadt seit Ludwig IV. Geschloßen verbleiben gewohnt war, wurden deren Rechte unter Philipp August noch bedeutend erweitert. Sie erhielten den herzog- lichen Titel und wurden Herren über Stadt und Grafschaft. Seitdem war Reims Kronstadt der französischen Könige. Sehr umhertren war die Stadt im französischen eina- lichen Kriegen des fünfzehnten Jahrhunderts. 1431 wurde es von den Engländern erbeutet. 1476 aber unter der Führung der Jungfrau von Orléans in die Franzosen zurückgewonnen.

In einem ruffischen französischen Geschicht 1814, das eben- falls bei Reims stattfand, werden die Ären von Siegen. 1870 besetzten die Deutschen die Stadt, die als Eisen- bahnhauptstadt große strategische Bedeutung hat, ganz wie in unseren gegenwärtigen Kriegen. Reims wurde da- mals ein des Generalobersten v. Below, in dem sämtliche von uns besetzten Gebiete auf dem Fluß-Fluß-Flußungen gehörten; denn dieses galt als ein strategisches Zentrum für sich.

Uns Deutschen ist der Name Reims besonders vertraut durch Schillers „Jungfrau von Orléans“.

Reims ist seit 1872 durch eine Anlage von zwölf Forts eine Lagerfestung geworden. Aber die Festung hat nun doch nichts geblieben. Die Stadt wurde preisgegeben, in Zeichen dafür, wie tief die Macht unserer Angriffe in den vorhergehenden Jahren zu gewesen ist.

In Ähren gehört Reims (siehe auch Seite 182) zu jenen reipolnen Städten, die Zeugen einer großen geschicht- lichen Vergangenheit sind. Groß ist die Zahl alter Bau- werke und Kunstschätze. Am berühmtesten ist die gotische Kathedrale, ein Meisterwerk geschlossener Frühgotik.

Während die Kriegereignisse das deutsche Volk und seine österreichisch-ungarischen Waffenbrüder immer froher stimmten, war es natürlich, daß in Frankreich die Ent- mutigung immer mehr Platz griff. Der Ruf „à Berlin“ war längst verstimmt und ebenso das Gebot über die häufige Erscheinung deutscher Flieger über der Hauptstadt beunruhigt, die Bombengriffe herabzulassen (siehe auch Seite 78 und 81). Obgleich die Berichte nur von geringem durch die Flugzeuge angerichteten Schaden erzählten, konnte nicht verhindert werden, daß das Volk immer erörterter wurde, und fragte, wo denn die französischen Flieger blieben, die ja in Friedenszeiten auf den Flug- plätzen, in dem sie gebraucht wurden, fast vollständig zu verlegen ständen. Die Verfolgung der deutschen Flieger durch französische führte nie zu einem befriedigenden Er- gebnis. Bezeichnend für die Stimmung des französischen Volkes ist der Brief eines französischen Soldaten, den der „Matin“, der sonst nicht genug gegen die Deutschen hehen kann, veröffentlichte. Dieser Brief lautet:

„Uns Soldaten wird überdies für die Zukunft ein- gestrichen, aber es gibt zwei Umstände, die uns missfallen. Als unser Bataillon auf dem Marsch unter Strapazen durch die Dörfer kam, zeigten die Leute immer ernste Ge- sichter, traurige Mienen, finstere Stimmen und führten Tschakelchen an die Augen. Es geht doch kein Leidenzug vorbei! lagten dazu wir Soldaten. Mit Stolz und Freude hätten wir in den Krieg ziehen können, mit einem Lächeln anderen sehen. Aber wenn, so bleiben bleiben. Die Truppen brauchen fröhliche und zuverlässige Begrüßung beim Durchzug. Zweitens bedrückt uns der Anblick der schmäh-

tigen und blassen Kinder, die wie hungrige Hände nach den Beuten der Wägen greifen. In den Quartieren fallen die Reihen unglücklicher Frauen auf, die die Über- reiche der Suppen und das von der Notwendigkeit Weggeworfene zusammenheften in einer Weile, die das Herz zerbricht. Ob es denn keine öffentliche Armenunterstützung mehr in Frankreich, keine Liebesgaben und kein Geld? Wir mer- schieren frohgemut, verlangen aber, daß es nicht mehr vor uns Frauen gebe, die weinen, und hinter uns Kinder, die hungern.“

Inzwischen nahm der Siegeszug der Unfrigen seinen Fortgang. Eine ernliche Stellung veränderte:

Von Maubeuge sind zwei Forts und deren Zusam- mensestellungen gefallen. Das Artilleriefestung konnte gegen die Stadt gerichtet werden. Sie brennt an verschiedenen Stellen.

Aus Papieren, die in unsere Hände gefallen sind, geht hervor, daß der Feind durch das Vorgehen der Armeen der Generalobersten v. Klud und v. Below nördlich der belgischen Maas vollständig überfallen worden ist. Noch am 17. August nahm er dort nur deutsche Kavallerie an. Die Kavallerie dieses Flügels unter Führung des Generals v. der Marwitz hat also die Anwerbebewegungen vorzüglich verfliegen.

Trotzdem würden diese Bewegungen dem Feinde nicht unbekannt geblieben sein, wenn nicht zu Beginn des Auf- marsches und Vorrückens die Selbstpostenbuden zurück- gehalten worden wären. Von Heeresangehörigen und deren Familien ist dies als schwere Last empfunden und die Schuld der Selbstpost beigemessen worden.

Im Interesse der arbeitsschreibenden und pflichttreuen Be- amten der Selbstpost habe ich mich für verpflichtet gehalten, hierüber eine Mitteilung zu geben.“

Und ferner:

„Großes Hauptquartier, 8. September. Maubeuge hat gestern kapituliert. 40 000 Kriegs- gefangene, darunter 10 000 Gefangene und zahl- reiches Kriegsgerät sind in unsere Hände gefallen.“

Maubeuge, innerhalb von dessen Forts die alte Festung von Mauban liegt, ist ein feiner Platz ersten Ranges. Wenn man, von der belgischen Grenze herkommend, das Sandbe- tal aufwärts wandert, in dem zahlreiche Arbeiterdörfer um Eisen- und Stahlwerke herumliegen, bemerkt man bald die schwere Rauchwolke über dem Flußtal, die die Lage von Maubeuge bezeichnet.

Innerhalb der Mägel, die zu Forts und Zwischen- werken ausgebaut sind, mit der Aufgabe, das Sandbe- tal und die sich hier freuzenden Eisen- bahnhäfen zu sperren. Seit 1870 haben die Franzosen diese Forts ausgebaut, die das Fluß- tal sowie im Süden die Ebene in einem Um- kreise von 30 Kilometer beherrschen. In ihrem Bereich liegt Maubeuge, ein an sich kleiner Industriestandort, der aber mit den Reichartigen, ebenfalls Industriestäd- ten, verschmolzen ist, so daß der Ort im ganzen etwa 50 000 Einwohner hat, den aber wiederum im nördlichen Frankreich ge- hört. Vor, an den letzten Ausführenden Armeen, haben sich schloße nach oben, Eisenwerke, Stahl- wälzwerke und damit zu- sammen einhundert indu- strielle Niederlassungen.

Die Eroberung von Maubeuge ist eine Bel- gica, die 1913 im „Gil Blas“ in seiner Nummer

vom 25. Februar erschien, von besonderem Interesse. Sie lautet: „In den militärischen Kreisen des Offens erzählt man sich, daß die Stadt Maubeuge, die unweit der nördlichen Grenze Frankreichs an der Bahnlinie Köln—Paris liegt, seit mehreren Wochen mit größeren Mengen englischer Munition versehen werde. Die Stadt Maubeuge ist mili- tärisch von großer Bedeutung. Sie wird im Feldzugplan des französischen Generalstabes als Versammlungspunkt für die verbundenen Truppen bezeichnet, die im Kriegsfall von dem englischen General French unter der Oberleitung des französischen Generalissimus Joffre befehligt werden sollen. Nun ist bekannt, daß die englischen Geschütze nicht das gleiche Geschick wie die französischen haben. Die beiden Regierungen seien jedoch übereingekommen, schon in frü- heren Zeiten auf französischem Gebiete die einzigen Munition- mengen anzuheben, die im Kriegsfall für die englische Artillerie notwendig sind.“

Aber die Einnahme des Platzes haben wir schon auf Seite 154 berichtet. Hier lassen wir noch einen Feldpost- brief vom 8. September folgen, der über die Kämpfe vor Maubeuge und die französische Geschichtswelt überhaupt interessante Einzelheiten enthält:

„Meine lieben, guten Eltern! Hoffentlich habt Ihr meine Briefe und Karten erhalten. Wir sind alle noch recht munter. Bis jetzt haben wir erst einen Mann ver- loren, der beim Waffeneingeben verunndet wurde. Ich habe alle Offiziere in Verpflegung und sähle mich, gettlich, sehr wohl. Gestern ist die Festung Maubeuge gefallen und sind 42 000 Franzosen und Engländer gefangen genommen worden. Die Belagerung hat 10—12 Tage gedauert. Interessant ist, was die Franzosen ausgaben. Man hat ihnen erzählt, daß Gittich wieder von den Engländern erobert sei, deshalb verstanden sie immer, nach Osten durch- zubrechen. Wenige Kompanien von uns haben die Stürme immer zurückgewiesen. Sobald die Unfrigen das Seitengewehr aufstiegen und die Maschinengewehre knatter- ten, rief der Feind sofort aus. Sehr besagten sich die Franzosen über ihre Offiziere. Diese führten die Mannschaften in die Schützengruben und ließen dann weg. In den Forts wurden häufig die Soldaten ohne ihre Offiziere gefangen genommen. Beim Sturm hatten sie sich die Treppen abgetrennt und waren davongelaufen. In Maubeuge sind auch 300 Zäger von uns befreit worden, die abgegriffen worden waren. Eine französische Kompanie wollte sich ergeben. Als sie



„Molanne in Kalkhof-Floden. für den Versteck der Militärtruppen freigegeben.“

Ich, daß nur ein Gefreiter mit 12 Mann sie gefangen nehmen wollte, fingen sie wieder an zu feuern. In den ersten Tagen der Belagerung wurden stets die Batteriestellungen zerstört und auch unsere Kolonnen beim Heranschaffen der Munition beschossen. Es ist aber ohne jeden Verlust abgegangen. Eine ganze Anzahl der französischen großen Geschosse explodierte wieder nicht, genau wie 1870. Unsere schwere Artillerie, die 42-cm- und 30-cm-Geschütze, wie auch die Österröcher mit ihren 30-cm-Kanonen, ebenso unsere Mörser, bei denen ich bin, wirken ganz furchterlich.



Post einer Besatzungseinheit in Kaschisch-Polen.

Phot. Max Sternberg, Berlin.

Mauwerke ist eine viel schwächere Festung als Lüttich und Namur, aber es wurde besser verteidigt. Das oben erwähnte Verraten unserer Stellungen geschah, nachdem die Russen in einem Keller hinter unseren 79 Maschinengewehre, 166 Fußmörser herangeholt. Sie

Der Generalquartiermeister über den gegen die Stadt mit 6 folg. Handreich brachten wir schon einen Bericht. Wie amtlich mitgeteilt worden ist, haben unsere Truppen bei der Einnahme von Reims auch das Flugzeugdepot besetzt: 10 Eindecker, 20 Doppeldecker, eine Anzahl der auch in Deutschland bekannten G. Motoren, die in den Flugzeugen hergestellt werden, in gut verwendbar. Auch die 20 erbeuteten Doppeldecker sind meist nach dem Typ Maurice Farman gebaut sind, sind recht brauchbar. Die Steuerung und Bedienung der Flugzeuge untersteht sich von der deutscher Militärmaschinen nicht so sehr, daß unsere Offiziere die Apparate nicht ohne weiteres fliegen könnten. Der Verlust der 30 Flugzeuge und der Motorwagen wäre für die Franzosen wohl noch zu beschweren, wenn nicht die Einnahme von Reims für ihre Fernschiffahrt einen viel schwereren Schaden bedeutete. Reims ist gewissermaßen der Mittelpunkt des Militärflugwesens in Frankreich gewesen, und von dort aus wurden alle Operationen der Luftflotte vor-

hatten genügend Wein und 30 gebratene Säckchen bei sich. Die französischen Soldaten machen einen schwächlichen Eindruck. Sie sind bis über 50 Jahre und haben häufig Gebrechen. Sie wollen oft nicht kämpfen und halten, wie ich schon schrieb, dem Seitengewehr kaum stand, obwohl die Festung im allgemeinen gut verteidigt wurde. Die Feldartillerie der Franzosen scheint gut, doch ist die Wirkung nicht hervorragend. Es heißt jetzt, daß wir auf Paris zu marschieren. Das Land hier ist wundervoll. Es ist so hügelig, wie die goldene Aue. Nur ist der Boden eher

nach besser, es ist ein ganz milder Lehmboden. Es gibt prächtige Weiden, auf denen noch viele Rüsse umherirren, ebenso prächtige Koblén. Alle brauchbaren Pferde sind natürlich von den Franzosen mitgenommen worden. Meine 100 Pferde sind noch in vorzüglichem Stande, ich habe bis jetzt nur wenig verloren.

(Fortsetzung folgt)

Illustrierte Kriegsberichte.

fanteristen nichts Schwereres, als stundenlang im feindlichen, numerisch überlegenen Artilleriefeuer bis auf den letzten Mann auszuharren!

Es dunkelte schon, als Regiment Kaiser Friedrich Nr. 125 ohne zweites Bataillon — letzteres sollte den Schutz des Divisionsstabes in der Gegend von Viviers übernehmen — im Städtchen Longunon einrückte. Eine unheimliche Stille lag über der Stadt. Nichts regte sich hinter den verschlossenen Fensterläden, bis sich unseren Kolonnen die Türen öffneten, die sich auf unsere Hüfte allein nie geöffnet hätten. Die Unterkunft wurde durch vorgegebene Truppenzüge gesichert. In Longunon selbst sammelte sich immer mehr Militär an. Wir teilten die Stadtviertel brüderlich mit Grenadierregiment Königin Olga und anderen Württembergern. Spät nachts rückten auch noch Teile eines anderen Divisions in die Stadt ein.

Am nächsten Morgen ungefähr um halb sechs marschierten durch die Straßen in südwestlicher Richtung weiter, als



Infanterie im stürmenden Regen vor Kielce in Kaschisch-Polen mit Kaskierungspatrouillen.

Phot. Klotz & Co., Berlin.

sich plötzlich ein prasselndes Feuer aus den Häusern über unsere Kolonnen ergoß. Alles drängte nach vorwärts, gegen die Höhen zu, denn Longunon liegt in einem Tal. Oben angelangt, hatten wir das befriedigende Gefühl, glücklich mit heiler Haut davongekommen zu sein. Aber das Schreckliche sollte uns noch bevorstehen. War doch das Feuer aus den Häusern nur ein Zeichen für die feindliche Artillerie, die in großer Überzahl uns konzentriert beschoß und auf alle Mäuden, die aus Longunon zur Höhe führten, vorzüglich eingeschossen war. Es war

für sie ein altbekanntes Gelände von ihren Friedensübungen her: ihr Schießplatz. Dazu standen sie noch mit den Bewohnern Longunons durch Kellertelephone, Licht- oder andere Signale in Verbindung und erhielten so Einblick in unsere Entfaltung und Entwicklung. Kaum bewegten sich kleine Abteilungen, noch hinter dem Höhenkamm, so kamen schon feindliche Geschosse. Kaum verließ eine Batterie aufzufahren, so war sie sofort in hochaufliegende Granattrichter oder weiße, tödlichdringende Schrapnellwolken gehüllt. Sogar in der Stadt selbst saßen Granaten



Werkzeugmunitionskolonnen in Kaschisch-Polen.

Der bessere Teil der Straße ist für den Verkehr der Militärautos freigelassen.

Phot. Max Sternberg, Berlin.

in unsere Kolonnen. Dazwischen mischte sich das Attern des Gewehrfeuers, das langsame Klopfen der französischen und das schnelle Kattern unserer Maschinenwaffen, wenn der Gegner immer und immer wieder verdachte, unsere wenigen, vorgelagerten Batterien durch seine Infanterie zu nehmen. Bis auf nächste Entfernung lag oft Infanterie gegen Infanterie. Hauptächlich nördlich der Straße Longpont-Sorbey kam es zu erbitterten Einzelkämpfen. Der französische Soldat zeigte tapfer seinen Degen mit einem feindlichen Offizier, bis dieser durch den von einem treuen Musketier mit dem Gewehrstoßen gegen seine Schläfe geführten Schwabenschrei lautlos zusammenbrach. Leider muß bald darauf eine Granate auch dem Sieger eine schwere Verwundung beigebracht haben, der er erlag.

Kämpfe an der schlesisch-russischen Grenze. (S. 335)

Manuskripten des preussischen Infanterieregiments Nr. 156 kämpften in treuer Waffenbrüderschaft zwischen uns Württembergern. Das Heulen und Strachen der Granaten, das Weissen und Verbluten der Schrapnelle und das Surren der Luchsläger und Geschützgeschosse vermochten uns nicht zu erschüttern. Selbst wenn die Jäger in der Feuerlinie bis auf wenige Gruppen zusammengebrochen waren, hielt sich Mann für Mann wacker, bis immer wieder Unterstufen rettend die Läden füllten oder die Wogen des Kampfes weiter schiedwärts trugen. Trotz der erschütternden Wermacht. Trotz der ohrenbetäubenden Hölle um uns.

Abends gegen sechs Uhr lagen wir todmüde in unseren frisch ausgehobenen Schützengräben, dicht südlich des brennenden Dorfes Roers, mit Front nach St. Laurent und Grand Sailly. Wir saßen in den fliehenden Häusern auf der sich in die Waldfläche im Hintergrund flüchtenden Franzosen (siehe Bild Seite 329). Dieser kleine Auschnitt aus unserer langen Gefechtsfront zeigt links die Straße Roers-Laurent, die gleichzeitig die Trennungslinie für das Grenadierregiment Königin Olga — links der Straße — und das Regiment Kaiser Friedrich — rechts der Straße — bildete. Dicht hinter den Infanterieregimenten standen, an die Hügelbildung angelehnt, einzelne todesmüde Batterien. Ihre Beobachtungstellungen lagen fast in gleicher Höhe mit unseren Schützengräben im Boden eingegraben.

Die ganze Nacht hatten wir in unserer Stellung mit dem Spaten weiter aus, ordneten unsere Kompanieverbände und suchten die nächste Nähe nach den beiderseitigen, außerordentlich zahlreichen Verwundeten ab, die hauptsächlich das Artilleriefeuer verursacht hatte.

Drei Tage später, an einem Ruhetag, wurden mehrere Kompanien von uns aus der Gegend von Merles (10 Kilometer südwestlich Roers) zurückgeschickt, um die Schlachtfelder bis Roers einschließend aufzuräumen, da der Gegner endlich nachgegeben hatte und über die Maas zurückgewichen war. Der andere Teil des Schlachtfeldes in der Umgegend von Longpont konnte schon früher gesäubert werden.

Sonneduharen bei Lancut.

(S. 336)

Während die Kanonen der heldenmütig verteidigten Festung Przemyśl donneren und an den Drahtverhauen vor den Forts ganze russische Regimenter niedergeböhrt wurden, setzten sich Teile der neu gruppierten österreichisch-ungarischen Streitkräfte, verstärkt durch deutsche Armeeteile, östlich Aratau in nördlicher Richtung gegen die Weichsel in Bewegung. Schon bei Biez stieß die Vorhut dieser Armee auf starke russische Kavallerie, die geworfen und verprengt wurde. Siegreich ging es vorwärts, trotz der Moräste, trotz der schlechten Wege, die durch die Geschütztransporte, durch die endlosen Proviantwagen und unzähligen Tritte der marschierenden Soldaten binnen wenigen Stunden wie ein Meerfeld aufgewühlt und zerfurcht wurden. Wenige Tage später kam es zu blutigen Kämpfen bei Barcys und östlich von Dynow, in denen der Feind gemorfen wurde. Der durch die Schnelligkeit der Operationen verwirrte Gegner versuchte zwar, seinen Angriff auf Przemyśl durch das Vorziehen starker Truppenteile in westlicher Richtung zu decken, aber er vermochte nirgendwo mehr standzuhalten. Bei Lancut stellten sich fünf bis sechs russische Infanteriedivisionen und entsprechende Kavallerie zur Schlacht, aber auch sie endete in einem fluchtartigen Rückzuge, wobei die tapferen Sonneduharen es zum

Schluss übernahmen, die Trümmer der geschlagenen russischen Truppen gegen den San zu verjagen.

Kämpfe an der schlesisch-russischen Grenze.

(S. 335)

Gleich nach dem Ausbruch des Krieges, ehe noch starke russische Kräfte in Ostpreußen einmarschierten und dort wie eine Mordbrennerbande hausten, kam es an der schlesisch-russischen Grenze zwischen Rastisch und Gienichow zu heftigen Kämpfen. Dort der Tapferkeit der deutschen Truppen gelang es dort, alle Vorhänge der Russen abzuweisen, wobei die Unseren wiederholt die Grenze überschritten. Einem Selbstpostbrief von diesem östlichen Kriegsschauplatz entnehmen wir folgendes:

Die Kompanie hatte den Auftrag, festzustellen, wo die russische Infanterie verblieben sei, und sie bei einer Begegnung zurückzuwerfen. Es wurden drei Jäger zu je 80 Mann eingeteilt. Ich hatte den ersten Zug und ging mit diesem gerade zu beiden Seiten der Landstraße über die Grenze, während die beiden anderen Jäger das feindliche Gelände in je 500 Meter Entfernung zum Vornachrichten benutzten. Der Hauptmann war beim zweiten Zuge, da dort das Gelände sehr unübersichtlich war. Das erste russische Dorf, das wir passierten, war leer. 400 Meter vor mir befand sich eine 20 Mann starke Radfahrerpatrouille. Wir mochten etwa noch eine Stunde marschieren, als wir von einer Höhe aus das Dorf zu Gesicht bekamen. Unsere Radfahrerpatrouille war auf 200 Meter heran, als sie plötzlich von dort befeuert wurde. Die Fahrer warfen die Räder in den Gassen, nahmen Stellung und erwiderten das Feuer. Ich ließ meinen Zug sofort ausweichen und Deckung nehmen; durch das Glas stellte ich fest, daß das Dorf zur Verteidigung eingerichtet und stark besetzt war. Ich schickte eine Kompanie. Da die auf die Radfahrer abgegebenen Schüsse sämtlich zu hoch gingen und uns, die wir 400 Meter dahinter lagen, fast gefährdeten, sah ich mich genötigt, die Deckung mit meinem Zuge zu verlassen und auf die freie Ebene vorzuspringen. Als die Russen unter anhaltendem Feuer, machten sie ein rasendes Feuer an. Ich ließ die Jägerkette erweitern und ging langsam vor. Von dort aus gab ich mit meinem Zuge ununterbrochen Feuer auf das Dorf ab. Wir mochten wohl eine Stunde dort im Feuer gelegen haben, als ich links aus einem Walde hinter mir Schüsse hörte. Ich stellte fest, daß es die Unseren waren. Mein Hauptmann eilte mit dem zweiten Zuge zur Unterstützung heran und griff das Dorf von der linken Flanke an. Plötzlich erschienen am rechten Dorfrand Maschinengewehre. Sie kamen aber erst gar nicht dazu, in Stellung zu gehen; der erste Zug, der nunmehr auch rechts von mir über den Höhenzug kam, feuerte wohlgezielte Salven auf die Maschinengewehre ab, so daß sie, ohne in Tätigkeit zu treten, den Rückzug antraten. Nun waren wir gerettet. Mit Hilfe des zweiten Zuges deckten wir das Dorf mit Feuer zu. Das feindliche Feuer ließ nach. Der Gegner war erschüttelt. „Seitengewehr pflanzt auf!“ wurde geblasen. „Sprung auf — marsch-marsch — fällt das Gewehr! Hurra!“ Der Sturm war eingetreten. Unaufhaltsam, trotz des dichten Regens, ging es vorwärts, bis in das Dorf hinein. Dort entspann sich ein regelrechtes Handgemenge. Die alten Häuser und Kellern, von allen Dächern und Bäumen wurden wir befeuert. Doch wir wichen nicht. Wir schossen in die Häuser hinein, daß die Scheiben klirrten und keiner mehr wagte, seinen Lauf hinauszuhalten. Was nicht durch die Flucht entkam, wurde vernichtet.

Die Millionenenschlacht an der Marne und Aisne. (S. 337)

In dieser bisher gewaltigsten Schlacht der Weltgeschichte handelte es sich auf beiden Seiten wohl um eine Million Mann gegenüber. Solche ungeheuren Massen können unmöglich an einer Stelle zusammenprallen, sondern sie verteilen sich in gesonderten Verbänden über die ganze Front, weshalb auch die amtlichen Nachrichten von Gefechten und Einzelerfolgen auf verschiedenen Schauplätzen berichten. Die Erbitterung und die Hartnäckigkeit ist auf beiden Seiten gleich heftig und zahlreich gewesen, und es ist vorgekommen, daß ein



Straßengefecht in einem Dorfe Russisch-Polen.
Aus einer Originalaufnahme von H. Treder



Abwehr eines französischen Reiters an der Marne.
Nach einem Gemälde von J. B. de la Tour.

und daselbe Dorf nicht weniger als zehnmal von Freund und Feind abwechselnd geküßt wurde, bis nur noch ein zauderender Trümmerhaufen seine Stelle andeutete. Unter Doppelschlag auf Seite 336/337, eine Schöpfung des bekann- ten Schlachtenmalers Grottemeyer, stellt eine von fränkischer Artillerie, Kavallerie und Infanterie verteidigte und befehligte Festung dar. Eine Taube und ein Doppeldecker, die am Horizont nur zwei Vögel der Urmelt freien, haben die Stellung des Feindes gegenübergestellt, und unter Artillerie und dem Feind steht noch ein Adler der Wälsche. Die Wälsche haben die Feinde nicht, wie es eine solche beherrschende Höhen verteidigt hätte, nieß je einen solchen Sattel von Schanellen und Granaten auf das Dorf und auf die Schützengraben der Franzosen niederschleusen, doch diese den verweifelten Versuch machte, die Stellung des Feindes zu stürmen. Da strengen über die niederkommenden Älter, auf denen die reiche Erde des Jahres verfaßt, die schraubenden Köpfe der französischen Käufler, deren flachblaue Panzer im Sonnenchein funkelten und deren Gefechtsaufzug auf den Kimerbeinen wie Bänder im Winde flatterte. Die Käufler, die die Wälsche in die Wälsche zerreißen und den nachfolgenden Schützen die Wälsche durch den Wald von Gewehren bähnen. Als aber die todtschreiende Artillerie sich in dichter Staubwolke auf funkbündert. Weiter dem Feind genähert und die französische Infanterie bereits ihre gedachten Schützengraben verlassen hatte, um mit aufgeplangtem Bajonet zum Sturm vorzugehen, so fielen plötzlich die gefürchteten Alanen den Reitern in die Hände, während die Infanterie sie in der Front nicht anderssehr gegen Feind empfing, das selbst schnell die Älter der Feinde zu setzen und die Wälsche aufzu- greifen, und nur wenige konnten sich zur Flucht machen. Aber da rannten sie in die eigene Infanterie, die in dichten Wälschen vorrücken wollte und sich nun auf einmal den Feinden und Dragonen gegenüber sah. Von den Dächern des Dorfes steigen dicke Rauchwolken empor und hin und wieder schlagen Feuerbälle auf die deutsche Artillerie her, ihr Ziel erreicht. Und es noch die Franzosen in die schlingenden Ausläufer flüchten und von hier aus ein wir- selndes Gefecht mit den Feinden eröffnen können, haben die Reiter der Alanen und die Reiter der Dragonen sie zu Paaren gezeitigt.

„Alles ist geritten und dem Erdboden gleichgemacht,“ schreit der Sonderberichterstatler des „Gaulois“, der das Schlachtfeld in der Nähe von Meaux besitzte. „Es ist, als hätte ein Orkan von Eisen und Feuer das Dorf vernichtet. Die Kirche ist nur noch ein Skelett, und die Wände sind durch- löchert wie Spinn. Die große Turmruhr ist von einer Granate getroffen, die die Hälfte der Uhr in ihrer Schmelze ließ, die andere Hälfte auf die Straße warf. Vor einem Tor steht ein Baum, der seinen Ast, der einen Ast, den ein Soldat zum Scherz aus dem Schmelzer einer Wälschen herausgenommen und hier aufgeplangt haben mag.“

Da es den Franzosen weder gelang, die deutschen Reihen zu durchbrechen, noch den rechten feindlichen Flügel zu umgehen, so nahm der Kampf immer mehr die Gestalt eines regelrechten Belagerungsstrittes an, indem sich beide Parteien in ihren Laufgräben verschanzten und einrichteten und nur während des Artilleriegefechts hervorbrachen und den Feind zurückdrängten. Daraus entsteht freilich wieder ein langwieriger, zäher Kampf um jeden Fuß Boden, und oft müssen die Angreifer an einem Tage nur 500—1000 Meter vorwärtskommen. Auf diese Weise können große Heere wochenlang miteinander ringen, ohne die Verluste des einen Gegners so hoch sind, daß sie ihn zum Weichen zwingen.

Ein loideschlachtfeld sieht leerer und wüdnierter aus, als man gemeinhin denkt. Es ist eine Schlachtfeld mit Wäldern, Dörfern und Geföhen, die brennen und tauchen, sagt ein englischer Berichtsfasser von der Beiz umfrittenen Wäldern an der Wane. Die einzigen Menschen, die man sieht, sind kleine Gruppen in der Nähe des Flusses. Nach einer langen, langen Reihe Gruppen an, sich langsam vorwärts zu bewegen, und sie werden sich aus, die Männer über die Ebene, und sie streifen sich, und sie werden sie etwas, das sie verloren haben. Sie gehen so langsam, so, ob sie müde waren und mit der Zeit nicht zu rechnen brauchen. Aber dann und wann erscheint plötzlich im Raum eine dünne, weiße Wolke und hängt über ihnen. Es ist ein Geräusch wie von Winden von Flügeln in der Luft, und aus dem Grunde springen kleine Götinnen auf.

Begegnung Kaiser Wilhelms mit dem Kronprinzen bei Sorben.

(Hierzu die farbige Kunstbelle.)

Als der Krieg ausbrach, beileidete der deutsche Kronprinz Wilhelm den Rang als Oberst à la suite des 1. Leibhujarenregiments Nr. 1, das er vorher befehligt hatte. Er

verfchieden mit harten Kräften unternommen wurden. Inzwischen hatte der Kaiser das Hauptquartier von Berlin nach Westen verlegt. Es drängte ihn, von hier aus seine braven Truppen und seinen siegreichen Sohn auf dem Schlachtfeld zu befehlen. Am 2. September, dem Erinnerungstagen des Abzuges, fand bei dem Dorfe Sorben das Jubiläumstreffen statt, das unser Künstler im Bilde festgehalten hat. An der Spitze seines Stabes hielt hier der Kronprinz in der Gasse des kaiserlichen Vaters. Von fernher darauf die belagerten Städte, die schließlichen Mutos, und gleich darauf war der Kaiser auch zu sehen. Ein kurzer militärischer Gruß, und dann folgte eine herrliche Bewillkommung zwischen Vater und Sohn. Der Kaiser mandirte sich dann in die Truppen, denen er einen herzlichen Gruß brachte. Ein draußendes Hurra aus tausenden



Die Maßzeit wird während der Fahrt in der Feldküche angelegt, so daß die Truppen schon unterwegs über sofort bei der Ankunft am Ziel mit warmer Nahrung versehen werden können. Zur Verhütung des Verbrennens hängt der Rasopist in einem mit Öl getränkten Kessel.

wurde nach der Kriegserklärung von seinem kaiserlichen Vater zum Generalleutnant befördert und mit der Führung einer Armee in Lothringen betraut.

[illegible]

Siegreich hielt sich seine Armee auch gegenüber den weiteren Vorstößen der Franzosen aus Verdun und Toul, die

Soldatenfehlen pflanzte sich von Mund zu Mund fort und ertönte weithin über das Feld.

Ein großartiges Bild bot die Umgebung zu dieser historischen Szene. Im Hintergrunde das nahe Dorf Gorb, im Vordergrund die Säulen des legendären Vorgabens unserer Truppen auf dem Hügel. Ferner erhoben sich die Wälle der Stadt, die deutsche Truppe, die sich der Befestigung widmete, und die deutsche Pioniertruppe, die sich dem Eroberten des weiten Geländes allmählich marschierende deutsche Kolonnen und im Grunde die Einbrüche des Kampfes. Truppe geangener Franzosen kamen vorüber, die nach Deutschland abgeführt wurden. Der Kaiser begab sich mit dem Kronprinzen in erster Unterhaltung zu dem Kronsgeneralmajor, der die Befehlshaber der Brigade Prinz Oskar ist und der dem Kaiser sagte, dass die Schlacht gefallt hatte. Der Kaiser sagte, dass er eine kurze Zeit mit dem Prinzen, dem Sohn des Kaisers, eine kurze Zeit mit dem Prinzen, dem Sohn des Kaisers, mit einem begeisterten Hurra und dem Abschied der Volkswissen beantwortet wurde. Erhebend klangen die Töne: „Heil dir im Siegestanz!“ in die Wundstümmung hinein, während der Monarch die Blümpchen zum Sauplatz antrat.



Österreichisch-ungarische Waffensoldaten mit ihren Feldbüchse.

Die Generale Hermann v. Kuzmanek und Stefosar Boroevic v. Bojna.

(S. 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 352, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 388, 389, 390, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401, 402, 403, 404, 405, 406, 407, 408, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 415, 416, 417, 418, 419, 420, 421, 422, 423, 424, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 434, 435, 436, 437, 438, 439, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451, 452, 453, 454, 455, 456, 457, 458, 459, 460, 461, 462, 463, 464, 465, 466, 467, 468, 469, 470, 471, 472, 473, 474, 475, 476, 477, 478, 479, 480, 481, 482, 483, 484, 485, 486, 487, 488, 489, 490, 491, 492, 493, 494, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 501, 502, 503, 504, 505, 506, 507, 508, 509, 510, 511, 512, 513, 514, 515, 516, 517, 518, 519, 520, 521, 522, 523, 524, 525, 526, 527, 528, 529, 530, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 545, 546, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 561, 562, 563, 564, 565, 566, 567, 568, 569, 570, 571, 572, 573, 574, 575, 576, 577, 578, 579, 580, 581, 582, 583, 584, 585, 586, 587, 588, 589, 590, 591, 592, 593, 594, 595, 596, 597, 598, 599, 600, 601, 602, 603, 604, 605, 606, 607, 608, 609, 610, 611, 612, 613, 614, 615, 616, 617, 618, 619, 620, 621, 622, 623, 624, 625, 626, 627, 628, 629, 630, 631, 632, 633, 634, 635, 636, 637, 638, 639, 640, 641, 642, 643, 644, 645, 646, 647, 648, 649, 650, 651, 652, 653, 654, 655, 656, 657, 658, 659, 660, 661, 662, 663, 664, 665, 666, 667, 668, 669, 670, 671, 672, 673, 674, 675, 676, 677, 678, 679, 680, 681, 682, 683, 684, 685, 686, 687, 688, 689, 690, 691, 692, 693, 694, 695, 696, 697, 698, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 705, 706, 707, 708, 709, 710, 711, 712, 713, 714, 715, 716, 717, 718, 719, 720, 721, 722, 723, 724, 725, 726, 727, 728, 729, 730, 731, 732, 733, 734, 735, 736, 737, 738, 739, 740, 741, 742, 743, 744, 745, 746, 747, 748, 749, 750, 751, 752, 753, 754, 755, 756, 757, 758, 759, 760, 761, 762, 763, 764, 765, 766, 767, 768, 769, 770, 771, 772, 773, 774, 775, 776, 777, 778, 779, 780, 781, 782, 783, 784, 785, 786, 787, 788, 789, 790, 791, 792, 793, 794, 795, 796, 797, 798, 799, 800, 801, 802, 803, 804, 805, 806, 807, 808, 809, 810, 811, 812, 813, 814, 815, 816, 817, 818, 819, 820, 821, 822, 823, 824, 825, 826, 827, 828, 829, 830, 831, 832, 833, 834, 835, 836, 837, 838, 839, 840, 841, 842, 843, 844, 845, 846, 847, 848, 849, 850, 851, 852, 853, 854, 855, 856, 857, 858, 859, 860, 861, 862, 863, 864, 865, 866, 867, 868, 869, 870, 871, 872, 873, 874, 875, 876, 877, 878, 879, 880, 881, 882, 883, 884, 885, 886, 887, 888, 889, 890, 891, 892, 893, 894, 895, 896, 897, 898, 899, 900, 901, 902, 903, 904, 905, 906, 907, 908, 909, 910, 911, 912, 913, 914, 915, 916, 917, 918, 919, 920, 921, 922, 923, 924, 925, 926, 927, 928, 929, 930, 931, 932, 933, 934, 935, 936, 937, 938, 939, 940, 941, 942, 943, 944, 945, 946, 947, 948, 949, 950, 951, 952, 953, 954, 955, 956, 957, 958, 959, 960, 961, 962, 963, 964, 965, 966, 967, 968, 969, 970, 971, 972, 973, 974, 975, 976, 977, 978, 979, 980, 981, 982, 983, 984, 985, 986, 987, 988, 989, 990, 991, 992, 993, 994, 995, 996, 997, 998, 999, 1000)

Wie wir voll freudigen Stolzes waren über die unergiebige Eroberung von Antwerpen, so sind wir voll Bewunderung für die glänzenden Waffentaten unserer Verbündeten bei der Verteidigung der gallischen Festung Brügge (siehe auch Seite 316).

Die Offiziere und Mannschaften, die Artilleristen und Techniker haben heldenhaftes geleistet. In erster Linie aber gebührt Dank und Anerkennung dem Befehlshaber der Festung, Feldmarschallleutnant v. Kuzmanek, der durch seine Tat einer der vornehmsten Führer der uns verbündeten Doppelmonarchie geworden ist. Er war, ehe er mit dem Festungskommando betraut wurde, Befehlshaber der 28. Infanteriebrigade in Laibach. Jetzt schmückt seine Brust als Dank seines Kaisers der Orden der Eisernen Krone erster Klasse mit der Kriegsbeförderung. Nicht minder große Anerkennung erntete der umsichtige und tapfere Kommandant der Besatzungstruppen der Festung, Feldmarschallleutnant v. Kuzmanek.

Mit besonderer Auszeichnung hat der Kommandant der 3. österreichisch-ungarischen Armee, General der Infanterie Boroevic v. Bojna, der russischen Übermacht, die Gallien überflutete, die Stirne geboten und durch erfolgreiche Kämpfe bei Brügge den Entzug der Festung herbeigeführt. Er war vor Ausbruch des Krieges Kommandeur des 6. Armeekorps. Bei einem Empfang der Pressevertreter im österreichisch-ungarischen Hauptquartier sagte er: „Sie dürfen, meine Herren, durch die gelegentlichen Zurücknahme der einen oder anderen Armeeteile nicht unangenehm überrollt sein und sich dadurch die Zuversicht auf unseren endlichen Sieg nicht nehmen lassen. Wir stehen eins zu drei. Wir müssen uns zunächst darauf einrichten, bis wir über längere Zeit das Verhältnis eins zu zwei Platz greift. Wenn wir dann erst eins zu eins



Österreichische Soldaten beim Brotbacken in einem selbstgebauten Feldbackofen.

stehen, dann dürfen Sie sicher sein, meine Herren, daß das Totenglocken für die Russen läuten wird.“ Dieser tapfere Feldherr hat übrigens auch den Russen bereits die größte Achtung abgenötigt. Sagte doch von ihm ein gefangener russischer Generalstabschef: „Er ist einer der hervorragendsten Heerführer; doch ich hoffe, daß nicht jeder bei Ihnen ein Vorrecht ist, was mich in der kaiserlichen Gefangenschaft einigermaßen beruhigt.“

Die Gesundheit des Soldaten im Felde.

Von Dr. med. Paul Bernoulli, Oberarzt der Landwehr, 3. Jt. im Felde.

(S. 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 352, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 388, 389, 390, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401, 402, 403, 404, 405, 406, 407, 408, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 415, 416, 417, 418, 419, 420, 421, 422, 423, 424, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 434, 435, 436, 437, 438, 439, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451, 452, 453, 454, 455, 456, 457, 458, 459, 460, 461, 462, 463, 464, 465, 466, 467, 468, 469, 470, 471, 472, 473, 474, 475, 476, 477, 478, 479, 480, 481, 482, 483, 484, 485, 486, 487, 488, 489, 490, 491, 492, 493, 494, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 501, 502, 503, 504, 505, 506, 507, 508, 509, 510, 511, 512, 513, 514, 515, 516, 517, 518, 519, 520, 521, 522, 523, 524, 525, 526, 527, 528, 529, 530, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 545, 546, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 561, 562, 563, 564, 565, 566, 567, 568, 569, 570, 571, 572, 573, 574, 575, 576, 577, 578, 579, 580, 581, 582, 583, 584, 585, 586, 587, 588, 589, 590, 591, 592, 593, 594, 595, 596, 597, 598, 599, 600, 601, 602, 603, 604, 605, 606, 607, 608, 609, 610, 611, 612, 613, 614, 615, 616, 617, 618, 619, 620, 621, 622, 623, 624, 625, 626, 627, 628, 629, 630, 631, 632, 633, 634, 635, 636, 637, 638, 639, 640, 641, 642, 643, 644, 645, 646, 647, 648, 649, 650, 651, 652, 653, 654, 655, 656, 657, 658, 659, 660, 661, 662, 663, 664, 665, 666, 667, 668, 669, 670, 671, 672, 673, 674, 675, 676, 677, 678, 679, 680, 681, 682, 683, 684, 685, 686, 687, 688, 689, 690, 691, 692, 693, 694, 695, 696, 697, 698, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 705, 706, 707, 708, 709, 710, 711, 712, 713, 714, 715, 716, 717, 718, 719, 720, 721, 722, 723, 724, 725, 726, 727, 728, 729, 730, 731, 732, 733, 734, 735, 736, 737, 738, 739, 740, 741, 742, 743, 744, 745, 746, 747, 748, 749, 750, 751, 752, 753, 754, 755, 756, 757, 758, 759, 760, 761, 762, 763, 764, 765, 766, 767, 768, 769, 770, 771, 772, 773, 774, 775, 776, 777, 778, 779, 780, 781, 782, 783, 784, 785, 786, 787, 788, 789, 790, 791, 792, 793, 794, 795, 796, 797, 798, 799, 800, 801, 802, 803, 804, 805, 806, 807, 808, 809, 810, 811, 812, 813, 814, 815, 816, 817, 818, 819, 820, 821, 822, 823, 824, 825, 826, 827, 828, 829, 830, 831, 832, 833, 834, 835, 836, 837, 838, 839, 840, 841, 842, 843, 844, 845, 846, 847, 848, 849, 850, 851, 852, 853, 854, 855, 856, 857, 858, 859, 860, 861, 862, 863, 864, 865, 866, 867, 868, 869, 870, 871, 872, 873, 874, 875, 876, 877, 878, 879, 880, 881, 882, 883, 884, 885, 886, 887, 888, 889, 890, 891, 892, 893, 894, 895, 896, 897, 898, 899, 900, 901, 902, 903, 904, 905, 906, 907, 908, 909, 910, 911, 912, 913, 914, 915, 916, 917, 918, 919, 920, 921, 922, 923, 924, 925, 926, 927, 928, 929, 930, 931, 932, 933, 934, 935, 936, 937, 938, 939, 940, 941, 942, 943, 944, 945, 946, 947, 948, 949, 950, 951, 952, 953, 954, 955, 956, 957, 958, 959, 960, 961, 962, 963, 964, 965, 966, 967, 968, 969, 970, 971, 972, 973, 974, 975, 976, 977, 978, 979, 980, 981, 982, 983, 984, 985, 986, 987, 988, 989, 990, 991, 992, 993, 994, 995, 996, 997, 998, 999, 1000)

Ebenso hoch wie der gesunde Geist ist im Kriege vor allem die Gesundheit des Körpers zu bewerten. Nützlich hat man vielleicht besser Gelegenheit, die Wechselbeziehungen zwischen Kraftzufuhr, Kräftehaltung und größtmöglicher Kräfteentfaltung

festzustellen, als im Kriege. Wohl lassen sich unsere Truppen auch nach langer Marsch und mit leerem Magen vom Feuererker ihres Führers fortziehen, um, der Disziplin gehorchend, einen Sturm erfolgreich auszuführen; wohl bringen sie es fertig, tagelang in Schützengräben zu liegen und dem Granatfeuer des Gegners in verbederter Stellung standzuhalten. Doch leuchtet ein, daß eine gesund erhaltene und gut versorgte Truppe bei weitem Besseres leistet, als eine durch Hunger, Kälte, Mäße und anderes geschwächte. Zur Gesundheit des Soldaten bedarf es zunächst einer geeigneten Nahrung, einer ausreichenden, einwandfreien Ernährung, der Ruhe und Schonung, sowie ferner der Abwehr von krankheitsregenden Einflüssen. Zum anderen bildet eine gute ärztliche Wundversorgung die Vorbedingung zur möglichst gründlichen Wiederherstellung der Selbstheiligkeit des Verwundeten.

Unsere selbstsüchtige Vorsehung hat sich in diesem Kriege bereits als ein Segen erwiesen: die Abnutzung an der Umgebung ist so vorüber, daß es, wie ich schoner, bei der ersten Einnahme der Truppe im Felde von ihrer Umgebung zu unterscheiden. Selbst mit der geringsten Erkenntnis man oftmals den Unterschied zwischen eigener und feindlicher Infanterie lediglich an dem Vorhandensein der Helmplüme bei unseren Soldaten. Der Helm bedrückt zwar manchen, ist aber gegen viele Gefahren, wie auch gegen den

Negen, eine äußerst praktische Kopfbedeckung, zumal mit graugrünem Überzug. Die Kappen anderer Nationen sind zwar leichter, durchlässiger aber kaum besser als der hierfür eingerichtete Helm, bieten weniger Deckung und weichen bei anhaltender Nässe durch. Die berühmte Fiedelhaube hat ihre Daseinsberechtigung wiederum bewiesen.

Das graue Tuch der Mannschaft trägt sich im großen und ganzen aus und bewahrt sich bei Hitze wie Nässe. Als Krage halte ich den bei Offizieren vielfach noch angetroffenen Strohtrage des Hades für durchaus unpraktisch, für sehr geeignet dagegen den heruntergeklappten Strohtrage mit auswechselbarer Halsbinde. Er bietet dem Hals genügend Schutz gegen Kälte und Wind, was bei erhaltenden Mäßen ebenso wichtig ist wie im Winter, während er zugleich die Möglichkeit der Lüftung im Sommer zuläßt, ohne den Einbruch des Unordentlichen zu erwecken. Der niedrige Halskragen derweil, der meist durchschweißter und beschmutzter Halsbinde — laubere Hände sind im Felde selten anzutreffen — nicht empfehlenswert erscheinen. Was die langen Hosen und Schaffstiefel betrifft, so halte ich die kurzen Hosen und Schnurhosen für zweckmäßiger. Wenn es zu erreichen wäre, müßte man natürlich eine getrennte Sommer- und Winterkleidung für den Soldaten anheben; in dessen beengten dies großen Schwierigkeiten, die kaum zu überwinden sein dürften.

An die zweckdienliche Tönung der feldgrauen Farbe hat sich das Auge bereits so gewöhnt, daß einem das hier und da bei Truppen und Besatzungstruppen von Landsturmmännern angetroffene „zweiteilte“ blau-rot nicht nur als veraltet, sondern geradezu als unkriegsgerecht und ungesund erscheint. Die bisherigen Kriegsführungen haben erwiesen, daß für die Sicherheit der Truppe im Felde die Entfernung sämtlicher farbigen und glänzenden Merkmale sowie der groben Unreinheiten zwischen Offizieren und Mannschaften dringend geboten ist.

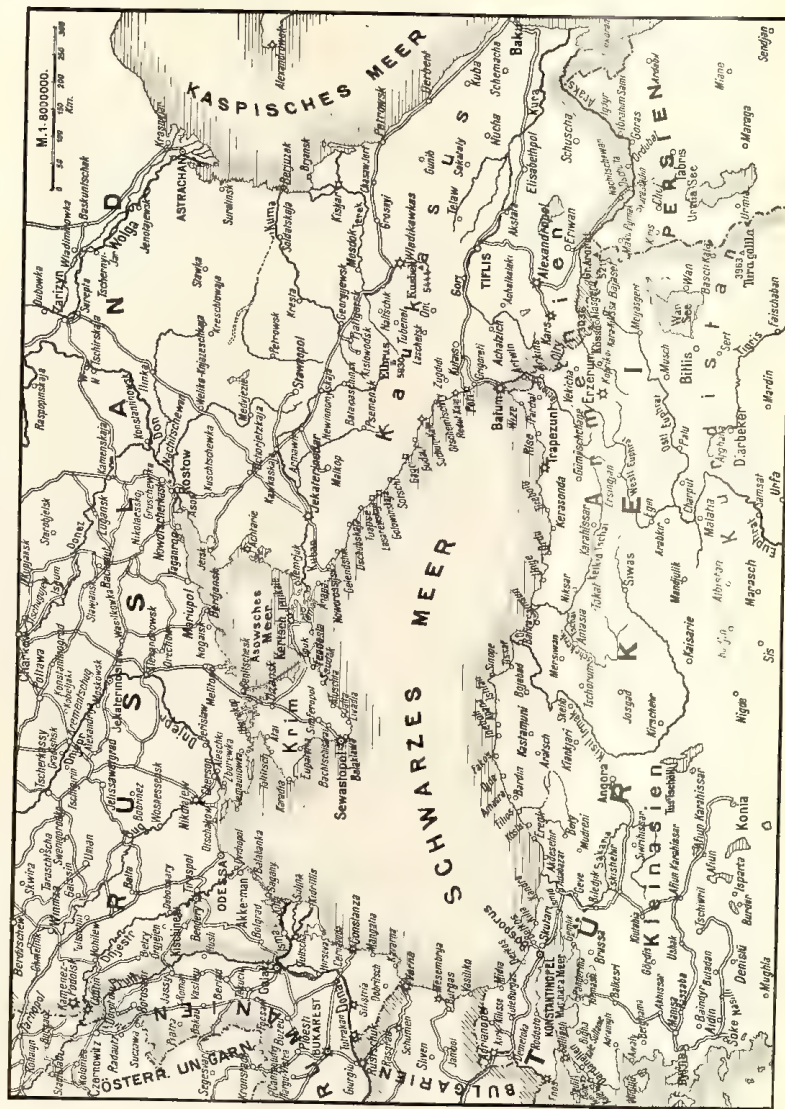
Wie die Bekleidung, so ist die Versorgung eine im Felde nicht immer einfach zu regelnde Lebensfrage. Mit Hilfe unserer fahrbaren Feldküchen, über die jede Kompanie verfügt, ist es uns möglich, die vom Kampf erschöpften Truppen mit warmer, kräftiger Nahrung zu versehen. Daß anderseits Ereignisse eintreten können, wo ein Vorziehen der Bagagen und Feldküchen bis zum Zeitpunkt nicht möglich ist, so namentlich bei schnellem Vorwärtsschieben und in gebirgigen Gegenden, dürfte einleuchten und ist nicht der Organisation zur Last zu legen. In solchen Fällen wird vom eisernen Behälter gelebt: Konfitüren, Zucker, Kaffee, die Konfitüren, insbesondere Pfeifkonfitüren, können kalt gegessen werden, oder man erwärmt sie ein wenig, wodurch man die kräftige Pfeifbrühe mit gutem Mund- und anderem Fleisch erhält. Für Feldküchen wird eine große Zahl der Küchen gleichzeitig geöffnet und häufig mit Reis oder Erbsenwurst verköstet. Es kommt für die Ernährungsfrage sehr in Betracht, ob der Kriegsausbruch in armeren Gegenden, in eigenen Lande oder in fruchtbaren Teilen des feindlichen Gebietes liegt. Wenn letzteres der Fall ist, wie in Nordbrabant, so ist es geboten, von den Vorräten des Landes zu leben, was die Lösung der Ernährungsfrage sehr erleichtert. Die reichen Viehbestände, die man in Belgien und Nordbrabant auf saftigen Weiden und in den Ställen findet, die zahlreichen Gemüße, Kartoffeln und Nahrungsvorräte liefern die Grundlage für schmackhafte und in der Abwechslung kräftigende Mahlzeiten unserer Vaterlandsverteidiger. Nicht immer ist es leicht, ihnen solche zu beschaffen. An Gefechtslagen und wann gäbe es Tage, wo unsere Leute nicht auf der Lauer liegen oder zum Sturm vorgehen müssen? werden die Feldküchen erst bei Dunkelwerden aus den mehrere Kilometer hinter der Kampflinie befindlichen getrockneten Stellungen oder Dörfern an die Truppe herangezogen. So kommt es, daß die Gefechtsgruppen ihre warme Hauptmahlzeit abends oder nachts einnehmen und für den folgenden Tag mit kaltem Fleisch und Brot sowie Tee oder Kaffee versehen werden. Das Brot wird in großen Feldbäckereien an den Truppenorten, wenn möglich aus den Weizenmehlen, hergestellt. Wo Weizenmehle vorhanden sind, gibt es dann neben dem üblichen Kommissbrot auch das geringere gute Weizenbrot. Die Verlorenung mit Getränken ist ebenso wichtig wie die mit Speisen. Vor dem Wassertinken wird von ärztlicher Seite mit Redy immer wieder gewarnt.



Feldbäckerei im Wintergraben die großen wasserfesten Zelte, in denen der Bäckerknecht arbeitet.



Bäckereikolonne im Felde. Einige der Feldbäcker sind gerade beim Brotbacken. Die Backofen werden alle vier Stunden neu mit Holz beheizt.



Szene des russisch-türkischen Krieges im Jahre 1914.



Die türkischen Kreuzer „Sultan Yavuz Selim“ und „Midilli“ beschießen den russischen Hafen Odessa am Schwarzen Meer.
Nach einer Originalzeichnung von Professor F. W. Stow.

Raffee oder Tee, aus Feldküchen genommen und für den Tag in Feldflaschen gefüllt, ist als das frischeste und beste Getränk anzusehen. Was den Alkohol betrifft, so wird ein Teil der überaus großen Kellerbestände an Rotwein in Frankreich mit Befehl belegt und in kleinen Portionen, sowie der Vorrat reicht, an die ruhenden Kämpfer verteilt. Weil er dem Körper Brennstoffe und Wärme zuführt, so ist ihm wie anderen Genussmitteln, zum Beispiel dem Tabak, eine wohltuende Wirkung auf die Verdauung einerseits, wie auf das Gemüt andererseits eigen. Und was nur den Schein von Gemütslichkeit an sich trägt, ist für den im Felde stehenden Mann willkommene und wohlthätige Gabe.

Der allgemeine Gesundheitszustand des deutschen Heeres im Felde darf nach dem mir von meinen und auch von anderen Truppenteilen bekannt Gewordenen als ein hervorragender gütig bezeichnet werden. Seuchen dürften überhaupt nicht zu verzeichnen sein; die Schutzimpfungen, die allgemein durchgeführt wurde, bewährte sich auch diesmal, allen

war Enver bereits in einer Generalisierung. Doch vermochte er nicht rettend eingzugreifen, als die ungeheure Mißwirtschaft in betreff der Ernährung, Munitionsvorrichtung und des Sanitätswesens der Armee die fürchterlichen Niederlagen von Kilitzsch, Adrianopel, Janina usw. herbeiführte. Enver blieb aber mutig, unverzagt und fähig. Besonders bei den Kämpfen um die Thatalbahnlinie, deren Verteidigung er in verhältnismäßig günstigen Bahnen lenkte, tat er sich hervor. Enver war es, der dann den geschnittenen Bulgarien das bereits dieses abgetretene Adrianopel wieder entreißen half. Schon damals ließ er ahnen, daß er der verlorene Vergeltungsgeheiß war. Im jetzigen Weltkrieg war er von vornherein bestimmt, die diplomatische und militärische Führung der Türkei zu übernehmen. Der Sultan, dessen Schwiegersohn Enver geworden war, betraute ihn mit dem Oberbefehl über Armee und Flotte. Enver hatte aus der Feldensgeschichte seines Volkes gelernt, daß dieses von Rußland und England im Lauf

der Jahrhunderte planvoll zugrunde gerichtet worden sei, daß die Türkei in diesen beiden Staaten ihre Hauptgegner zu erblicken habe, daß aber der jetzige Weltkrieg die letzte, unwiederbringliche Gelegenheit biete, sich von ihrem Joch zu befreien und den gänzlichen Untergang des osmanischen Staatsgebildes zu verhindern. Deshalb wurde Enver das Haupt der Kriegspartei, die den Ansturm an Deutschland und Österreich-Ungarn erzielte. Dieses Ziel wurde Ende Oktober 1914 erreicht. Rußland und England und später Frankreich wurde der Krieg erklärt, und in den ersten Tagen des November der Heilige Krieg proklamiert, der 300 Millionen Mohammedaner auf ihren Glauben verpflichtete, nicht in den Reihen der Gegner von Deutschland und Österreich-Ungarn zu stehen, sondern vielmehr deren Feinde zu bekämpfen. Der Kriegserklärung folgte unmittelbar die Tat. Eine feindliche Armee an den Tschang des Kaukasus versammelte türkische Armee schlug die russischen fliehenden Grenztruppen in so stürmischen Angriff, daß man die schwerfälligen Türken vom Balkanfeld nicht wiedererkannte. Zu gleicher Zeit aber

fehlte ein tatkräftiges Vorgehen der türkischen Flotte im Schwarzen Meere ein. Sie hatte einen wertvollen Junack erhalten, die im Beginn des Krieges nach Konstantinopel hatten fliehen können. Sie wurden geschickterweise von der türkischen Regierung übernommen und mit den Namen „Mikail“ und „Sultan Yavuz Selim“ bezeichnet. Von der auf diese Weise verstärkten türkischen Flotte wurden Sebastopol, Odessa, Port, Batumi usw. bombardiert, der Gegner nach einigen empfindlichen Verlusten auf hoher See in die Küsten gejagt und letztere durch Minenminen zerstört. Die Jahre vor dem Weltkrieg hatten Enver und seine Getreuen nicht ungenutzt verstreichen lassen, vielmehr alles daran gesetzt, um die Armee zu stärken, aufzufüllen und zu reorganisieren. Der Wachstums, den die Sache Deutschlands und Österreich-Ungarns durch die türkische Armee unter dem Oberbefehl Envers Paşas erfahren wird, dürfte ein sehr bedeutender sein und in der großen Kriegsgleichung der Jetztzeit ein wichtiges Glied bilden.

Emden.

Es ist auf den Strand . . . So kann wohl der Bericht sein. Seine Fahrt nicht hoch. Wenn sie nach ihm, über einmal anglo war, von Zeit und Zeit. Gebaute Gemeinwesen. - Freut sie sich nicht. Das eine Schiff - und seine Ausrüstung. Das große England war es nicht allein. Es mußten alle mit im Grunde sein. Eine gegen dunkle war kein Schiff. Ein Schiff verloren. Und im Meere freit. Was soll und sein war. Sein Schicksal. Und den es nicht. - Den es nicht. Die Marine einer neuen Zeit - was bleibt. Ludwig Thoma (im „Simplicissimus“)



Deutsche, österreichische und ungarische Soldaten in einem österreichischen Jagaree.

neueren Einwirkungen zum Tode, glänzend. Dank den für die Gesundheitszustand unserer Truppen getroffenen Maßnahmen sind unsere Soldaten dort draußen vor dem Feind in diesem Kriege besser versorgt, als es wohl jemals früher in einem Feldzug der Fall war. Dementsprechend kann der im richtigen Kräfteverhältnis erhaltene, widerstandsfähige Körper auch Verletzungen und schwere Wunden verhältnismäßig gut ertragen. — Wie die Wundversorgung im Felde gehandhabt wird, möge einem besonderen Aufsatz vorbehalten bleiben.

Enver Paşa und das Eingreifen der Türkei in den Weltkrieg.

Von Generalleutnant J. D. Baron v. Erdem.

(Siehe die vorherige Seite 337 oben, 343 und die letzte Seite 342.)

Enver Paşa ist eine von den Persönlichkeiten, die bestimmt zu sein scheinen, in der Weltgeschichte eine bedeutende Rolle zu spielen. Als glühender Patriot, tief bekümmert über die demütigende Lage seines Vaterlandes unter der Mißwirtschaft des Sultans Abdul Hamid, schloß er sich der jungtürkischen Partei an, die die Absetzung dieses Herrschers zum politischen Endzweck hatte. Nachdem diese am 27. April 1909 erfolgt war, beteiligte sich der junge Major Enver Bey auf das lebhafteste an den schweren Verfassungskämpfen, die dem Wechsel des Staatsorganismus folgten. Auch bei der Neubildung des Heeres wirkte er mit. Die Aktionen des türkischen Trupps durch Italien rief Enver auf den höchsten Kriegshauptplatz.

Im ersten Balkankrieg, der den afrikanischen ablöste,

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Durch die Schlacht bei Tannenberg war nach nicht ganz Ostpreußen von den Russen befreit worden; besonders im nördlichen Teile der Provinz standen noch harte russische Truppen. Generaloberst v. Hindenburg hatte zunächst darauf Sorge zu tragen, die Kräfte seines großen Sieges vom 29. August sicherzustellen. Die Beute war außerordentlich groß; man brauchte nicht weniger als 1820 deutsche Güterwagen, um sie von Kriegshauptplätzen wegzubringen. Das Herz eines jeden Deutschen klang sich zusammen, wenn er die von den Russen verlassenen Orte durchschritt und sehen mußte, wie fürchterlich diese Banden gehaust hatten. Jetzt erkannte man erst, welches Schicksal unsere ostpreussischen Landsleute getroffen hätte, wenn das russische Joch nicht abgeworfen worden wäre. All die Verwüstungen, Plünderungen und sonstigen Greueln in einzelnen auszuführen, ist nicht möglich. Wie haben schon früher (Seite 138) einiges davon erwähnt. Hier sei, damit auch der Humor nicht fehle, nur noch ein Auszug wieder gegeben, der in Willenberg in Ostpreußen nach dem Abzuge der Russen gefunden worden ist. Dieser Auszug lautet wörtlich wie folgt:

„Anruf!“

In Euch Neuen werden wir Repräsentanten Rußlands uns, als Herolde des vereinigten großen Slawentums mit Worten der Verurteilung: Haltet ein, Ihr Unverständigen, bevor es zu spät wird! — Seht Euch um: die ganze Welt ist gegen Euch, die den Weltkrieg führen! Rußland, Frankreich, England, Serbien, Montenegro, die von Euch zur Gegenwehr herausgeforderten Belgier und sogar Japan — alle erheben die Waffen gegen Euch wie gegen wilde Symmetrie, zur Verteidigung ihrer Länder gegen Euren Überfall. Euer Bundesgenosse Italien hat sich von Euch gewandt. Schweres Leid schwebt über Euren Häuptern. Die slawische Familie von Osten, die vereinigten Franzosen, Engländer und Belgier von Westen umzingeln Euch durch eiserne Fesseln.

Die deutsche Regierung, in blindem Eifer, brennt ihr eigenes Volk, das bereits voll Todesangst umschaut. Welche Siege sind Euer vor Euch? Wo die russische Revolution und Aufrüstung? Wo das alles sind Apokalypsen! In Welt und Ost verliert Ihr Kampf an Kampf. — Dieses alles wird Euch streng vernehmlich. Ganz Rußland erhebt wie ein Mann für die allgemeine slawische Sache und wird sein Schwert nicht niederlegen, bevor dieser Kampf bis zu seinen letzten und produktiven Arbeit — doch werft die Waffen zur unumkehrbaren Gegenwehr von Euch, vergießt nicht Schöne unigen Blutes.

Konstantin. Copyright 1914 des Autors Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Der Russe ist friedliebend und großmütig, und wir werden nicht stark über ihn Eure barbarischen Gemetzel in Kalisch und Czestochau und für Eure Unterdrückungen der friedlich arbeitenden Landbevölkerung.

Wir kämpfen gegen das deutsche Heer und nicht gegen das Volk. Die in Rußland lebenden Polen sind uns slawische Aelterväter. — Seid unbefruchtet! Eure Familien, Weiber und Kinder, Euer Hab und Gut sind für uns unanfechtbar — der friedliebenden Bevölkerung schlagen wir vor, sich ruhig und friedlich zu verhalten und reichen derselben unsere Hände.

Legt Eure Waffen nieder, die Euch durch Euren Staat mit Gewalt in die Hände gedrückt sind! Geht Euch gefangen! Die Russen nehmen sich der Gefangenen freundlich an und verfahren mit ihnen konventionell mild.

Ein Gefangener ist für uns kein Feind mehr. Verwundet werden von uns nicht niedergemetzelt.

Wie schrecklich die Wirklichkeit von diesen schönen Verheißungen abwich, wissen unsere Leser bereits.

Doch nicht allzulange wahrte es, bis Generaloberst v. Hindenburg reinen Tisch gemacht hatte. Schon am 13. September errang er wieder einen großen Erfolg. Seine Armee hatte das russische Heer in Ostpreußen nach einem mehrtägigen Kampfe abermals vollständig geschlagen. Der Rückzug des Feindes erreichte in Mähle aus. Aber 10000 Gefangene und 80 Geschütze, ferner Maschinengewehre, Flugzeuge und Fahrzeuge aller Art fielen uns in die Hände. Die Wilnaer Armee, bestehend aus dem 2., 3., 4. und 20. Armeekorps, der 3. und 4. Reservebrigade, 5. Kavalleriedivision, war durch diese Schlacht an den maritimen See und die sich daran anschließende Verfolgung vernichtet worden, ebenso hatte die Grobnor Reservearmee, bestehend aus dem 20. und 22. Armeekorps, Meß des 6. Armeekorps und einem Teil des 3. Kavalleriearmees, im Gefecht bei Lysa (siehe auch Seite 198) schwer gelitten.

Lysa ist ziemlich nahe der Grenze zwischen Litauen und Ostpreußen gelegen und Station an der Bahnlinie, die von Königsberg über

Wittenburg nach Ostpreußen führt. Über diesen letzten Ort ist das fünfte Korps, das von Petersburg herangeführt wurde, beordert worden. Auffallend erscheint, daß man dieses Korps allein, ziemlich weit weg sowohl von der dem Rußland aus heranziehenden russischen Armee als auch von der über Gumbinnen vorgegangenen, eingeleitet hat.

Durch die neuen Siege war die letzte Stoßkraft der russischen Nordarmee zusammengebrochen. Wie eine Dampfwalze sollten sich die Millionenheere Rußlands über die



General G. François, Führer der ersten Armee, im Gespräch mit General A. Bielecki, Führer der ersten Armee in Kalisch-Polen an der ostpreussischen Grenze.



Das 3. Landwehr-Infanterieregiment ruht auf dem Marsch nach Samulki vor einem polnischen Gehöft.

Zentralreiche stützen, unüberwindlich sollte ihr Gang sein, bis in Berlin das Deutsche Reich im Herzen getroffen würde — so höhnten die Weiber in London, so künden die französischen Machthaber ihren betrogenen Volk. Rußland selber wagte es, noch nach der Katastrophe von Tannenberg in die neutralen Länder hinauszufahren, der deutsche Sieg habe nur „lokale Bedeutung“. Dies Gerede mußte nun verstummen und die Wahrheit sich auch im russischen Volke Bahn brechen, dem immer vorgeläutet worden war, das russische Heer befände sich auf dem Wege nach Berlin.

Die wichtigsten Schlüge, die General v. Hindenburg, dessen Bild und Lebensabriß wir bereits auf Seite 45 und 63 brachten, gegen Rußland geführt hatte, waren dem ganzen russischen Volk so unsagbar, daß sich um den Namen des deutschen Heerführers ein Legendenring wand ähnlich wie anfänglich um unsere 42-cm-Körser. Das ging so weit, daß die Russen vielfach überhaupt nicht an das Dasein dieses Generals glaubten, sondern seinen Namen für irgendeine geheimnisvolle Schreckensmacht hielten. Russen, die in Berlin leben, waren jedenfalls durchaus nicht davon zu überzeugen, daß Hindenburg wirklich der Oberbefehlshaber des deutschen Heeres sei. Mehrere Russen äußerten die Ansicht, daß es sich wohl nur um ein furchtbares Geshütz ähnlich dem 42-cm-Mörser handle, das durch seine große Gewalt diese so schreckliche Katastrophe des russischen Heeres verursacht habe. Ähnliche Auffassungen sollen russische Zeitungen gehabt haben. In diesen wurde darauf hingewiesen, daß die Deutschen angeblich unter einem General v. Hindenburg ihre Siege errungen hätten. Man brauche aber vor diesem General keine Furcht zu haben, denn das Wort Hindenburg stelle keinen Menschen dar, sondern den Schlachtfuß der Diktatoren, ähnlich wie das Hurra der anderen Deutschen. Es sei nur ein glücklicher Zufall, daß das deutsche Heer das russische besiegt habe. Mit dem Namen Hindenburg habe das aber nichts zu tun.

Auf der Verfolgung des Feindes überschritten die Anführer unter Hindenburg die russische Grenze und be-

legten das Gouvernement Samulki, das unter deutsche Verwaltung gestellt wurde. Am 17. September wurde die vierte sinnlose Schlacht bei Samulki, die die Russen gegen die 1. Armee des General v. Hindenburg führten, die erste Grajewe und die zweite nach dem Kampfe gewonnen.

Das Gouvernement Samulki (siehe auch die Bilder Seite 198 und 201) ist ungefähr so groß wie das Königreich Sachsen. Da die Spurweite der russischen Eisenbahnen größer ist als die der unsrigen, so war es die erste Sorge unserer Pioniere, im neugewonnenen Lande die Eisenbahnverbindung mit uns herzustellen. Von den so neugeschaffenen Eisenbahnverbindungen sind von besonderer Bedeutung die von Königsberg über Wirballen führende Linie Rowo — Wilna — Dwinsk nach Petersburg; diese Linie ist durch eine Bahn über Grobno — Walschot mit Warschau verbunden. Zweitens die Linie Warschau — Witebsk — Polotsk nach Petersburg. Drittens die Linie Warschau — Witebsk — Witomsk — Baranowitsch — Minsk — Smolensk nach Moskau. Vorher diesen Schienensträngen laufen noch verschiedene Querverbindungen, deren wichtigste Knotenpunkte Wilna und Baranowitsch sind.

Was die Quartierverhältnisse anbetrifft, so sind ebenso wie in Polen die Verhältnisse wenig geeignet zur Unterbringung von Truppen. Die ärmlichen, engen und ungesunden Hütten, von denen viele nicht einmal einen Kamin haben, werden wohl nur bei sehr schlechtem Wetter dem Witz vorgezogen. Günstige Unterquartierverhältnisse bieten nur die Städte und Vorstädte, sowie die vielen im Gebiete vorhandenen Kaserne.

Wie schon erwähnt, drang die siegreiche Armee des Generals v. Hindenburg gegen die russische Festung Dowlitz (auch Dowlitz; siehe die Kartenkarte Seite 201) vor. Diese liegt am Bohr und bildet einen fändigen doppelten Brückenkopf, der ursprünglich aus zwei, jetzt mit Doppelpfählen, zwei Forts mit einfaßen Wall, drei Batterien und auch Anstaltslinien bestand. In den letzten

Jahren wurden diese Werke erneuert und verstärkt, namentlich die Artilleriestellungen in die Intervalle verlegt, und bombensichere Unterstände geschaffen. Die Artillerie und Besatzung des Platzes dürfte etwa 300 Geschütze und 10 000 Mann betragen. Die russische Grenze gegen Ostpreußen ist durch Flüsse und Sumpfgebiete beschützt. Die wenigen für die Fortbewegung größerer Heeresmassen verbleibenden Überanstellen sind durch eine lange Reihe größerer und kleinerer Befestigungsanlagen gesperrt. Diese Befestigungen sollen nicht nur die Vertheidigung der Flüsse von Rowo, Bohr und Njemen durch die Russen begünstigen, sondern es diesen auch ermöglichen, jederzeit gegen die deutsche Grenze vorzubrechen. Die Befestigungslinie reicht von der starken Gürtelfestung Rowo-Georgiewsk an der Weichsel bis Rowo an Njemen. Zwischen diesen beiden Hauptstützpunkten liegen zahlreiche weitere Befestigungen, darunter Dowlitz.

Nach kurzer Rast nahm der Vorstoß der Anführer seinen Fortgang. Nun muhten die Russen wohl an die Eritzung Hindenburgs glauben. Als ungefähre Marschrichtung wurde in Aussicht genommen: Komsha, Walschot, Grobno, Dnaw, Dita, Rowo, Ponewies, Schanil und Woschewi. Neben dem militärischen Vordringen wurde auch die Zivilverwaltung in den eroberten Gebieten nicht vernachlässigt. Überall wurden Zivilgouverneure eingesetzt, die tatkräftig für Ordnung sorgten. In Gzentschau, wo schon im August deutsche Truppen eingezogen waren, verblieb folgender Maueranschlag die deutsche Herrschaft:

„In Auftrag des stellvertretenden Generalkommandos habe ich am heutigen Tage die Verwaltung des Kreises Gzentschau übernommen.“

v. Aries, Königlich Landrat.“

Und wie die übrigen der in Rußland eingelegten Zivilgouverneure ihre Aufgabe erledigen, um Ordnung und Verkehr wieder herzustellen, so hatte auch Generalleutnant v. Morgen, der Sieger von Dnaw, einen militärischen Aufwurf ergeben lassen, der folgendenmaßen lautete:

„Proclamation.“

Einwohner der Gouvernements Komsha und Warschau! Die russische Armee ist vernichtet. Aber 100 000 Mann mit den kommandierenden Generalen des 13. und 15. Armeekorps sind gefangen, 300 Geschütze genommen worden.

Die russische Windaarmee unter General Rennenkampf ist im Rückzuge in östlicher Richtung. Die österreichischen Armeen sind im siegreichen Vordringen von Galizien her. Die Franzosen und Engländer sind in Frankreich vernichtend geschlagen worden. Belgien ist unter deutsche Verwaltung getreten. Ich komme mit meinem Korps als Vorhut weiterer deutscher Armeen und als Freund zu Euch. Erhebt Euch und vertritt mit mir die russischen Barbaren, die Euch knechteten, aus Eurer schönen Lande, das keine zivilisierte und religiöse Freiheit wiederherstellen soll. Das ist der Wille meines mächtigen und gnädigen Kaisers. Meine Truppen sind angewiesen, Euch als Freunde zu behandeln. Wir bejahen, was Ihr uns liefert. Von Euch und Eurer bekannten ritterlichen Gesinnung erwarte ich, daß Ihr uns als Verbündete gaffreundlich aufnehmt.

Generalleutnant v. Morgen.

Gegeben im Königreich Polen im September 1914.“

Erst mehrere Tage nach der Räumung Lembergs erfuhr man, welche russischen Streitkräfte in den letzten Wochen sich an den galizischen Kämpfen beteiligt hatten. Hiernach sollen auf russischer Seite ungefähr 560 000 Mann Infanterie und 40 000 Reiter, ungefähr 1500 Maschinengewehre und mehr als 2000 Geschütze an den Kämpfen teilgenommen haben. Das ist eine gewaltige Streitmacht, zumal diese Zahlen eher zu niedrig und die technischen Truppen, die schwere Artillerie, der Train usw. überhaupt nicht geschätzt sind. Wundelens die Hälfte wurde unter großen Verlusten zurückgeworfen.

Mit der Räumung von Lemberg haben jedoch die Kämpfe zwischen den Österreichern und Russen nicht aufgehört, sie tobten vielmehr in dem Raume von Lemberg in unverminderter Heftigkeit fort. Der Vorstoß der österreichisch-ungarischen Truppen, deren Schnelligkeit bewundernswert war, machte große Fortschritte. Erzherzog Thronfolger Karl Franz Joseph erhielt auf diesen Schlachtfeldern am 10. September die Feuertaufe. Während der Kämpfe waren auch Armeebefehlshaber Erzherzog Friedrich mit seinem Generalstabschef, General der Infanterie Freiherrn Konrad v. Höfendorf auf dem Schlachtfelde. Am 11. September ergab sich der ungarische Truppen



Der Eingang zu dem Dorf Gajkowo in Ostpolen. Im Vordergrund Mannschaften vom 3. Landwehrbataillon.



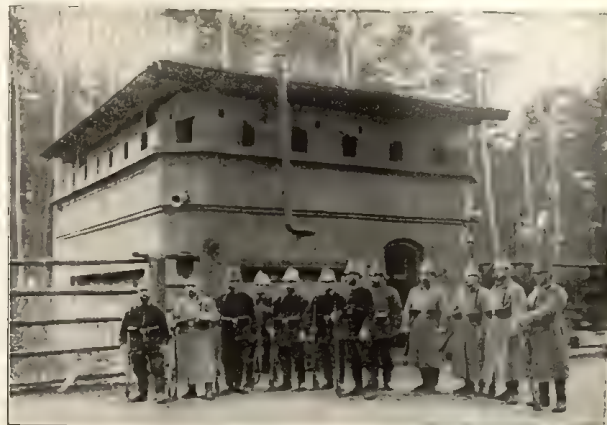
Erstürmung des Jerusalems.
 Nach einer Originalzeichnung von Anton Hoffmann.



Österreichische Landsturmkompanie, die sich zum Schutz gegen die Räte mit Toden versehen hat.

bestehende rechte Flügel bei Lemberg einen großen Erfolg. Die Österreicher bei Nawarusa waren jedoch von großen Massen russischer Truppen bedroht und vermochten deshalb die bisherigen Erfolge nicht auszunutzen; ihr Vorstoß kam zum Stehen. Die Lage wird durch folgende interessante Einzelheiten beleuchtet. In der Armee Aussenbergs mußte zweimal der Befehl zum Rückzug gegeben werden; an den ersten Befehl wollten die Truppen gar nicht glauben, weil sie die Ursache des Rückzuges nicht einsehen konnten. Seit Wochen im Kampfe, waren die Truppen ständig siegreich vorgegangen, hatten Gefangene gemacht, Geschütze erbeutet und die Russen zurückgeworfen. So konnten sie nicht begreifen, daß die strategische Lage zum Rückzug zwang. Und doch machte die ungeheure russische Übermacht eine Rückwärtsbewegung und Neuordnung der Kräfte nötig. Das siegreiche Vordringen Danils mußte also eingestellt werden, und auch die Armee Aussenbergs konnte ihre Aufgabe nicht beenden. Es mühte nichts, daß die Österreicher und Ungarn den Russen furchtbare Verluste beibrachten. Wie die Soldaten erzählten, sind für zehn Russen, die man niedergeschossen hatte, zwanzig wieder in die Reihen getreten. Unwiderstehliche Begeisterung trieb die österreichisch-ungarischen Truppen aber immer wieder zu neuen Angriffen hin. Wollig unerschüttert rügten sie schließlich in Verteidigungsstellung, und an dieser Gegenwart mußte die russische Flut zerbrechen.

Aber das Ergebnis dieser heißen Kämpfe gibt folgende amtliche Meldung vom 13. September Aufschluß: „In der Schlacht bei Lemberg gelang es un-



Wachhaus an der deutsch-russischen Grenze, in dem eine Landsturmkompanie untergebracht ist.

ren zu und durch der Großer Chanee ansetzten Streifen, den Feind nach fünf-tägigem harten Ringen zurückzudrängen, an 10 000 Gefangene zu machen und zahlreiche Geschütze zu erbeuten. Dieser Erfolg konnte jedoch nicht vollständig ausgenutzt werden, da unser Nordflügel bei Nawarusa von großer Übermacht bedroht ist und überdies neue russische Kräfte gegen die Armee Danils wie auch in dem Raum zwischen dieser Armee und dem Schlachtfeld von Lemberg vordringen. Angesichts der sehr bedeutenden Überlegenheit des Feindes war es geboten, unsere schon seit drei Wochen fast ununterbrochen heldenmütig kämpfenden Armeen in einem guten Schilde zu veranlassen und für weitere Opera-

tationen bereitzustellen.

Der stellvertretende Chef des Generalstabs:

o. Hofer, Generalmajor.

Grodzel, eine Stadt von 12 000 Einwohnern, liegt 30 Kilometer südwestlich von Lemberg an der Bahn Krasnau-Lemberg. — Nawarusa mit 9000 Einwohnern liegt an der in den Bug fließenden Bata und an den Linien Jaroslaw-Sokal und Lemberg-Belzel.

Die Schlacht war äußerst mühselig und verlustreich. Das Gelände, wo eine Erdwelle der anderen folgt, das dem welchen Gegner immer neue Deckung, aus der er in längerem Feuergefecht erst wieder geworfen werden mußte. Ein Teil des rechten Flügels der österreichisch-ungarischen Truppen erlangte 25 Kilometer südlich der Grenze Lemberg-Grodzel (siehe die Karten Seite 63 und 64) bei Dorfeld bedeutende Erfolge. Inzwischen hatte sich aber die



Wasserschöpfen an einem galizischen Brunnen für die große Wäsche.

Lage auf dem anderen Flügel zungunsten der Österreicher verändert. Einen Hauptanteil daran hatte die Veränderung der Einmarschlinie der aus dem Gebiet von Jarnoss herandrängenden Armee Aussenbergs, die sich nach anfänglichen Erfolgen bald durch den immer härter werdenden Feind bedroht sah. Ebenso erging es der Armee Danil vor Lublin: auch sie sah sich wachsenden russischen Streitkräften gegenüber, die namentlich in der Artillerie sehr überlegen waren, und mußte sich deshalb zurückziehen. Unter diesen Umständen konnte auch die Hauptarmee ihren Erfolg, der ihr 10 000 Mann Gefangene und zahlreiche Geschütze eingebracht hatte, nicht voll ausnützen, sondern mußte ebenfalls den Rückzug antreten, um sich an anderer günstiger Stelle neu zu sammeln. Dieser Ausgang war, wie gesagt, einzig eine Folge der großen Überzahl der Russen, die 17 Divisionen mehr hatten als die österreichisch-ungarischen Truppen und besonders in der Artillerie weit stärker waren. Dazu kam, daß die Russen während der Kämpfe immer frische Nachschübe erhielten, während die österreichisch-ungarischen Truppen drei Wochen lang ununterbrochen kämpften und verlustreiche Kämpfe hatten und auch nachts beunruhigt wurden. Ihre Verluste in diesen Kämpfen waren sehr bedeutend. Einige Regimenter sollen sämtliche Offiziere verloren haben. Aber die Russen wurden doch noch härter mitgenommen.

Diese Meldungen über die Kämpfe im Raume von Lemberg finden ihre Bestätigung und Ergänzung in einem zusammenfassenden amtlichen Bericht, der in Wien am 16. September ausgegeben wurde. Er lautet:

Der Sieg an der Hucowa hat eine Kriegslage geschaffen, die es ermöglichte, zu einem Angriff gegen die in Ostgalizien eingebrochenen sehr starken russischen Kräfte vorzugehen. In Erkenntnis der Notwendigkeit, unsere nach den Gefechten östlich von Lemberg zurückgegangene Armee zu unterstützen, erhielt die in der Schlacht bei Komarow siegreich gewesene Armee den Befehl, gegen den

ge schlagenen Feind nach kurzer Verfolgung nur untergeordnete Kräfte zurückzulassen, ihr Gros aber im Raume Karol-Uhnow zur Vorrichtung in der ihrer bisherigen Angriffsrichtung fast entgegengesetzten Richtung Lemberg zu gruppieren, was schon am 4. September durchgeführt war.

Die Russen schienen nach dem Einzuge in die ihnen kampflös überlassene Hauptstadt Galiziens einen Plan fest in der Richtung auf Lublin vorzubereiten, wobei sie unsere hinter die Grodzel-Linie zurückgeführte Armee wohl vernachlässigen zu können glaubten. Indessen handelte diese Armee bereit, in die zu erwartende Schlacht unserer nun von Norden gegen Lemberg anrückenden Armeen einzugreifen. Am 6. September war die letzte Heeresgruppe bereits über die Bahnstrecke Nawarusa-Borschnie hinausgekommen. Sie weiterhin mit dem linken Flügel in dem Raume von Nawarusa beibehaltend, schwenkte sie mit dem rechten am 6. September bis Sturmal ein und trat am 7. September in einen ersten Kampf gegen starke, nordwärts vorgeschobene feindliche Kräfte.

Mit Tagesanbruch des 8. September begann auf der 70 Kilometer breiten Front Komarow-Nawarusa unser allgemeiner Angriff, der bis zum 11. September durchaus erfolgreich war und namentlich am südlichen Flügel bis

nabe Lemberg herangeragt wurde. Trotz dieser Erfolge wurde es notwendig, eine neue Gruppierung unseres Heeres anzunehmen, weil sein Nordflügel bei Nawarusa bedroht war und frische, weit überlegene russische Kräfte sowohl gegen die vorwärts Ansturmende Armee, als auch im Raume zwischen dieser und dem Schlachtfeld von Lemberg vorgingen.

In den schweren Kämpfen östlich Grodzel am 10. September waren die Erzherzog-Armeeoberkommandant Friedrich und Karl Franz Joseph bei der dort angreifenden Division. Wie in allen bisherigen Schlachten und Gefechten, haben unsere braven, nun schon seit drei Wochen ununterbrochen kämpfenden Truppen auch vor Lemberg ihr Bestes ge-



Österreichisch-ungarische Soldaten in Galizien beim Wäscheputzen.



Plan der Stellung Warschau mit Umgebung.

leistet und ihre Bravour und Luchtigkeit abermals erweisen. In der fünftägigen Schlacht hatten beide Teile schwere Verluste; namentlich bei Masarusa wurden mehrere Nachschubangriffe der Russen blutig abgewiesen. Gefangene Russen, darunter viele Offiziere, wurden wieder in Massen eingedrückt.

Aus den Ausweisen unserer leitenden Stabschefs geht hervor, daß bisher 41 000 Russen und 8000 Serben ins Innere der Monarchie abgeschoben worden sind. Bisher wurden über 300 Selbstgeschützte im Kampfe erobert. Zusammenfassend kann hervorgehoben werden, daß unsere Armee bisher in tätiger Weise und heldenmütigstem Kampfe dem numerisch überlegenen, tapferen und hartnäckig kämpfenden Feinde erfolgreich entgegengetreten konnte.

Der stellvertretende Chef des Generalstabs:

v. Hofer, Generalmajor.

Ein hübsches Bild aus der zweiten Schlacht bei Lemberg entwirft ein Mitglied des freiwilligen Motorfahrerkorps. Dieser Krieger hatte einen Befehl für die Kampflinie zu überbringen. Am Abend des 10. September erlebte er sein erstes Auftrags. Er schildert seine Eindrücke wie folgt:

Ich erhielt den Befehl, am nächsten Tage mit einer Sanitätskolonne unter Witnahme meines Motorrades zurückzufahren. Doch eben, als ich gegen drei Uhr früh in meinem immerhin weichen Sandbagger den so oft gehörten Schlaf in längeren Portionen genießen wollte, erscholl der

tritt weit in den Schatten vor der graulichen Gewalt dieses Artilleriefuers.

Ich sehe noch den einige Meter in die Luft geschleuderten Körper eines Infanteristen, der von einer Granate unmittelbar getroffen worden war, und den blenden Blitz der Explosion eines Hohlgeschosses zwischen den Beinen eines Husarenpferdes. Hof und Reiter verschwanden mit dem Knall, buchstäblich in tausend Stücke zerrissen. Welch



Eine Straße in Lemberg an der polnisch-ukrainischen Grenze.



Die Wiedereinführung der Holo-Motoren durch die österreichisch-ungarischen Truppen am 20. Oktober 1914. Die Truppe durchschritt die Schlacht bei Lemberg, die drei Regimenter gefolgt von.

Nach einer Originalaufnahme von Nikolai Kuznetsov.

ungemeinen Einfluß das Verhalten des Führers in einem solchen Augenblick auf die Truppe hat, wird mit Klar, wenn ich daran zurückdenke, wie sich die Soldaten, ich mitten unter ihnen, blindlings auf den nächsten Offizier angeschlossen, die Augen starr nach vorn gerichtet, in allem seinem Beispiel folgend. Ich muß sagen, daß unsere Verluste auch jetzt nicht so groß waren, wie die Übermacht des gegen uns losgelassenen Granateneuers vielleicht hätte erwarten lassen. Erst als mit lautendem Pfeifen die tödlichen Schrapnelle herangeflogen kamen, gab es der Toile und Verlegten nach manchem Schuß eine erschütternde Anzahl. Denn in ein Geschloß mit dem charakteristischen Ton heran, so nahm ein jeder möglichst Dichtung, ich nicht minder, ohne Rücksicht auf die scharfen Stoppen, die mich jämmerlich zertrugten. Ob unsere eigene Artillerie unter Vordringen unterstützte, bemerkte ich nicht; später sah ich allerdings ihre treffliche Arbeit. Meine Nachbarn hatte ich schon längst gewechselt, jetzt lagen rote und grüne Aufschläge neben mir, als es endlich zum Sturm ging. Bei dem rasenden Wettlauf gegen die feindliche Stellung blieb ich gegen meine langbeinigen Kampfgesellen im Nachteil, und als ich auf die russische Brustwehr hinauflief, war die Arbeit schon getan. Ein rasendes Feuer knatterte hinter den Zurückgehenden her. Mit diesem Erfolg war unsere Aufgabe aber gelöst.

Das feindliche Artilleriefeuer verzog sich langsam und uns läßt es überlassen, unser Mittagsschlaf, durch die russische Brustwehr gedeckt, zu halten. Unsere Stimmung war dabei vorzüglich. Ich konnte noch immer den Bau der Deckungen untersuchen. Da sah ich, daß die Brustwehren aus einer Art Lehmziegel, untermischt mit kurzgeschnittenem Stroh, zusammengeleitet waren. Die Mäße, einmal hart, ist

für Infanteriegelchasse undurchdringlich. Unsere Granaten aber hatten sich die Rillen herausgeholt. Wo ich einen der bekannten, von den Schützengassen gerissenen Krater im Boden sah, lagen sie manchmal zu dreien und vier in weitem Umkreis, wie sie die Macht der Explosion aus der Deckung herausgeschleudert hätte. Unsere Sanitätssoldaten waren mittlerweile herangekommen und hatten ihr Werk aufgenommen. In dieser verhältnismäßig bequemen Stellung blieben wir bis vier oder fünf Uhr nachmittags, wobei wir nur zweimal den Beschuß von kleineren Raketenstellungen erhielten.

Endlich hieß es: „Zurück!“ Wir legten die heute vormittag gedachte Strecke nunmehr viel rascher zurück und hatten bald das bereits erwähnte Stoppenfeld erreicht. Von hier ging es mehr in hübscher Richtung weiter. Der Feind, der das Verlassen unserer Stellungen wohl bemerkt hatte, drängte auf einmal kräftig nach, und wir bezogen, gedeckt von zwei Waldschlingengewehren, eine Abwehrstellung auf der Krone des gestern überschrittenen Schindammes. Ehen hatte ich mich einigermäßen an das ganz ungewohnt nervenregende Feuer der beiden Gewehre zu gewöhnen begonnen, als sie mangels Kalibrierung und Munition ihre Arbeit einstellen. Wo Munition und unter Zellbedeckung zurück! Als wir oben eine breite, fumpfige Stelle überwunden hatten, erließ mich ein niedrig gehendes Schrapnell in Gestalt zweier Streifschüsse am Oberarm. Die Wunde, die hart blutete, wurde mir sofort von Kameraden verbunden, und nach glücklichen Eintreffen im Feldspital war ich einer der ersten, die über Suvaepi der Reise nach der Heimat zur Ausheilung antreten konnten.“

(Fortsetzung folgt)

Illustrierte Kriegsberichte.

Unser Seesieg bei Coronel.

(Gegen die Ausfertigung Seite 353 und die Karte Seite 355.)

In der richtigen Annahme, daß die Engländer nach den für ihren Handel und ihr Ansehen so verderblichen Schritten unserer kleinen Kreuzer starke Kräfte aufstellen würden, um alle die hohe See noch haltenden deutschen Schiffe unfaßbar zu machen, hatte der Ober des Kreuzergeschwaders, Vizeadmiral Graf v. Spee (siehe das Bild Seite 355), die Veranlassung seiner Schiffe mit den an der Westküste Südamerikas befindlichen angeordnet, um diese zu bedrohen und mit größerer Macht dem auf der Baur liegenden Gegner die Spitze bieten zu können. Nach glänzender Durchführung dieses Sammelns schloß das aus den großen (Panzer-) Kreuzern „Scharnhorst“ und „Gneisenau“, sowie den kleinen Kreuzern „Hamburg“, „Dresden“ und „Leipzig“ bestehende deutsche Geschwader am Sonntag, den 1. November, abends sechs Uhr bei Nordhorn und hoher See nahe der Insel Santa Marta, 60 Kilometer vom chilenischen Hafen Coronel entfernt, die in Kiel linie fahrenden englischen Panzerkreuzer „Good Hope“ und „Monmouth“, den kleinen Kreuzer „Glasgow“ sowie den Hilfskreuzer „Draculo“, unter dem Befehl des Admirals Cradock. Wie mögen die Unseren da gefeuert haben! Bot sich ihnen doch zum erstenmal die Gelegenheit, sich in einem größeren Verbande mit Schiffen der größten Flotte der Welt in offener Seeschlacht zu messen!

Auf deutscher Seite bestand nun auf große Entfernung eine beträchtliche Feuerüberlegenheit, jedes der Schweregeschiffe „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ acht 21-cm-Geschütze, denen zwei 23-cm der „Good Hope“ gegenüberstanden. Dagegen hatten die Engländer mit sechzehn 15-cm-Geschützen der „Good Hope“, vierzehn 15-cm des „Monmouth“ und zwei 15-cm der „Glasgow“ die Bestückung des „Draculo“ ist unbekannt — gegenüber den je sechs gleichmächtigen Geschützen der beiden deutschen Panzerkreuzer eine weit stärkere Mittelartillerie. Die zahlreichsten 10,5-cm-Geschütze unserer kleinen Kreuzer (32 gegen 15) kamen für den Hauptkampf nicht in Betracht, da sie auf die eingehaltene Gefechtsentfernung gegen Panzerziele keine Wirkung ausüben können.

Der deutsche Admiral wählte sehr geschickt die Westseite, bei der seine Geschütze die Sonne im Rücken hatten, und eröffnete schon auf 9000 Meter das Feuer, dieses auf den flackernden Begnert, das Flaggschiff „Good Hope“, ver-

einigend, das schon nach kurzer Zeit kampfunfähig war und sank. Vier erlitten den „Monmouth“ ein schweres Geschick. Er, dessen Geschütze erst bei 6000 Metern gegen feindliche Panzerziele wirken konnten, war bald darauf gesunken, daß das Wasser in Strömen eindrang und die See ihn verschlang. Die „Glasgow“ und der „Draculo“ sind, trotz ihrer überlegenen Geschwindigkeit, ertrunken. Erstes ein Schiff gelang es, mit fünf Schützengläsern den Hafen von Rio de Janeiro zu erreichen, während über den Resten des „Draculo“ nichts bekannt wurde. Vielleicht ist auch er schon beschädigt untergegangen.

Im Verlauf einer Stunde war alles vorüber! Das englische Geschwader bestand nicht mehr, während die deutschen Schiffe nur unbedeutende Beschädigungen und geringe Mannschaftsverluste erlitten hatten.

Die russischen Festungen.

Von Rittmeister v. D. Grohmann.

(Gegen die Karte Seite 353.)

Das einheitlich angelegte, ziemlich ausgedehnte Befestigungssystem Russlands schließt sich, der Topographie des Landes folgend, an das Küstengebiet an und zeigt, wie das Stromgebiet, drei verschiedene Gruppen.

1. Die Linie des Narew. Sie verläuft ziemlich parallel der Abgrenzung des Ostpreußen, von Norden nach Süden, 60 Kilometer südlich der ersten, dem Flußlauf folgend; der wichtigste Stützpunkt ist die Festung erster Klasse Romma, an der Einmündung der Weichsel (siehe die Karte Seite 16). Für diese ziemlich modern ausgebauten Stromfestung sind wohl von vornherein besondere Besatzungstruppen ausgeschieden worden. Südlich anschließend stehen zwei Brückenköpfe des Stromübergangs: Ostro, das die Eisenbahnbrücke nach dem von uns besetzten Suwalki deckt, und Mierc, ohne besondere Bedeutung. Den Südpfeiler dieser Front bildet das ziemlich starke Grodno, das im Frieden schon ein großes Heerlager ist. Es liegt, hart am Fluß gelegen, der zwei wichtigen Bahnübergänge Petersburg — Warschau und Grodno — Suwalki. Die letztere Bahnlinie ist in Form eines Kreises angelegt, dessen äußerster westlicher Punkt in Suwalki liegt; sie streift längs der Grenze entlang, ohne sie (eher russisch) an irgendeinem Punkte zu berühren. Westlich anschließend, und ziemlich parallel laufend mit der Südgrenze, haben wir auf

2. die Linie des Narew, die auch das Küstengebiet des Bobs und des Bug umfaßt. Sie hält sich 60—100 Kilometer von der Grenze entfernt und sollte sowohl ein offensives Vorgehen erleichtern, als auch der Verteidigung einen Rückzug bieten. Tatsächlich fand ja auch der Aufmarsch der Armee Camlonow hinter dieser Linie statt und verließ ihr den Namen einer Narewarmee, der ihr nach der Flucht bei Tannenberg in der Kriegsgeschichte in nicht gerade rühmlicher Form anhaften wird.

Auf dieser Front finden sich die bestfestigten Plätze Lomha, das die Narewbrücke einer Straße verleiht, (siehe die Karte Seite 16 und die Skizze Seite 51), Ostrolenta als Bahnhofsplatz, Sogon und Pulstus; letztere drei nur Brückenköpfe aus Schweden ohne Wert. Die Narewarmee ist nach ihrem Auftreten in den nächsten Summern nicht mehr vorhanden; ihre wenigen abgeplüßten Teile sind hinter die Wälle von Lomha und Ostrolenta geflüchtet.

Zwischen hier und dem Befestigungsgebiet des Njemen, nach Grodno zu, fließt eine breite Lücke, die der Flußlauf des Bobs gegen unsere Grenze hin abschließt. Diese Öffnung zu beiden führt zur Anlage der Festung von Dmowice, auch Goniadz genannt. Die östlichste Seepforte liegt sich in der Gouvernements Lomha und Suwalki fort und brennt die Operationen auf wenige Straßen, die durch besetzte Anlagen gebet sind. Der ziemlich modern gehaltene Sperrpunkt Dmowice beherrscht den Bobübergang und die Bahnlinie nach Grajewo Wialysta. Der Fluß ist hier 50 Meter breit, das südliche Ufer übersteigt das nördliche, was ein Vorgehen genannt werden muß; auf jedem Ufer liegen zwei Forts und einige kleinere Aufschlagswerke.

Den linken Flügel bildet 3. das besetzte Lager von Warschau. Dieser ziemlich großartig gedachte, aber nicht genug durchgeführte Anlage galt zur Verteidigung das große Interesse des russischen Generalstabs und in den letzten Zeiten auch das der französischen Regierung. Wir wissen, daß die Weichsellinie als das Aufmarschgebiet der russischen Armee gegen Deutschland in Aussicht genommen war. Zu diesem



Vizeadmiral Graf v. Spee, der Chef des deutschen Kreuzergeschwaders, das an der letzten Stelle eine englische Geschwader vernichtete.

Weichsel. Hier ist in den letzten Jahren viel getan worden; ein bestehender Fortsartel soll Erweiterungen erfahren haben. Dieser Platz verdient also Beachtung. Warschau hat auf dem linken Ufer achtzehn Werke, zum Teil modernisierte. Diese große, wenn auch nicht allzu starke Lagerfestung bildet den rechten Stützpunkt der Weichselfront, während die linke Flanke durch Zwangorod geschützt ist; auch hier soll der Fortsartel modernisiert worden sein. Von diesem nicht unwichtigen Werke geht die Bahn südwestlich zur Ostfesterede nach Myslowitz über Radom, Bain, Kielz, alles Orte, die den Vormarsch der Armee Danzig in vorläufige Erinnerung bringen; östlich geht die Bahn nach Brest. Die Gegend findet in der Lysa Gora einen wichtigen Abschnitt; sonst ist hier natürlich flachland. Die polnische Eisenindustrie hat hier große Werke von Mielut (Dmowice).

Der Zentralpunkt des ganzen, auf breitem Raum verteilten Befestigungssystems Weichselplandes liegt in der Ostwaist (siehe Karte Seite 16). Dieser weite, am Bug gelegene bestfeste Platz deckt die drei Brücken und die wichtige Eisenbahn Moskau Warschau, erhebt aber nicht den Anspruch, ein Werk ersten Ranges im modernen Sinne zu sein.



Zum Seesieg bei Coronel: Das Wirkungsfeld unserer Kreuzer im Stillen Ozean.



Eine Abteilung deutscher Soldaten am Strande von Ostende.

Abb. 1. Krieger der deutschen Marine.

Der Sturm auf Dymuiden.

(Siehe das Bild Seite 357.)

Die Kämpfe in Flandern und in Nordfrankreich haben verhältnismäßig viele Opfer gefordert. Es hatte sich eben auch hier das große Ringen nach und nach zu einem langgestreckten Frontalkampf ausgestaltet, in dem die neuzeitliche Feldbeschießungskunst zur Geltung gelangte, die natürlich mehr dem Verteidiger als dem Angreifer zugute kommt. Dazu ist die ganze Kampffront, von Neuport an der Nordsee bis hin zum Ärmelkanal und La Bassée, in der Hauptlinie ein weites, mit einem dichten Netz von Kanälen und Wasserläufen durchzogenes, ödes und fackelloses Flachland, das im nördlichsten Teile vom Feinde sogar künstlich unter Wasser gesetzt wurde. Brücke reiht sich an Brücke, und diese Brücken mußten eine um die andere dem verzweiflungsvollen Lämpfenden, gut verchanzten Gegner abgerungen werden. Dazwischen liegen große Sammelstellen, die durch das heftigste Regenwetter, das mittlerweile eingetreten war, noch unangenehmer wurden. Das alles vervielfachte die Möglichkeiten der Verteidigung; ein Schützengraben um den anderen, eine Batteriestellung um die andere mußten genommen werden.

Im Mittelpunkt dieser Kämpfe stand die Erstürmung von Dymuiden (siehe auch die Karte Seite 292). Hier waren es überwiegend unsere jungen Regimenter, die am 10. November die Linie Neuport - Ypern stürmend durchbrachen und so einen Keil in die feindliche Front vorstießen. Dieser Angriff wurde nach dem Zeugnis neutraler Kriegsberichterstatter mit ungeheurer Wucht durchgeführt und noch am selben Tage der Westwall südlich Dymuiden über-

schritten. Südlich Ypern gelangte gleichzeitig Saint-Eloi, dessen Hauptstützpunkt, in unseren Besitz.

Dieser Kampf wurde mit um so höherem Nachdruck geführt, als ihm ein wochenlanges hartes Ringen vorausgegangen war. Am 10. November führten die Truppen schon von der ersten Stunde an auf der ganzen Linie, daß es sich um Entscheidendes handelte. Es war ein Kampf auf den Deichen um die Deiche. Unser Kampfesreudigen Feldgrauen, die trotz dem mörderischen Feuer mit der größten Todesverachtung vorgingen, wühlten die Schwebelassen, die ihnen die Wasserläufe entgegensetzten, geschickt zu überwinden; an manchen Stellen freilich wurde der Kampf buchstäblich im Wasser durchgeführt. Mann stand gegen Mann; Leib gegen Leib. Das Ringen war furchtbar! Und hier war es auch, worauf sich unser Bild bezieht, daß eine einzelne artilleristische Schaltung achtmal hintereinander mit dem Bajonett genommen worden mußte. Das war die Woffentat überwiegend „junger deutscher Regimenter“! Der Ansturm unserer tapferen Jungen war von solcher Wucht und Hartnäckigkeit, daß ihr nichts mehr widerstehen konnte.

Aus deutschen Schützengräben.

(Siehe die Bilder Seite 358 und 359.)

Wie schon im Siebziger Jahre befindet sich auch im gegenwärtigen Weltkrieg Bapaume mit seiner weiteren Umgebung in deutschen Händen, und um den Besitz des nördlich von Bapaume gelegenen Arras wurde von unseren Truppen heftig gekämpft. Diese Kämpfer bei Arras wurden in ihrer südlichen Flanke gebrochen durch eine andere Gruppe



Unsere Stützpunkte gruben auf der Surpromenade in Ostende die Rattenbatterien ein.

Abb. 2. Krieger der deutschen Marine.



Unsere Freiwilligen in den Kämpfen an der Yper bei Neuport am 10. November 1914.
Einmal übermüdet wiederholte sich der Kampf auf demselben Terrain mit Wagnungsgewalt!

Das Bild ist von Kriegergruppen gezeichnet von H. B. B. B.



Deutsche Infanterie hebt einen Schützengraben aus.

von Kämpfen, die ihren Kampf zunächst als „Erdbefestigungs-krieg“ führte, das heißt: Feind und Feind lagen ein-ander schon seit Wochen in Feldbefestigungen gegenüber und beschossen sich vornehmlich mit der beiderseits offenbar gut verteilten Artillerie.

Einige Bilder aus solchen deutschen Schützengräben in Flandern sollen dem Leser im folgenden vorgeführt werden. Sie sind Feldpostbriefen entnommen, die sich zeitlich jenen Kämpfen an der Somme bei Albert während der letzten Septembertage anreihen. „Endlich sind wir“, heißt es in einem dieser Briefe, „an Ort und Stelle angekommen. Gleich wieder zum furchtbaren Geschütz-dommer! Die Gezellen hielt zuerst eine Uhrprobe an die Kriegsfreiwilligen, und dann fragte sie uns aus der Heimat wieder ins Feld zurückgelehrte jeden einzeln nach seiner Verwundung und wo er vermundet worden sei. Nach unserem Abmarsch von B. trafen wir im Vorgebiet unsere Truppen eingeleitet, so auch unseren eigenen Truppentopf, bei dem wir nachts zwölf Uhr eintrafen. Wir wurden von Kompanieführer M. und Biegselweber U., die beide inzwischen das Gürtelkreuz erhalten haben, empfangen, und es war eine große Freude, als wir ein-ander wiedersehen.“

Einem anderen Feldpostbrief desselben Verfassers ent-nehmen wir folgende Stelle: „Zimmer noch in der alten Stellung, 300 Meter vom Feinde entfernt! Morgens und abends wird geschossen, Laufgräben usw. Gestern nacht wurden wir plötzlich geweckt, da die Franzosen angriffen. Aber unsere Maschinengewehre und unsere Artillerie schossen, daß man glauben konnte, man wäre in der Hölle. Heute schwärzen den ganzen Tag Flieger über unseren Köpfen. Es ist ein wunderbarer Herbsttag, und dazu die prächtige Gegend. Rufe und Pferde sieht man frei im Feld umherlaufen. Auch wir haben uns zwei solche graubraune Rufe eingefangen, haben uns in unserem Schützengraben einen „Kuhstall“ eingebaut und füttern nun die beiden Rufe fleißig. Wenn Ihr Euch aber die Felder anschauen kommt: Sie sind durchzogen von Schützengräben, Laufgräben, Unterständen, alle tief eingegraben und nach oben sicher eingedeckt. Stellt man sich dann vor, nach Beendigung des Krieges kommt der Bauer wieder auf sein Feld und sieht diese tiefen Gräben, gefüllt mit Wa-tragen, Leppichen und sogar mit Öfen! Was das alles wiederhergerichtet ist!“



Eine Ruhepause im Schützengraben.

Ein weiterer Brief gibt noch deutlichere Ein-blicke in dieses Höhlen-leben draußen im Feld und auf der Seite, so recht mitten auf dem Kriegsbauwerk. Er lautet: „Gute Eltern! Ich will Euch in meinem heutigen Brief kurz skil-dern, in was für Be-handlungen wir jetzt le-ben, damit Ihr Euch ein kleines Bild davon machen könnt. Wir be-wohnen zu drei zwei Zim-mer; davon ist jedes 2,5 Meter unter der Erdoberfläche und dabei 2 Meter breit. Jedes dieser Erdhäuser hat drei Wände, die dritte Seite geht nach rückwärts ins freie, ist aber meist ver-bängt; bloß wenn die Sonne scheint, bleibt

diese Seite nach der „Veranda“ zu unverbängt. Das eine Loch wird als „Schlafzimmer“, das andere als „Wohnzimmer“ be-nutzt. Ausgespart ist das Wohnzimmer folgendermaßen: Die Wände sind tapeziert, nämlich mit weißen Ziegeln. In der Ecke steht ein kleiner Ofen, auf dem wir unseren Kaffee, den die Ordnonanz morgens bei der Feldküche holt, warm halten und uns warmes Wasser zum Waschen machen. Die Kohlen holen wir vom Dorf. Ferner wird die nasse Wäsche, die an Schürden um den Ofen herum gehängt wird, hier ge-trocknet. Auch ein Spiegel ist im Wohnzimmer vorhanden. Sodann haben wir in die drei Wände Vertiefungen ge-macht, in denen wir unsere Gläser, Zeller, Tabakstiefeln und Zigaretten und sonstige Gegenstände unterbringen. An einer anderen Wand steht ein Küchenschrank, in dem wir unsere Provianten, die zurzeit aber bereits zu Ende sind, ferner Brot, Salz, Kaffeemehl, Rataa, Schmalz und, was bei uns im Feld sehr wenig zu finden ist, Wurstfleisch aufbewahren. Im Wohnzimmer steht auch ein ganz nettes Tischchen mit einem weißen Tischcloth und vier schönen farbbildlichen Holzstühlen. Die Decke unserer Zimmer besteht aus ab-gelagerten Telefonkabeln, darunter Rohrenschneisen und einer dicken Schicht Boden, dann Heu und Stroh und Schrapnell und allenfalls noch gegen leichtes Feldartillerie-feuer gedeckt sind. Gegen schwere Artillerie können wir

uns natürlich nicht beden. So kam es, daß neulich ein Mann, den in seinem Erdloch eine solche schwere Granate traf, völlig zermalmt wurde während rechts und links seine Kameraden verschont blieben. Unser Schlafzimmer ist genau so gebaut wie das eben beschriebene Wohn-zimmer. Ausgespart ist es mit Matrasen, Leppichen, Kissen. Die ganze Wohnungseinrichtung kam dem Bau-material haben wir aus den benachbarten Dörfern zu-ammengetragen.“

Diese „Wohnung“ ist aber noch gar nichts gegen die ebenfalls unterirdische Behausung eines gemialen Batteriehäufes. Einen Besuch in diesem Quartier schil-dert folgende Stelle aus einem anderen Feldpostbrief: „Man schlüpfte hinein wie in einen großen Bau und fand erlaucht: ein geräumiges Wohnzimmer, über das ein Oberlicht eine Kellerbeleuchtung breitete und das nach Hinterland abwärts abgesehen war, empfing den Eintretenden. In einem Seitengang ein helles Stiegs-bett mit Zubehör. Ein Märchen von Anderen oder aus Lausendund-nacht, ganz unglaubwürdig — und plötzlich erschreckend wirklich, unleugbar in seinem realen Vorhandensein. Dann nämlich, wenn auf einmal ein ge-maltiges Gefälle rasch den Wald durchschallte, dessen Wipfel durchs Oberlicht niederblühten, wenn die Natur-

wände erbeben, das Glas des Deckenfensters aufstürzte — wenn zum Bewußtsein kam, daß Märschen und Abwärts-keit, Sein- und Nichtsein Begriffe sind, die der Krieg so und so lange gelockert nebeneinander duldet, um sie, wenn's ihm gefällt, mit einem einzigen, jähen Knallschlag ins gemeinliche Nichts zu zerhauen. Der Anstich des schongeleitigen Batteriehäufes hatte die Einrichtung aus einer nahen Kartonschacht mit hylorischer Vergangenheit zusammengetragen, die dem Untergang geweiht war. Hier sind die Sachen sicher und erretten mich und viele“, hatte er erklärt. „Alles bleibt an Ort und Stelle. Wenn ab-gerückt wird, wird das Palais geschlossen, zur Freude des späteren Entdeckers.“ (Siehe das untenstehende Bild.)

Tiroler Landesgeschützen erklimmen die Höhe bei Magiera.

(Vergleiche das Bild Seite 358.)

Der erfolgreiche Vorstoß der österreichisch-ungarischen Truppen gegen den San, dessen Bedeutung wir schon an anderer Stelle (Seite 334) kennzeichneten, hat, bei der Ge-meinsamkeit nicht gehindert, gleichzeitig auch südlich von Przemyśl die Säuberungsarbeit bei Stary Sambor

künftig in die Hand zu nehmen. Es gelang der Angriffsarmee der braven Truppen, die dortigen Höhenstellungen zu nehmen und damit den linken russischen Flügel von einem Stützpunkt, dem Karpathengebirge, vollständig abzurängen. Die Russen hatten die Bedeutung dieser Stellung, die einen Vormarsch der Österreicher durch die Talschluchten des Stroj und der Swica mindestens sehr erschwerte, wohl erkannt, denn sie zogen offenbar Verstärkungen herbei und verdrängten durch mehrfache, heftig geführte Angriffe den Verlust wieder aufzumachen. Aber immer- noch, als Verstärkungen, selbst nach-lässige Anordnungen, waren vergeblich.

Im nächsten Zusammenhang mit diesen Erfolgen standen die fast gleich-zeitig geführten Kämpfe bei Chyrow und Przemyśl, die ebenfalls mit glänzenden Siegen für die öster-reichisch-ungarischen Waffen endigten. In diese Gruppe von Vorstößen fällt auch die Eroberung der Höhe von Ma-giera, deren Besitz vom Generalstab als außerordentlich begehrtswert bezeichnet wurde, weil sie bis dahin für das weitere Vordringen ein be-sonders schwerwiegendes Hemmnis bildete. Ein harter Kampf war vor-auszusehen, wußte man durch die Meldungen der Festballone doch, daß die Stellung außerordentlich stark besetzt und auf der Höhe von lieblich russischen Schanzen gesichert war. Aber sie mußte genommen werden, und sie wurde genommen.

Hier haben die Tiroler Landes-schützen, die tapferen Nachkommen der Streiter eines Andreas Hofer, nachdem der Angriff durch die Vorarbeit der schweren Wärfen bis auf Sturmhöhe an die Schanzen herangetragen worden war, die Höhe mit heldenhafter Tapferkeit vollends er-klimmt. Die wilden Gebirgsjäger der braven, kämpfenden Alpenab-teilungen dabei nicht über Gefährden haben, verdrängte doch ein russischer Gefangener in Gmunden, das Ge-lobte der Tiroler sei so herzlich, daß es in den Schützengräben der Russen stets die größte Panik her-vorrufe!



Wie sich ein russischer Batteriehäuf im Schützengraben wohlisch eingerichtet wußte. Nach einer Zeichnung von Ewald Thiel.

Der Sturm auf Camp des Romains.

(Sitzung des Bildes Seite 348/349.)

Dem bayerischen Regiment „a. d. Tann“ war der Ruhm beschieden, den Sperrfortgürtel zwischen Verdun und Toul zu brechen und auf dem Hauptstützpunkt dieser Linie, dem Fort Camp des Romains, die blauweiße Fahne zu hissen. Diese Waffentat, die am Abend des 25. September durch die knappe Sprünge des antilichen Telegraphen nach Deutschland gemeldet wurde, reißt sich nach hohem militärischen Zeugnis würdig den besten Belspielen infanteristischer Angriffslust und bayerisch-deutschen Soldatenmutes an.

Unser Regiment „a. d. Tann“, berichtet ein Mittkämpfer in der „Frankfurter Zeitung“, hat bisher an vier großen Schlachten teilgenommen und außerdem mehr als dreißig Tage im Artilleriefeld gelegen. Es wurde im Anfang des Krieges auf dem elsass-lothringischen Boden verwendet und nahm dort in der Gegend von Biers—Fars—Delme an der lothringischen Wiesenfeldschlacht teil. Am 24. August wurden wir in einem nächtlichen Sturmschlag, der von sieben Uhr abends bis fünf Uhr in der Frühe währte, nach Frankreich gezogen.



Österreichisch-ungarische Infanterie auf dem Durchmarsch in Meschels an der böhmisch-serbischen Grenze.

Zwei Stunden rasteten wir in Einville-au-Jard, dann zogen wir in die blutige Schlacht bei Maix, die uns die schwersten Wunden schlug, ohne daß der achtfündige, wenig erwiderte Granatregen die Ausdauer unserer Truppen zu brechen vermochte. In der Folge wurden wir in dieser Gegend, zwischen Améville und Blanc, an verschiedenen Stellen der Kampffront verwendet und immer weiter an Rängen herangeführt. Die schwersten Tage erlebten wir dort bei den Dörfern Curbessaux und Tellenoncourt, die wir in zwei großartigen, wellenförmigen Angriffen am 5. und 7. September eroberten. Dann kam der Abmarsch, am 12. September, als der große strategische Rückzug der ganzen Armee erfolgte. In gewaltigen Märschen wurden wir bei Vie über die deutsche Grenze und nach Metz unter den Schuß der Forts geführt. Am 14. September zogen wir durch die Vororte von Metz. Bis zum 16. September hatten wir dann in Vorn, einem „Franzosenneß“, 5 Kilometer vor Metz, Gelegenheit, uns teilweise in Kilmurmenschen zurückzuverwandeln.

Am 18. September kam, freudig begrüßt, der Befehl zu neuem Vormarsch. In diesem Tage zogen wir über das Schlachtfeld von Gravelotte.

In der folgenden Nacht schliefen wir in Régnonville, 3–4 Kilometer vor Monville und etwa 5 Kilometer von der Reichsgrenze. Mit Anbruch des Morgens ging der Marsch

durch Gorze, wo das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl nach dem Tage von Monville lag, und hinter Gorze ging es zum zweitenmal über die Grenze nach Frankreich hinein. Zwei, drei Dörfer weiter liegt Saint-Benoît. Dort gingen wir in Bereitstellung, vor dem Dorfe lag der Feind. Am nächsten Tage, dem 20. September, besetzten wir den Wald hinter Benoît, und in der Richtung Aigneulles—Gallonshädel begann nachmittags der Angriff. Ein sehr lebhafter Infanteriekampf entwickelte sich in Gallonshädel, wo französische Infanterie die ganze Nacht hindurch aus zwei Häusern des schon von den Unseren eroberten Dorfes schoß, bis das, was von Franzosen noch am Leben war (einige hundert Leute), gefangen genommen wurde. In der Frühe des nächsten Morgens wurde der Angriff freigelegt — der Gegner zog sich zurück und gab ohne den erwarteten Widerstand die beherrschenden Höhen auf, insbesondere auch eine Kuppe bei Creux, einen einlamen Bergkamm, der das ganze Tal beherrschte und nur sehr schwer einzunehmen gewesen wäre. Nach dem Abzug des Gegners kletterten wir in einiger Gemächlichkeit durch Weinberge und Wald auf diesen steilen Berg hinauf.

Nach einem Gefecht mit der französischen Nachhut in



Die Gefechtsnacht bei Verdun. Nach einem Gemälde von Paul de la Tour.

Chailon wurde der Weg bis Savonnières frei, das etwa 10 Kilometer vom Fort Camp des Romains entfernt ist. Dort und auf den benachbarten Höhen wurde am 22. September unser ganzes Regiment zusammengezogen. Am 23. September, nachmittags drei Uhr, begann hier die Märsch der 28-cm-Mörserbatterie, die Granatenstöße von solcher Größe und Schwere verschlang, daß man nur schauend an den Hunger von Hammer 42 denken konnte. Schon der dritte Schuß soll gefessen haben, wobei ein Fesselballon die Beobachtung der Gefechtswirkung unterstützte. Den nächsten Tag donnerten die Geschütze weiter; die Infanterieaufklärung ging an diesem Tage bereits bis 700 Meter vor das Fort. Um halb zwei Uhr nachmittags traten wir den Vormarsch an, immerfort durch Wäldungen, Märschen und über Höhen, wo verlassene Schützengraben und weggeorfene französische Auschlüpfstüde lagen. Eine letzte, sehr steile Steigung führte zu den Waldhöfen. Als wir herausstraten, war alles, was weniger fariengelernt war, aufs höchste erschauert, sich auf dem weißen Sande des sogenannten alten Exerzierplatzes bei Saint-Nihei zu befinden. Rechts davon lagen die Kasernen. Im Hintergrund aber breitete sich das vielfach verschlungene Band der Maas aus, an der Bewegung eingefangen durch die hohen Häuser der schönen Stadt Saint-Nihei, mit Brücken, Inseln, Wäldungen, Wiesen und weitem Land. Gerade vor



Soldaten in der zum Refektorium umgewandelten Universität Wien.

uns lag das furchtbar rauchende Fort, in das fortgesetzt neue Mörsergeschosse, über unsere Köpfe saugend, niederfielen.

Mit Beginn der Dämmerung grüßte sich unsere Infanterie 70 Meter vor dem Fort in Sturmstellung ein. Die uns zugeordneten 16. Pioniere begannen bereits am Abend ihre Einzelmannarbeit, besonders in dem das ganze Fort umgebenden Gemüht von Drahtgittern. Unsere zwei Sturmkompanien wurden auf die Schulterpunkte und Rachen des Forts in acht Sturmkolonnen angeordnet, der Anzahl der Kompanien entsprechend; jede Sturmkompanie wurde durch zugeordnete Pioniere verstärkt. Das erste Bataillon griff rechts, das zweite links an. Der Angriff zum Sturm begann am 25. September, fünf Uhr dreißig. Am Abend vorher war das Fort als „noch nicht Sturmreif“ erklärt worden, dennoch wurde der Befehl zum Angriff erteilt, und der Angriff gelang.

Nach Überwindung der Drahtgitter gelangten die Sturmkompanien durch Brechen und Boden auf den äußeren Wall und von dort in den Hauptgraben, in den die Sturmleiter hinabgelassen wurden. Der Hauptgraben ist, wie ich höre, 12 Meter breit und auf der äußeren Kante 8, auf der inneren 7 Meter hoch. Aus der Tiefe dieses Grabens richtete die nachdrängende Infanterie die Sturmleiter auf das jenseitige Ufer, den Hauptwall, der mit tüfteln Wart genommen wurde.

Dah alle diese Bewegungen im stärksten feindlichen Feuer erfolgten, bedarf keiner besonderen Hervorhebung. Aus allen Mauerlöchern, Schießscharten und unterirdischen Schützen die Geschosse gegen uns. Es war ein Naktampf auf Tod und Leben. Nachdem auch die vom 6. Infanterieregiment gestellte Unterstützung an den Hauptwall herangekommen war, erkannten die Franzosen allerdings die Unmöglichkeit weiteren Widerstandes, und die Übergabeverhandlungen begannen. Um acht Uhr zwanzig vormittags waren sie zu Ende geführt. Camp des Romains war unser.

Nach der Übergabe lag die ganze unterirdische Welt des Forts an das Tageslicht empor. Aus allen Ecken tauchten die Verteidiger auf. Über 800 Mann Bezahlung hatte das Fort gehabt, über 500 stredten die Waffen. Der Dispositionsbefehl gab 5 gefangene Offiziere, 453 unverwundete und etwa 50 verwundete Mannschaften als Gefangene bekannt. Während des Sturmes hatte die 11. Infanteriebrigade feindliche Entschlüsselungen siegreich zurückgeschlagen.

Durch die Übergabebedingungen wurde der tapferen Bezahlung Abzug mit militärischen Ehren gestattet, die Offiziere behielten ihre Degen. Alles Gepäck, auch das Offiziergepäck, durfte mitgeführt werden, dagegen wurden die militärischen Karten abgenommen. Um zwei Uhr nachmittags vollzog sich der Abmarsch der Gefangenen. Die bayrische Flagge wehte von dem Fort. Wir standen



Österreichisch-ungarische Fußparteilonne mit deutscher Militärbezeichnung.

in Paradestellung an der Straße, die von Camp des Romains nach Saint-Nizier führt. Zweimal, vor Mannschaften und Offizieren, präsentierten wir die Gewehre, zweimal senkten sich unsere Fahnen. —

Am Abend dieses Tages zogen wir in Saint-Nizier ein.

Das Elßaß im Kriege.

(Sergu die Bilder Seite 332—364.)

Man wird einst mit Staunen und Bewunderung in der Geschichte dieses Krieges lesen, was unsere Truppen in den schwierigen Vogeleskämpfen geleistet haben,“ sagte mir vor wenigen Tagen ein Offizier, der verwundet von den Bergen zu uns herabkam. Der französische Operationsplan ist bekannt. Im Süden, zwischen den letzten mächtigen Erhebungen der Vogesen und der Schweiz, sollte der rechte Flügel durch die Belforter Pforte in den Sundgau einfallen, das Zentrum hatte in der Ausdehnung zwischen Mülhausen und Straßburg vorzugehen, während der linke Flügel über die deutsch-deutsche Grenze in die Oberrheinlande vordringen sollte. Dieser Angriffsplan wurde vereitelt durch die

eine harte französische Streitmacht durch die Belforter Pforte auf elßassisches Gebiet und in glücklicher Weise zeigte sich längs des ganzen Rammes feindliche Truppen, die in großer, von langer Hand vorbereiteter Eile sich entlang der Grenze eingruben und die wichtigsten strategischen Plätze besetzten. In diesen ersten Kriegstagen soll es schon zur Befestigung des Saint-Amarin Tales und eines zweiten, mehr östlich zwischen den Ausläufern des bekannten Hohneck und des Großen Belchen sich erziehenden Rammes gekommen sein, dessen Stellenfall nach der deutschen Seite das Bild vom Notendacher Kopf auf Seite 363 zeigen möge. Dank der großen Tapferkeit unserer meist aus inaktiven Truppen bestehenden Regimenter gelang es eine Zeitlang, diese durch die Belforter Pforte und über die Rämme nach den Tälern zu vordringenden feindlichen Heere aufzuhalten. Bei dieser Gelegenheit wurde besonders bei Mültsch und Tagnsdorf erbittert gekämpft. Unsere schwachen Truppen wichen jedoch langsam vor der Übermacht zurück, während in ihrem Rücken sich neue Truppen zusammen zogen. Am Abend des 8. August zog die französische Hauptarmee in Mülhausen ein, nachdem schon am

8. August die deutschen Behörden die Stadt verlassen hatten. Gleichzeitig hatten die Franzosen die Höfen von Mülhausen besetzt. Schon am 9. August, um fünf Uhr nachmittags, begann das deutsche Vorgehen von Nordosten und Osten her. Es entwickelte sich ein für den Feind gefährliches Artilleriefeuer, der Feind aber mit seinen schweren Geschützen auf ein; in den Straßen Mülhausens und seiner Vororte wurde in der Nacht vom 9. auf den 10. August ein Mann gegen einen Mann Kampf und schließlich am 10. August das französische Heer, dessen Zahl auf 50 000 Mann geschätzt wurde, zu einem nachdrücklichen Rückzug gezwungen.

Man hat im Elßaß in der Möglichkeit der feindlichen Befestigung Mülhausens einen taktischen Fehler gesehen; es liegt jedoch klar auf der Hand, daß diese Schlacht bei Mülhausen weniger ein „Gelegenheitsgefecht“

darstellt, als vielmehr einen wohlverwogenen Schachzug unserer Heeresleitung. Stellte sich doch das Endergebnis so heraus, daß der gleich zu Anfang hart mitgenommene rechte französische Flügel vorerst keine weiteren Vorstöße nach dem Sundgau zu machen konnte und daß nach der großen, etwas vorläufigen Freude über das gewonnene Mülhausen neben dem materiellen Verlust die moralische Niederlage für den Feind besonders empfindlich fühlbar werden mußte.

In den nächsten Tagen erfolgten neue feindliche Vorstöße in die unbefestigten Vogeleskämme hinein; das Bessertinger, das Weiler-, das Münster- und Ransberger Tal wurden besetzt, schließlich rüdten erneut aus dem Belforter Loch große französische Truppenmassen in den Sundgau ein. Es sollen zwei französische Korps gewesen sein, die die Aufgabe hatten, den großen Vorstoß in der Mitte des Elßaßs zu unterstützen. Diesmal galt es für unsere schwachen, fast nur aus Landwehrtruppen bestehenden Kräfte auszuhalten. Und es gelang ihnen, den Feindentsatz zu parieren, das Feuer unserer Maschinengewehre und schweren Artillerie war vernichtend, eine Attacke von 800 afrikanischen Reitern brach im Maschinengewehrfeuer blutig zusammen. Unsere allzu schwachen Kräfte zogen sich auch diesmal langsam zurück, und wiederum



Offizierspatrouille in den Straßen einer elßassischen Stadt kurz nach der Kriegserklärung.

gewaltigen Schlachttagen in Lothringen am 20. und 21. August und durch den frühen Vorstoß nach Belgien hinein.

Die ungünstige geographisch-strategische Lage der elßassischen Grenze ließ voraussehen, daß das Elßaß und besonders der südliche Teil, das Oberrheintal, feindliche Einfälle zu erdulden haben würde. Hinter dem welligen, felsigen, rebenbedeckten Vorland erheben sich bis zu 1200 Meter und höher ansteigend mächtige kuppige Gebirgsketten, deren Rämme nur auf schwierigen Gebirgspässen und Waden zu erklimmen sind. Ist über diese Rämme zieht sich von Nord nach Süd der deutsch-französische Grenzgraben, während sich nach dem Feindesland das Gebirge sanft abflacht. Die ganze eigenartige Vogeleskette ist unbefestigt, nur an wenigen Punkten sind mächtige Bollwerke dem eindringenden Gegner gegenübergestellt. Ganz im Süden, fast in einer Höhe mit Belfort, der letzter Höhe weiter nördlich die besetzte Breilacher Gegend; der Zugang nach Straßburg durch das Schiltmeier Tal wird durch die gigantische Feste Mutzig gewahrt, und Straßburg selbst ist durch seinen weit ausgedehnten Fortgürtel trefflich geschützt. Die Kenntnis dieser Ungunst der elßassischen Grenze ist nötig zum Verständnis der Kämpfe auf elßassischem Boden. Schon kurz nach der Kriegserklärung, nach einigen kleinen Scharmützeln und Gefechten in den südlichen Tälern, brach



Thann im Oberrheintal, vom Kampfbogen gesehen, mit dem umgesetzten Turm der Engelsburg rechts. Im Vordergrund der Mosel.

fiel der ganze Sundgau und mit ihm die Stadt Mülhausen in Feindeshand. Diesmal ist die französischen Herrschaft recht unerfreulich. Doch sie hat weder ein rasches Ende. Am 20. und 21. August fiel die Entscheidung in Lothringen. Zu gleicher Zeit setzte ein allgemeines deutsches Vorgehen im Elßaß ein: die Stadt Mülhausen wurde geräumt, der Sundgau aufs neue vom Feind eingenommen, die Franzosen tief in die Vogeleskämme hineingetrieben, unter großen Opfern der fast 1000 Meter hohe Donon gestürmt. Die nächsten Tage galten der Erlundung. Als auf einer

Isolen, am 29. August, eine starke deutsche Reiterabteilung nach Delle, einige Duzend Kilometer südlich von Belfort, vordrang, eröffneten die Belforter Forts das Feuer, schließlich entspann sich ein wechselvoller Kampf um den letzten südlichen Gipfel der Vogesen, den über 1200 Meter hohen Belchen. Die deutschen Sautbühnen ertschieden; es gelang uns, die südlichen Abhänge der Vogesen auf französisch in Boden zu befehen.

In der Folgezeit entwickelten sich außerordentlich wechselvolle und schwierige Kämpfe. Fast in allen Quertälern



Notendacher Kopf (Sundgau) mit dem Stellenfall nach der deutschen Seite; rechts ein Stück des Grenzgraben.

wurde gefolgt. Im St. Amariner Tal im Gebirge hatten sich kräftige Abteilungen des Feindes zu halten vermocht; die mit dem Gebirgs-kampf vertrauten Alpenjäger hatten sich in diesen tief eingeschnittenen Tälern vorzüglich eingegraben, zu verbergen und unsichtbar zu machen verstanden. In den ersten Septembertagen machten unsere Truppen einen heftigen Vorstoß gegen diese Stellungen, es kam zu erbitterten Kämpfen, in deren Verlauf dem Feind der Boden schrittweise wieder abgerungen und er selbst tief in die Täler zurückgedrängt wurde.

Blüthig, am 6. September, begann wieder ein neuer, allgemeiner Vorstoß der Franzosen: unter dem Schutz von Belfort in den nun zum drittenmal vom Kriege heimgekehrten Sundgau, mit der durch aufgefangene französische Besatzung erzielten Absicht, durch viele energische Bedrohung des ganzen Elsass möglichst große deutsche Truppenmassen hier im Lande festzuhalten und sie so anderweitiger Verwendung zu entziehen. Wieder mußten unsere schwachen Grenztruppen langsam zurückgehen, und wieder wurde Mülhausen und mit ihm alle wichtigeren Plätze, unter anderen das am Ausgang des St. Amariner Tals gelegene freundliche alsterländische Städtchen Damm und sein Vorort Alt-Damm, besetzt. Hier hatte der Feind ausgezeichnete Stellung ge-



Blick vom Damm auf die Vogesen (Elsass).

der Verlegung der Rückzugslinie das St. Amariner Tal aufwärts über den Col de Belfort als höchste Gefährdung. Der Feind schiedte deshalb neue große Kräfte gegen Belfort vor; bevor es jedoch zum Zusammenstoß kam, hatte ein deutscher Flieger den Vorstoß gemeldet, schwere Haubitzen empfingen den anrückenden Feind, deutsche Infanterie eilte über Schneeschmelzen zu Hilfe, es kam zum kampflosen Rückzug der Franzosen. Eine große Anzahl Gefangene wurden gemacht.

Doch die Franzosen schickten neue Kräfte, und noch einmal kam es in der Ausdehnung zwischen Damm und Mülhausen zu schweren blutigen Zusammenstößen. In der Nacht vom 10. zum 11. September, als die Franzosen sich eilig aus dem St. Amariner Tal unter dem Schutze der schweren Artillerie zurückzogen.



Blick vom Damm auf die Vogesen (Elsass).

nommen. Am 12. September wurde die von deutscher Seite der Kampf eröffnet. In St. Amarin, Thann, Mülhausen wurde gerungen, wobei diese Orte schwer mitgenommen wurden. Da gelang es am 12. September unsere Truppen im Belfortkampf sich in den Rücken der Thanner Stellung zu arbeiten durch die Besetzung des westlich am Ausgang des Belfort-Tales gelegenen Ortes Senheim.

In diesen Tagen wird von der französischen Stellung bei Damm durch die Möglichkeit

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung)

Wir haben bereits bei der Darstellung der Kämpfe in Ostpreußen einen Aufbruch der Russen wiedergegeben, worin sich diese als Befreier der Völker und als Verbreiter von Kultur und Zivilisation hinstellten. Einen gleichen Aufbruch der russischen Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch in einem Aufbruch an, den er in den von den Russen besetzten Gebieten Österreichs verbreitete. Die Rundgebung lautete:

„Völker Österreich-Ungarns! In des großen Zaren Namen erkläre ich, daß Rußland, das so manchemal für die Befreiung der Völker von fremdem Joch sein Blut vergossen, nicht weiter will, als die Herstellung von Recht und Gerechtigkeit. Rußland bringt euch Freiheit und die Verwirklichung eurer nationalen Wünsche! Ich fordere euch auf, die russischen Soldaten, die für ihre höchsten Ideale streiten, als treue Freunde zu empfangen.“

In der ersten Hälfte des September kamen verschiedene Nachrichten in Umlauf, wonach Österreich-Ungarn auch im Kriege unter dem Nationalitätenhader zu leiden haben und es infolgedessen im Innern schon zu Meutereien gekommen sein sollte. Um diesen wahrheitswidrigen Gerüchten zu steuern, wurde folgende amtliche Bekanntmachung erlassen:

„Wien, 19. September.“

Einzelne ausländische Propaganda behaupten, in unserem Heere hätten die Truppen der einen oder anderen Nationalität im Kriege nicht voll entfprochen. Eine englische Quelle, die sich auch sonst durch die Verbreitung der unfürsinnigen Lärzernachrichten auszeichnet, wußte sogar von Meuterei böhmischer Regimenter zu berichten. Diesen tendenziösen Entstellungen gegenüber, die auf die mancherorts bestehende Unkenntnis der Verhältnisse der Monarchie berechnet sind, muß mit aller Entschiedenheit erklärt werden, daß, wie in früheren Zeiten, so auch in den gegenwärtigen aufgeworrenen Kämpfe alle Völker unserer ehrwürdigen Monarchie, wie unser Soldateneid sagt, „gegen jeden Feind“, wer es immer sei, in Tapferkeit weitestgehend einmütig zusammenstehen; ob auf der russisch-galizischen Schlachtfeldern, ob auf dem Balkanriegelschauplatz, es kämpften Deutsche, Magyaren, Nord- und Südslawen, Italiener und Rumänen in treuer Unabhängigkeit an den allerhöchsten Kriegsherrn, im Bewußtsein, welch hohe Güter wir verteidigen, und mit gleich bewunderungswürdigem Gelbesmut, der unseren Truppen selbst die Anerkennung unseres gefährlichsten, numerisch weit überlegenen Gegners erzwingen hat.

So hat im Norden, um hier ein Beispiel anzuführen, das aus Slowenen, Kroaten und Italienern zusammengesetzte Infanterieregiment Nr. 97 bei Lemberg mit hervorragender Tapferkeit und Zähigkeit gekämpft und schwere

Verluste handhaft ertragen. Wenn noch des Ozeanier Infanterieregiments Nr. 79, das sich ebenso wader im Süden in den schweren Kämpfen an der unteren Drina hielt, gedacht wird, so genügt dies nur, um den von feindlicher Seite verbreiteten, sehr übertriebenen Angaben über die Verluste dieses Truppensektors entgegenzutreten. Während die Serben von 3000 Toten dieses Regiments berichten, beträgt der bisherige Gesamtverlust der branden Truppen nach amtlicher Feststellung 1424 Mann an Toten, Verwundeten und Vermissten. — Nachrichten, wie die aus russischer Quelle stammende von 70000 österreichisch-ungarischen Gefangenen in den Schlachten von Lemberg, bedürfen nach den bisherigen amtlichen Mitteilungen wohl keiner Widerlegung mehr.

Der stellvertretende Chef des Generalstabs:
v. Höfer, Generalmajor.“

Nach Mitte September herrschte in Ostgalizien ziemlich Ruhe. Österreich und Rußland standen sich gegenüber, den Entscheidungskampf erwartend. Während dieser Zeit verhielten kleinere Abteilungen russischer Truppen über die Karpaten in Ungarn einzudringen, was ihnen an einzelnen Stellen auch gelang. Am 26. September fand eine kleine Panzer bei dem Ujstör Pass zwischen den ungarischen zur Verteidigung des Passes abgeordneten kleineren Truppen und den Russen statt. Am 26. kam es bei Toronja zu einem Zusammenstoß, ohne daß es den Russen gelungen wäre, an irgendeiner Stelle über die Grenze einzudringen. Ujstör ist ein ungarisches Dorf von etwa 1000 Einwohnern im Komitat Ung in den Ostbesiden. Das Dorf Toronja liegt im Komitat Maros und zählt ebenfalls etwa 1000 Einwohner. Beide Dörfer liegen dicht an der galizisch-ungarischen Grenze. Die Panzerkämpfe wiederholten sich in den nächsten Tagen, aber immer gelang es den Österreichern, die Russen über die Grenze zurückzudrängen. Ein Offizier, der die Grenzschutztruppen an der galizischen Grenze des Unger Komitats befehligte, schilderte den Verlauf des russischen Einbruchs bei Ujstör in folgender Weise:

Die ersten Vorposten der Russen tauchten Donnerstag früh bei Ujstör auf. Donnerstag vormittag um zehn Uhr erschienen die russischen Vortruppen, etwa 300 bis 400 Kosaken. Sie sahen von den Weiden ab und begannen das Feuer, das unsere in Schützengraben untergebrachte Infanterie erwiderte. Nach ungefähr anderthalb Stunden entwickelten sich die ersten Truppen der russischen Infanterie, und gleichzeitig wurde das Gefallen von Maschinengewehren hörbar. Nach einer weiteren halben Stunde traf



König Wilhelm II. von Deutschland (X) verabschiedet sich von den Offizieren seiner kaiserlichen Truppen im Karpaten. (Vergrößert 1914 von Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.)



Eine Einheit des russischen Kavallerie-Regiments.

auch russische Artillerie ein und begann unsere Truppen sowie die in unserem Rücken befindliche Gemeinde Ustol zu beschleichen. Die erste Granate, weit über unseren Köpfen hinwegfliegend, explodierte an der Mauer des Ustoler Wirtshauses. Die Russen dürrten, nach meiner Berechnung, insgesamt über acht Geschütze verfügt haben. Die russische Artillerie hatte sich kaum entwickelt, als die zu unserer Hilfe gelangende Feldartillerie eintraf.

Die russische Artillerie nahm sofort die Ustoler Bahnstation unter heftiges Feuer, die ich bisher mit meiner Truppe besetzt gehalten. Trotz des russischen Feuers wurde unsere gesamte Artillerie ohne Verlust ausgeladen und aufgestellt. Ich mußte mit der Bahnstationswache die Station verlassen, an der die russischen Granaten wenig Schaden anrichteten, ebenso wie auch über das Tal führende Wälder behaube völlig unversehrt blieb. Unsere durch Artillerie verstärkten Truppen behielten bis sechs Uhr abends ihre Stellung, die sie mit Einbruch des Abends, als auch die Russen das Feuer einstellten, verlassen mußten, um sich nach Gontos zurückziehen. Bei Gontos war uns das Gelände unvergleichlich günstiger als bei Ustol. Während bei Ustol der breite Bach die Entwicklung und das Vordringen des Feindes erleichterte, konnte bei Gontos unsere Artillerie, die in der Mündung des enger werdenden Tales Aufstellung genommen hatte, die ganze Talänge beherrschen.

Für den Verbleibenden sah die Lage, wie sie sich Ende September zeigte, etwas zweifelhaft aus. Die galizische Hauptstadt im Besitz der Russen, und diese auch über die Karpaten in Ungarn eingedrungen, wo sie zwar oft genug vertrieben wurden, aber immer wieder zurückkehrten. Doch waren dies alles nur strategische Vorbereitungen zu einem großen Schlage, der bald genug geführt werden sollte.

Die kriegerischen Ereignisse zur See waren während der ersten vier Wochen nur Planfeste zu Wasser, ähnlich wie sich die Vorpostengefechte an den Landesgrenzen abspielten. Zu Wasser heißt es in erster Linie das Material schonen, denn vernichtete Schiffe sind nicht über Nacht ersetzt. Wenn auch die Menschen und nicht die Schiffe kämpfen und der Geist, der die Mannschaft belebt, den Sieg entscheidet, so liegt es doch auf der Hand, daß eine bedeutende Überlegenheit an Schiffen und ihrer Bewaffnung mit Geschützen durch die schwächere Flotte nur schwer oder gar nicht ausgeglichen werden kann. England aber wußte sehr wohl, daß ihm auch ein etwaiger Sieg einen so großen Teil seiner Flotte kosten würde, daß es dadurch der Seeherrschaft möglicherweise verlustig gehen würde.

Das vorsichtige Verhalten der Gegner zeigte aber jeden-

falls, daß sie uns auch zu See sehr ernst nahmen, und sie versuchten deshalb nach Möglichkeit, ihre eigene Übermacht noch zu vergrößern. Dies auf die einzige Weise nicht anzu, lehnte man, wie so oft in diesem Kriege, auch Verträge und Nichtverträge nicht. Schon bei Beginn des Krieges beschloß die russische Regierung die beiden russischen Großkreuzer „Swarik“ und „Kischibik“ auf der Werft, auf der sie gebaut wurden, obwohl sie schon bezahlt waren. Aber es wurde abgemacht, sie nicht, sondern eignete sich ein neuer, und die dänische Riesenpanzerschiffe an. Die „Swarik“ und „Kischibik“, die bei Armstrong gebaut worden, waren rechte deutsche Torpedoboots-zerstörer, die auf dem russischen Werften gebaut worden waren. Aber es wurde abgemacht, sie nicht, sondern eignete sich ein neuer, und die dänische Riesenpanzerschiffe an. Die „Swarik“ und „Kischibik“, die bei Armstrong gebaut worden, waren rechte deutsche Torpedoboots-zerstörer, die auf dem russischen Werften gebaut worden waren.

Die von Deutschen wie auch Engländern in den verschiedenen Meerestellen gelegten Minen richteten manches Schiff zugrunde. Während aber die Engländer zum Schaden der neutralen Schifffahrt auch die Nordsee mit Minen versegelten, die an der holländischen Küste angelegten Minen erzielten sich hier als englische — haben wir unsere Minen nahe der englischen Küste, hoch im Norden von Irland gelegt, wo das Meer fast als englisches Binnen-gewässer anzusehen ist. Die Engländer schwammen noch in Triumphgefühlen über ihren leichten Sieg bei Helgoland (siehe Seite 140), da traf ihre Seemacht ein schwerer Verlust. Am 3. September war der Dampfer „Vindobell“ auf eine Mine gestoßen und gesunken. Ihm folgte nach einer Viertelstunde die „Speedy“, ein 1893 erbautes, dem Fünfterschlusse dienendes Kriegsfahrzeug, das gleichfalls auf eine Mine geraten war.

Der stolze Glaube Englands, daß die britische Schifffahrt keine Verluste durch Deutschland zu befürchten habe, erwies sich bald als ein Irrtum. Schon Anfang September wurde eine größere Anzahl englischer Handelschiffe genannt, die entweder auf deutscherseits gelegte Minen gelaufen oder von deutschen Kreuzern zum Sinken gebracht worden waren. Man gab als verloren an: „Rades“, „City of Winchester“, „Argonaut“, „Caltor“, „Nile“, „Vahel“, „Albatros“, „Solomon“, „Hermes“.

Aber auch die britische Kriegsmarine blieb nicht verschont. Am Samstag, den 5. September, befand sich der englische kleine Kreuzer „Pathfinder“ 10 Meilen nördlich von St. Abbs Head. Die Besatzung lag gerade beim

Mittagsessen, als das Schiff schwer erschüttert wurde und sich nach vorn neigte. Einen Augenblick später folgte eine furchtbare Explosion, die das Schiff zerprengte. Nach vier Minuten war es gesunken. Kriegsschiffe und Rettungsboote von St. Abbs Head eilten herbei und retteten den Kommandanten und einen Teil der Besatzung. Wie sich später herausstellte, betrugen die Verluste 4 Tote, 13 Verwundete und 243 Vermisste, die wahrscheinlich sämtlich ertrunken sein dürften, da über ihre Rettung später nichts bekannt wurde.

Der Kreuzer „Pathfinder“ entsprach an Bedeutung etwas dem deutschen Kreuzer „Atalante“, der bei Helgoland in heldenhaftem Kampfe gegen englische Übermacht zugrunde ging. In England hieß es, „Pathfinder“ sei auf eine Mine gelaufen, und auch wir erhielten diese Nachricht so aus englischer Quelle. Am 10. September aber wurde im englischen Unterhaus zugegeben, daß der „Pathfinder“ nicht auf eine Mine geraten, sondern von einem deutschen Unterseeboot in den Grund gelassen worden sei. Die Unglücksstätte war St. Abbs Head an der Südküste von Schottland, nicht weit von dem Eingang der Firth of Clyde. Das Unterseeboot, das den „Pathfinder“ zum Sinken brachte, war „U 21“.

Fast zu gleicher Zeit, am 9. September, erfuhr man aus englischen Blättern, daß der kleine Kreuzer „Karlshafen“ in den letzten Tagen ein Schornstein mit englischen Kreuzern gehabt habe. Ferner meldeten die Engländer, der kleine Kreuzer „Dresden“ habe an der Küste Brasiliens den englischen Kohlendampfer „Holmwood“, der eine wertvolle Kohlenladung an Bord führte, zum Sinken gebracht. Der Kreuzer hatte sich bereits am Anfang des Krieges dadurch bemerkbar gemacht, daß er in den Gewässern Nordamerikas den englischen Schnelldampfer „Mauretania“, der vermutlich als Hilfskreuzer ausgestattet war, verfolgte und ihn zwang, die Küste eines schützenden Hafens aufzusuchen (siehe auch Seite 213 und 221).

Eine Schwandung der feindlichen Seemacht bedeutete auch der Untergang des Hilfskreuzers „Oceanic“, der am 9. September nahe der Nordküste Schottlands Schiffbruch erlitt. Offiziere und Mannschaften wurden herbei gerettet.

Wiederum zuerst von englischer Seite erfuhren wir von den Taten eines deutschen Schiffes, das sich auch später noch mit unvergänglichem Ruhme bedeckt hat. Am 20. September machte die englische Admiralität folgende amtliche Mitteilung: Ein deutscher Kreuzer erschien am 10. September im Golf von Bengalen, nahm sechs Schiffe, versenkte fünf davon und sandte das sechste nach Kalkutta. Der deutsche Kreuzer, von dem in dieser Mitteilung die Rede ist, war der kleine Kreuzer „Emden“ unter Vizegattenkapitän v. Müller. (Man vergleiche unseren Sonderbericht auf Seite 244.)

Die kühnen Taten der „Emden“ hatten Angst und Schrecken in den indischen Gewässern verbreitet und den Handelsverkehr zwischen England und Ostindien fast ganz lahmgelegt. Vorher bereits war es unserer Marine gelungen, die Ostsee frei von feindlichen Schiffen zu erhalten, so daß die eigene und die neutrale Schifffahrt keine Unterbrechung erlitten. Diesen friedlichen Zustand unter dem Schutze der deutschen Marine versuchte ein jeder Engländer zu hören. Es bekam ihm aber schlecht. Am 11. September wurde nämlich aus Stockholm gemeldet:

„Der englische Dampfer „Thelma“ lief auf der Fahrt von Karlskrona nach Göteborg auf die Küste auf, als er sich von deutschen Kriegsschiffen verfolgt glaubte. Er hatte Geleitzer gesehen: es war nur die Fähr von Salmis nach Treleborg gewesen.“

Um diese Zeit wurde auch das Kabel, das Kanada und Australien verbindet, zwischen Britisch-Kolumbien und der Fanninginsel durchschnitten. Die Engländer behaupteten, es sei durch den Kreuzer „Nürnberg“ geschehen, der von der „Australia“, dem Flaggschiff der australischen Marine, einem 18 000-Tonnen-Kreuzer, verfolgt wurde.

Eine Unternehmung der deutschen Marine bedeutet ein am 11. September erschienener Artikel des „Daily Telegraph“, der unter der Spitzmarke „Schnelligkeit! Schnelligkeit!“ folgendes schrieb:

„Die Nachricht, daß fünf schnelle deutsche Kreuzer ihre Arbeit, britische Handelsschiffe zum Sinken zu bringen, im Atlantischen Ozean noch fortsetzen, obwohl sie von



Andreas Hoffmann, Berlin.

Russische Kavallerie. Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann



Erstürmung eines französischen Schützengrabens
 nach Verlassen eines Kriegergrabens
 der Aisne und dem Argonner Wald.
 nach W. Barasch.

24 englischen Kreuzern und außerdem den zahlreichen französischen Schiffen versetzt werden, zeigt den Wert der Schnelligkeit. Viele Jahre lang hat Deutschland schnelle Kreuzer gebaut und besitzt jetzt noch, die eine Schnelligkeit von über 27 Knoten haben. Seit man genötigt war, Esparnisse in der britischen Marine zu machen, um die Parlamentsmehrheit zu befriedigen, mußte sich die Admiralität so gut wie möglich mit älteren und langsameren Schiffen behelfen. Sie kamen aus der Zeit vor Erfindung der Schiffs turbine. Der Krieg hat uns daher wohl mit einer starken Überlegenheit von Kreuzern vorgefunden, aber kaum einer läuft schneller als 35 Knoten, die meisten langsamer. Es gibt keinen englischen Kreuzer im Atlantischen Ozean, dem die deutschen Kreuzer nicht entfliehen könnten. Unsere Geschäftsleute müssen unter diesem Mangel leiden.

Es liegt in der Natur der Sache, daß auch uns Verluste nicht erspart blieben. Am 13. September vormittags wurde S. M. kleiner Kreuzer „Hela“ durch den Torpedoschiff eines englischen Unterseebootes zum Sinken gebracht. Fast die ganze Besatzung wurde gerettet, denn als Verlust wurden nur ein Toter und drei Vermisste gemeldet. Eigentümlicherweise wurde über den Ort, an dem die „Hela“ unterging, heftiges Stillschweigen bewahrt, und später erst wird man erfahren, welche Früchte der Untergang der „Hela“ uns gebracht hat. Vielleicht wird man dann sehen, daß dieses Unglück, das unsere Marine betroffen hat, gar nicht als solches zu betrachten ist, zumal der kleine Kreuzer „Hela“ bereits 1895 vom Stapel gelaufen war und es sich bei ihm um ein Schiff von ganz geringem Geschwerts handelt, das nicht mehr in unserem rechnungsmäßigen Bestand aufgeführt wurde. Da es schon 1896 seinen Dienst aufnahm, hatte es ein höheres als das flottengehehörige Alter erreicht. Der Untergang der „Hela“ war gewiß schmerzhaft, aber ohne jede Bedeutung für den weiteren Verlauf der Dinge.

Sehr geschäftig verlief das unsere Marine, Minen und Unterseeboote zu verwenden. So geriet der englische Dampfer „Imperialist“ vor Hull auf der Höhe von South Shields auf eine Mine und sank bald darauf. Von der Grundabtriebe gerieten ebenfalls zwei Dampfer, der „Neuwig“ und der „Geylon“, auf Minen. Am 17. September sank im Kanal, angeblich durch Sturm, das englische Schulschiff „Hissgard II“, wobei von der 64 Mann betragenden Besatzung 21 ertranken. Gleichzeitig meldete die englische Admiralität den Verlust des australischen Unterseebootes „A E 1“. Das Schulschiff „Hissgard II“ war ein als Hull für Wachschiffpersonal benutztes altes Panzerschiff und hieß früher „Invincible“. Das Unterseeboot „A E 1“ war 1913 vom Stapel gelaufen.

Die Vermischung so zahlreicher englischer Schiffe erweckte in England große Beunruhigung. Der Handel litt noch mehr, als er ohnehin infolge des Krieges leiden mußte. Als Beispiel sei erwähnt, daß in den beiden Monaten August und September der englische Ein- und Ausfuhrhandel um 1500 Millionen Mark gegenüber den gleichen Jiffen im Vorjahre abgenommen hat.

Das englische Regierungsorgan „Westminster Gazette“ gelang am 21. September zu, daß die deutsche Flotte gute Arbeit verrichte. Der Untergang englischer Schiffe liege nicht bloß auf deutschen Minen zurückzuführen, sondern offenbar sei auch die deutsche Unterseeboote gehörig an der Arbeit. England sei zwar unstrittig Herrin des Meeres, aber was nütze das, wenn Deutschland sich zum Herrn des Meeresgrundes mache.

Das englische Blatt ahnte gar nicht, wie es den Nagel auf den Kopf getroffen hatte, denn schon einen Tag später vollbrachte ein deutsches Unterseeboot eine Tat, die bewies, daß Deutschland wirklich Herr des Meeresgrundes ist. Die ganze Welt horchte auf, als am 22. September das Walfische Telegrammbüro folgende amtliche Londoner Nachricht in die Welt sandte:

Deutsche Unterseeboote schossen in der Nordsee die englischen Panzerkreuzer „Kress“, „Aboukir“ und „Hogue“ in den Grund. Eine beträchtliche Anzahl Mannschaften wurde durch herbeigekommene englische Kriegsschiffe und holländische Dampfer gerettet.

Eine weitere deutsche amtliche Meldung stellte fest, daß nicht mehrere deutsche Unterseeboote, sondern nur ein einziges, nämlich das Unterseeboot „U 9“, dies Heldentat

vollbracht hatte, über das wir schon auf Seite 140 eingehend berichtet haben.

Die Vernichtung der drei englischen Panzerkreuzer war eine neue glänzende Tat der deutschen Marine, wozu das Geistes, der unsere Flotte vom Admiral bis zum letzten Heizer besetzt, und ein schwerer Schlag für den englischen Feind, vor allem auch im Hinblick auf seine Eintreff und seine Überhebung gegenüber der deutschen „Luxusflotte“. Mit den Unterseebooten haben England und Frankreich wirklich geglaubt, uns weit voraus zu sein. Aber mehr als alles sonst hat unser Seerrieg gegen England die Wahrheit des Wortes erhärtet, daß nicht die Waffe an sich den Sieg entscheidet, sondern der Mann, der hinter der Waffe steht.

Gleich nach der Tat des U 9 sah sich die englische Admiralität genötigt, weitere Nachrichten von Schiffsverlusten zu geben, die allerdings auch mit Verlusten für uns verknüpft waren. Im Kriege kommt es aber nur auf das Verhältnis der beiderseitigen Verluste an. Wie aus nachstehendem ersichtlich, hat auch hier wieder England den größeren gezogen. Am 20. September gab die englische Admiralität bekannt, daß der englische kleine Kreuzer „Begalus“ Daresalam gerichtet und dabei das deutsche Kanonenboot „Wilde“ vernichtet habe. Bald darauf wurde er aber von dem deutschen Kreuzer „Königsberg“ in der Bucht von Santhar an gegriffen und unbrauchbar gemacht. Dem „Begalus“ war die Aufgabe zugefallen, die bedeutende Handelsstadt Daresalam in Deutsch-Ostafrika anzugreifen. Nach volbrachter Tat zog er sich nach Santhar zurück. Dort ereilte ihn sein Schicksal. Der deutsche kleine Kreuzer „Königsberg“ griff den Feind mit seinen zehn 10,5-cm-Geschützen an. Nur wenig kleiner als die „Enden“, und auf gleiche Weise ausgerüstet, war er dem „Begalus“ überlegen, doch nicht in dem Maße, daß das Ergebnis des Kampfes von vornherein mit Sicherheit vorausgesetzt war. Jedenfalls hat er seine Arbeit verrichtet und den „Begalus“, wie die englische Admiralität meldete, gänzlich unbrauchbar gemacht. 25 Tote und 30 Verwundete zählte der Gegner. Das war mehr als ein Fünftel der 234 Köpfe zählenden Besatzung und wog vollkommen den Verlust des nach Kriegsausbruch als militärisch wertlos abgerüsteten kleinen deutschen Vermessungsschiffes „Wilde“ auf, das der „Begalus“ in Daresalam gerichtet hatte.

Neben den glänzenden Erfolgen im Indischen Ozean hatten die Deutschen allerdings an der brasilianischen Küste einen Schiffsverlust zu verzeichnen, der aber nicht allzu schwer ins Gewicht fiel. Der deutsche Hilfskreuzer „Rap Trafalgar“ war im südlichen Atlantischen Ozean damit beschäftigt, den englischen Seehandel nach Kräften zu belästigen. Er war ein neues Schiff der Hamburg-Deutschamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft. Zu Beginn des Krieges war das Schiff armiert und zum Handelskrieg entlassen worden. Solche Armierungen von Handelsdampfern lassen sich in so kurzer Zeit nicht völlig ausreichen für alle Fälle bewaffnen, und so war unser Kreuzer, als er von einem feindlichen, lange vor Kriegsausbruch mit Geschützen ausgerüsteten Hilfskreuzer angegriffen wurde, diesem in Hinblick auf seine Bewaffnung nach unterlegen. Der Engländer war der große wohlbekannte Dampfer der Cunardlinie „Caramania“. Aber zwei Stunden lang wehrte sich das deutsche Schiff in heldenmütigem Kampf gegen den härteren Gegner, ehe es endlich unterlag. Während die „Enden“ im Golf von Bengalen die Mannschaften der weggenommenen Dampfer, die sie versenkt hatte, sammelte und auf einem eigens zu diesem Zweck aufgestellten Fahrzeug nach einem Hafen reisen ließ, mußte ein deutscher, des Weges daherkommender Dampfer, die „Eleonore Woermann“ der Woermannlinie, die Schiffbrüchigen von „Rap Trafalgar“ retten. War auch der Verlust des schönen Dampfers zu beklagen, so bewährte sich doch bei dieser Gelegenheit der deutsche Heldengeist zur See von neuem aufs trefflichste.

Die Vergeltung für die Vernichtung des schönen „Rap Trafalgar“ blieb nicht aus. Am 28. September kam die Nachricht, daß der deutsche Hilfskreuzer „Komprun Wilhelm“ das englische Schiff „Indian Prince“, das nach New York unterwegs war, in den Grund geholt und die Besatzung durch den deutschen Dampfer „Preußen“ nach Santos gebracht habe. Der „Komprun Wilhelm“ ist ein Floßdampfer, der 1901 vom Stapel lief. Gleichzeitig

meldete das Reutersche Büro aus Singapur, daß infolge der Kaperfahrten der „Enden“ im Golf von Bengalen die ganze Schifffahrt westwärts von Bengang eingekesselt werden mußte. Der Handelsverkehr zur See zwischen Vorder- und Hinterindien war vollständig unterbrochen. Darunter litt hauptsächlich die Reisefuhr nach Vorderindien, namentlich von Kanton aus. Die Reisefuhr wurde aber für viele Teile des indischen Kaiserreiches geradezu eine Lebensfrage.

Die Vorbeeren der „Enden“ ließen auch ihre Schwester-schiffe nicht ruhen. Am 2. Oktober erfuhren wir aus Amherst, daß unter kleiner Kreuzer „Karlsruhe“ im Atlantischen Ozean sieben englische Dampfer versenkt habe. Zu den beiden Kreuzern gesellte sich noch ein drittes Schiff, nämlich die „Leizig“, von der wir am 4. Oktober erfahren, daß sie an der Nordküste Perus den englischen Dampfer „Banfield“ in den Grund geholt und die Mannschaften dieses Schiffes durch den deutschen Dampfer „Maria“ nach Galla gefandt habe. Gleichzeitig wurde bekannt, daß derselbe Kreuzer in den philippinischen Gewässern das englische Dampfschiff „Elthor“ versenkt habe. Die Engländer suchten den deutschen Seehandel lahmzulegen. Gewiß, er ist gekürzt, aber noch viel schwerer wurde der englische Seehandel durch unsere wackeren Kreuzer „Enden“, „Karlsruhe“ und „Leizig“ getroffen, die fern von der Heimat den Engländern durch ihr Zerfährungsvermögen zusetzten.

Am 4. Oktober machte die englische Admiralität Mitteilung von einer Maßnahme, die einen weiteren Bruch des Völkerrechts bedeutete. Die Meldung lautete:

„Die deutsche Politik des Völkerrechts in Verbindung mit der Tätigkeit von Unterseebooten zwingt die Admiralität dazu, aus militärischen Gründen Gegenmaßregeln zu ergreifen. Deshalb hat die Regierung die Genehmigung zum Vorkriegsstand in gewissen Gebieten erteilt. Ein System von Vorkriegsstand ist ausgesetzt worden und wird in großem Maßstabe entwickelt. Um die Gefahr für die Dampfer zu verringern, teilt die Admiralität mit, daß es von jetzt an für alle Schiffe gefährlich ist, das Gebiet zwischen 51 Grad

15 Minuten und 51 Grad 40 Minuten nördlicher Breite und zwischen 1 Grad 35 Minuten und 3 Grad östlicher Länge zu durchfahren. Im Zusammenhang hiermit muß daran erinnert werden, daß die südliche Grenze der deutschen Vorkriegsstand bei 52 Grad nördlicher Breite liegt. Obwohl die Grenzen des gefährlichen Gebiets hierdurch bestimmt sind, darf doch nicht angenommen werden, daß die Schifffahrt in irgendeinem Teile der Gewässer südlich davon ungefährlich sei. An S. M. Schiffe ist Befehl ergangen, ostwärts segelnde Schiffe vor den neu ausgelegten Vorkriegsstand zu warnen.“

Durch diesen Bruch des Völkerrechts wurde übrigens nicht Deutschland geschädigt, sondern die Schifffahrt der neutralen Staaten, in erster Linie Hollands.

Ein bedauerlicher, wenn auch nicht schwerer Verlust betraf unsere Marine am 6. Oktober. Das englische Unterseeboot „E 9“, desselbe, das auch unseren Kreuzer „Hela“ vernichtet hatte, brachte das deutsche Torpedoboot „S 116“ zum Sinken. Die aus 56 Mann bestehende Besatzung wurde zum größten Teile gerettet. Das Boot war bereits 1902 vom Stapel gelaufen, war also schon erheblich alt, da die Lebensdauer dieser Schiffsklasse 12 Jahre beträgt.

Am 10. Oktober erhielten wir durch die französische Presse Nachricht von einer Tat unserer beiden Kreuzer „Scharnhorst“ und „Gneisenau“, die schon fast drei Wochen zurücklag. Es war der 22. September. Langsam begann die Morgengröße dem aufsteigenden Tage zu weichen. Doch nicht friedlich war das Bild, das das Gestirn des Abends auf den französischen Gesellschaftsinjekt im Stillen Ozean bestrahlte. Ruchtharer Geschüßdonner war weithin vernnehmbar und jagte der Bevölkerung von Papete, der Hauptstadt von Tahiti, einen nicht gelinden Schrecken ein. Auf der Wache des Hafens von Papete befanden sich die deutschen Kreuzer „Gneisenau“ und „Scharnhorst“, die sich von Tingtau durchgeschlagen hatten, um hier zuerst ihr Zerfährungsvermögen zu beginnen. Hintereinander sich entwickelnd, spien ihre Geschütze verderbbringende Geschosse aus. Ihr Ziel war das im Hafen vor Anker liegende französische Kanonenboot „Jele“, das nach einigen schwachen



Die 27 bei der Kaperfahrt bei Langob (Vorderindien) gefangen genommenen Chausseurs d'Afrique (afrikanische Jäger) auf dem Vorkriegsboot vom Bezirkskommando in Uvaco zum Bahnhof.

Ver suchen, das Feuer zu erwidern, bald in Grund gebohrt war. Ein lebhaftes Echo weckte der Geschützdonner in den gleich hinter der Hafenstadt sich steil erhebenden Bergen. Nun erwiderten auch das Horn von Baperte und die drei Batterien (insgesamt 20 Geschütze) das Feuer der deutschen Kreuzer. Schuß auf Schuß klang über die Wasserfläche. Doch die Franzosen schossen schlecht, das zeigten die Ballergarben, die vor und hinter den Kriegsschiffen aufstiegen (sich: das Bild Seite 382/383); sämtliche Geschosse verfehlten ihr Ziel. Die deutschen Treffer lösten um so sicherer. Wenige Minuten nach, und die feindlichen Geschütze schwiegen! — S. M. S. „Gnellenau“ und „Scharnhorst“, unsere wackeren Seejagaren, aber dampften weiter, bereit zu neuen Taten — ein Schreden der Feinde!

Wieder eine Großtat eines unserer Unterseeboote ist vom 11. Oktober zu melden. Das Unterseeboot „U 26“ bohrte den russischen Kreuzer „Pallada“ mit einem Torpedoschuß in den Grund. Der Kreuzer sank so schnell in die Tiefe, daß niemand gerettet werden konnte. 565 Mann sind untergegangen, und nur sieben und ein Mechaniker, die sich am Lande befanden, dem sicheren Tode entgingen. Für diese Heldentat hat die



Abgesagte zum Pionierbataillon bei Bombardement (S. 375)

noch die beiden Kreuzer „Monarch“ und „Bajana“ zählen. Die „Pallada“ war mit zwei 20,3-cm-Geschützen, acht 15,2-cm- und zweihundertzwanzig 7,5-cm-Geschützen besetzt. Über eine weitere Heldentat unserer Marine haben wir schon an anderer Stelle berichtet: die Vernichtung des englischen Kreuzers „Hawke“ durch unser „U 9“ (Seite 300).

(Fortsetzung folgt)

Illustrierte Kriegsberichte.

Ein Todesritt afrikanischer Jäger im Oberelsaß.

(Gegen die Kunstheile und das Bild Seite 371.)

Am 20. August kam, so berichtet ein Teilnehmer in der „Frankfurter Zeitung“, der Befehl an ein Bataillon eines

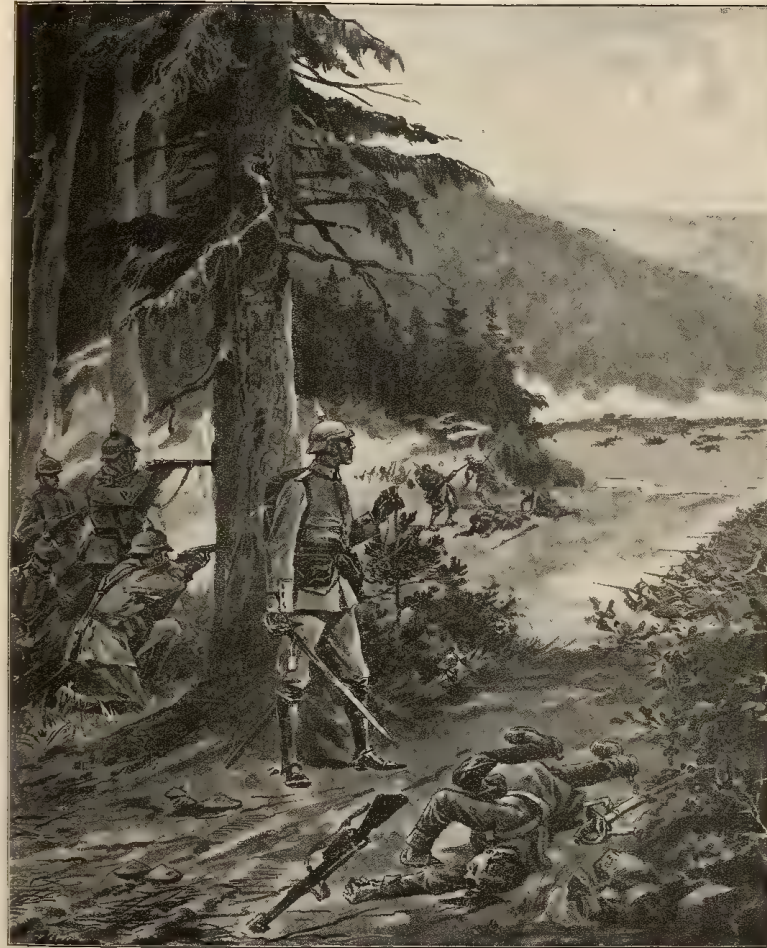
Landwehrregiments, das sich schon seit Tagen mit den in den Sundgau vordringenden Franzosen schlug, gegen Tagesdort vorzugehen. Während einiger Tage versuchten zwei französische Armeekorps gegen Willhausen vorzudringen. Diesen harten Kräften standen nur geringe deutsche Landwehretuppen auf der linken Rheinseite gegen-



Besprechung russischer Gefangener durch einen deutschen Generalstabsoffizier und einen Dolmetscher in Soldat.



Zusammenbruch der Attacke afrikanischer Jäger unter dem Feuer deutscher Landwehr bei Mülhausen am 20. August 1914.
Nach einem Gemälde von Hans W. Schmidt.



Monterebereit bei Brandenburger. Nach der Schlacht eines mitkämpfenden Offiziers gezeichnet von E. Klein.

über. Die Verteidigung mußte zudem noch auf die unglaublich lange Front von Wirt (am Südbende des Elb) bis Rühlhausen verteilt werden. Wie über alles Erwarten gut sich diese alten Soldaten geschlagen haben, wurde bereits berichtet (siehe unsern Artikel Seite 74), auch daß sie ihre Aufgabe glänzend gelöst haben.

Das Landwehrbataillon marschierte mit Sicherung rasch vorwärts, ließ über Helfranzisch vor, nachdem die Deutschen dort ein kurzes Gefecht mit französischer Infanterie und abgelesenen afrikanischen Jägern zu bestehen hatten. Die Franzosen mußten sich zurückziehen, und in denkbar schnellster Zeit waren die Verwundeten, Freund und Feind, gegen den

Mein abgeführt. Die Landwehr hatte nur Verwundete, und zwar bedeutend weniger als der Feind, da dessen Infanteriefire wenig gut geschult ist; zu rasch, daher unflüchtig. Langsam gingen die Deutschen vor gegen Tagedorf. Ihre Hauptmacht sandten sie vorwärts und lehrwärts starke Sicherung voraus. Nach einer Stunde kam die Meldung, daß die Franzosen östlich Tagedorf sichtbar in großer Zahl Stellung bezogen hatten. Das Bataillon löste sich nun in Kompanien auf und diese wieder in Züge. Die Landwehr ging in Deckung vor, jeder Strauch, jede Erdwelle wurde benützt. Das französische Feuer knatterte ununterbrochen. Aber wie lang auch die deutsche Linie wurde, sie reichte nicht aus,



Englische Maschinengewehre bei den Kämpfen am Mesenaken.
Überhaupt verlor sich auf ein Kamuffiert zu sein.

denn immer weiter dehnten sich die von den Franzosen angelegten Schützengräben. Die letzte Kompanie der Deutschen entwickelte sich aus einem Waldhöfen heraus, um die Linie zu verlängern. Das war ein kühnes tatliches Manöver der Deutschen. Das wurde es erst unternommen, nachdem französische Artillerie das Waldhöfen, aus dem die letzten Deutschen vorgingen, unter häufiges Feuer genommen hatte. Wahrscheinlich vermuteten die Franzosen in diesem Gehölz die deutschen Reiter. Vorwärts kamen nun die Deutschen nicht mehr, jedoch machten auch die Franzosen keinen Vorstoß. So stand das Gefecht etwa eine Stunde still. Das Kleingewehrfeuer wurde ruhiger, von den Deutschen pausend abgegeben.

Es scheint, daß aus diesem Grunde auf der französischen Seite angenommen wurde, die deutsche Schützengrabenlinie sei im gegnerischen Feuer wandelnd geworden. Denn plötzlich zeigte sich dem Zentrum der deutschen Linie gegenüber etwa 700–800 Mann Kavallerie, Chasseurs d'Afrique (afrikanische Jäger). Sofort wurde auf deutscher Seite die Schlacht erannt: Eine Attacke! Im Augenblick war der Befehl ausgegeben: „Ruhig stehen, höher zielen, immer weiter auf das Pferd, dann auf den Mann.“ Auch wurde jeder Abteilung ein gewisses Schußfeld zugewiesen. Die Maschinengewehre richteten sich ebenfalls ein.

Nachdem die Anordnungen getroffen, da drohte der Boben von den Pferdeshufen, die Waffen der Reiter führten und ihr Schreien gellte. Aber die Schwadronen ritten nicht in derselben aufgeschlossenen Formation, wie die Deutschen eine Attacke ritten. Ihre Verbände begannen sich zu lösen und wurden getrennt, noch ehe sie auf 800 Meter an die deutsche Linie herangekommen waren. Aber immer noch wurde das deutsche Feuer nicht eröffnet. Ruhig lagen die Landwehrmänner hinter ihren Gewehren. Die Maschinengewehre waren einzeln und begannen zuerst ziemlich langsam, aber zusehends ein mächtiges Feuer, als die Franzosen auf 500 Meter heran waren. Das Kleingewehrfeuer setzte auf 350–400 Meter ein. Die Wirkung war furchterlich, der Feuerkampf dauerte höchstens zwei bis drei Minuten. Aber kein rasches, zolendes Schnellfeuer wurde gegeben, die Schüsse fielen langsam, doch mit immer starker zunehmendem Ziel. Keine Reitertruppe hätte ein ruhigeres Feuer entwickeln können. Immer die vorderen Reihen wurden weggeschossen, die hinter den fallenden Pferden liegenden Reiter konnten dann nicht mehr ausweichen und führten mit dem Pferd über das vor ihnen zusammengebrochene Tier. Selles Wiehern, Röcheln und drohnendes Stöhnen der abgeschossenen Pferde, die auf dem Boden liegend um sich schlugen, wieder aufsprangen, zusammenbrachen, zuckten. Ebenso schnell da und dort ein gestürzter Reiter in die Höhe, um gleich darauf zu fallen. Und dazwischen das pünktliche Feuer der deutschen Schützen-

linie. Kein Reiter konnte wenden, sie waren zu nahe dem feindlichen Feuer. So war aus dem schönen und heilen Bild der vor ihm drei Minuten zur Attacke herankommenden Schwadron eine unsäglich traurige Masse geworden, zerstückelt und zerrümpelt.

Ehe die Franzosen noch weitere Angriffe unternehmen konnten, hatte ein zweites Bataillon deutscher Landwehr den französischen rechten Flügel überfallen können. So mußten sich die Franzosen zurückziehen. Von den afrikanischen Jägern, die diese Attacke ritten, blieben unterlegt 27 Mann als Gefangene in den Händen der Deutschen, über die Hälfte war schwer verwundet, die anderen tot.

Die wenigen bei jenem Todesritt heil davon gekommenen gefangenen Reiter wurden über Lörrach nach Ulm auf die Festung gebracht.

Zwischen der Aisne und dem Argonner Wald.

(Siehe das Bild Seite 388/389.)

In der Kampffront Collois, Wallis und um der Aisne, nördlich Reims, traten die modernen Festbefestigungen, gestützt auf beherrschende Höhen und nach oben liegende Ortschaften, die als Stützpunkte dienen konnten, erstmals in größerem Umfange in Geltung. So hatten unsere besten Festwerke, trotz der letzten Feuer, erstens, in kurzer Zeit weitestgehende Schutten bereitgestellt und sich in ihnen hauseigentlich eingerichtet. Auch ausgegraben, schaltete sich dieses halb unterirdische Leben in dem östlich unmittelbar sich anschließenden Abschnitt, der von Reims, in der allgemeinen Richtung auf Sedan, den Argonner Wald seiner ganzen Breite nach durchschneidet. Während entlang der Aisne immer kleinere und größere Gefechte spielten, traten hier fernwestlich sehr hartnäckige Waldgefechte geführt werden. Es galt, das ganze Gebiet vom Feinde zu säubern, um den sehr starken Festungscomplex Verdun–Zoul aus von Westen her ungehindert in Angriff nehmen zu können oder die Befestigungsgruppen mindestens im Stach zu halten. Der Umstand, daß diese ganze, fast unüberwindliche, mit dichtem Unterholz besetzte Kampfbühne vom Feinde mit sorgfältig gewählten Feldbefestigungen förmlich besetzt war, gestattete nur ein ganz allmähliches Vordringen, das oft genug schon zum erbitterten Handgemenge führte. Und den Gegner zu fassen, war es nötig, seine Stellung, die oft nur 100 Meter weit entfernt lag, möglichst genau zu erkunden. Dabei hatten sich die Franzosen übereinstimmend mit Drahtbinderischen, Abverbauern und vorgeschobenen Hochposten, die teils in Erdlöchern, teils in den Wipfeln der Bäume untergebracht waren, vortrefflich gesichert. Dieser fortgeschrittene Aushäufungsdienst bei Tag und Nacht erforderte ganze Mäher voll Umsicht, Opfermut und Tapferkeit. War die Stellung erkundet und der Angriffsplan darauf aufgebaut, so wurde natürlich nicht lange gezögert, den Gegner wieder einmal aus einem oder mehreren Laufgräben in blutigem Ringen hinauszumessen.

Bei einem solchen Angriff haben sich am 27. Oktober unsere tapferen Schwadronen besonders ausgezeichnet, so daß der Befehlshaber der Truppen im Argonner Wald sich veranlaßt sah, dem König von Württemberg durch ein besonderes Telegramm davon Kenntnis zu geben: „Die Regimenter der ... Infanteriedivision haben heute seit wenigen Tagen bereits die dritte starke feindliche Stellung im Sturm genommen. Ich freue mich, Eurer Majestät

von dieser ausgezeichneten Leistung und von dem hervorragenden Geist, der die Truppen befehl, untertänigst Meldung zu machen.“ Worauf König Wilhelm II. erwiderte: „Sehr beglückt durch Eurer Excellenz Mitteilung, danke ich bestens und bin froh, daß die ... Infanteriedivision sich Ihre volle Zufriedenheit erworben hat.“

Der Pionierüberfall bei Brandebille.

Nach den Aufzeichnungen eines Ordonanzoffiziers.
(Siehe das Bild Seite 372 und die Skizze Seite 372.)

„D diese französischen Umläufer!“ rief eben Major A., als ich am 28. August nachmittags mit meinem ziemlich ermüdeten Pferd beim Ende der großen, vielgeübten Steige anlangte, die von Brandebille zur Höhe 380 führte. Jetzt bin ich schon reichlich hundert Meter höher gefahren als mein Regiment in Brandebille, um hier oben wieder jede Aussicht durch dichte, undurchdringliche Wälder vernagelt zu finden! Wie soll man da das Gros sichern?“

Ich mußte ihm recht geben. Es war ein verantwortungsvoller Auftrag. Auch bei taktisch unansehnlicher Ausführung kam es hier auf das Glück an, denn Pionier- und Kavallerieaufklärung mußten in diesen, teilweise 20 Kilometer langen, unbewirtschafteten Forsten völlig verloren, und die Infanteriepatrouillen ließen sich vom wegefindenden Feind leicht abfangen, bevor sie Meldung bringen konnten.

Warum doch diese Wälder zwischen der Maas und dem Loisonbach alle mit frischgebaunten, auf feiner Karte ausgezeichneten Schleichwegen durchzogen; sie führten dann irgendwo auf größere Kolonnenwege, die sich ihrerseits fortsetzten, bis sie hinter tiefeingelassenen, vortrefflich mit Aufschwert verdeckten Schützengräben an Waldbäumen, Lichtungen, Straßentwischenpunkten mündeten. Woher waren jene prachtvollen französischen Stellungen stets vom Gegner im Stach gelassen worden, da er eine Umlaufung seines linken Flügels durch die deutschen Armeekorps nachweislich von uns beabsichtigte. Auch diesmal hatten unsere Pioniere den feindlichen Rückzug über die Maas bei Dun gemeldet.

Die Vorpostenkompanien marschierten nun an ihre

Sicherungsabschnitte, stellten Feldwachen und Posten aus und sandten Patrouillen in südlicher und westlicher Richtung bis zur Maas. Nichts fand man außer noch frühen Spuren der Franzosen, sowie leeren Konföderationsbüchsen und — einigen verrosteten Gewehren. Besseres übertrafste uns alle. Wir waren kühn geworden. Wo mochten die Befehlshaber der Wälder sein?

Nachdem ich verließ ich die eifrig schweigenden Kompanien und ritt die Steige hinunter nach Brandebille. Nur die Feldbüchsen des Bataillons begegneten mir, deren Pferde langsam den Berg hinaufsteuerten. Sonst war alles still. Hart bis an beide Seiten der Straße zogen sich die dunklen Wälder. Erst kurz vor dem Dörfchen, das 500 Bewohner zählen mochte, traf ich einige Jockeile, die mir jedoch auswichen. Es fehlten verhältnismäßig noch junge Männer zu sein. Warum sie wohl nicht eingezogen worden waren?

Unten angekommen, durchsuchte ich bei den Bewohnern für die Truppen Brot, Lichter, Streichhölzer, Butter, Salz oder Zucker aufzutreiben. Vergebliche Mühe! Im ganzen Dorf war nichts zu bekommen. Die frühere französische Einquartierung mußte rüchloslos die eigenen Landsleute ausgeplündert haben.

Eben trat ich wieder aus einem Haus, dessen Besitzer mir trotz angebotener Bezahlung verweigert hatte, daß er „rien du tout, du tout, du tout“ (kein ger nichts) habe, als ein Unteroffizier mit einigen Missetoren eine Gruppe junger Zivilisten vor sich hertrieb. Es waren französische Infanteristen, die sich beim Rückzug in den Säulen verlegt und die Uniform abgelegt hatten, als ihnen das Kriegsführen keinen Spaß mehr machte. Für uns konnten sie natürlich eine ernste Gefahr bedeuten. Und plötzlich kamen mir die gefundenen Gewehre in den Sinn und die Zivilisten am Eingang des Dorfes. Im Galopp ging es zurück. Man hatte sie schon festgenommen. Ihre Soldbüchsen hatten sie zertraten. Alle Männer wurden in die Kirche gelockt. Weil leicht ist dadurch ein großes Unheil noch glücklich vermieden worden.

Es dämmerte noch, als ich am nächsten Morgen wieder auf Höhe 380 stand. Die Kompanien hatten die ganze Nacht



Gefangene Infanterie von der Kampffront bei Brandebille.

gebanzt. Im steinigten Boden war es mit dem Keinen Infanteriegeschütz eine mühselige Aufgabe gewesen, die man sich gewandt dadurch erleichtert hatte, daß man einige Holzstöße zur Brustwehr des Schützengrabens verwendete. Somit war nichts Besonderes vorgefallen. „Meine Patrouillen haben gemeldet, daß jenseits der Maas kilometerlange Schützengräben ausgehoben worden sind. Das kann einen bösen Maasübergang geben“, prophezeite der Major, „aber die Wälder vor uns sind anscheinend gefahrlos.“

„Hörst du?“ Jermes Gewehrfeuer schlug an unser Ohr und hallte in den Wäldern wider. Es kam aus nördlicher Richtung. Wir waren sehr erst gerungen. „Wieviel schönen Herr Major?“ unterbrach ich das Schweigen. Er zwachte mit den Achseln. „Man kommt es von hier aus nicht beurteilen. Nach der tatsächlichen Lage ist mir das Feuer ganz unverständlich. Ob das Regiment im Gefecht steht? Das Bataillon muß vorerst leider hierbleiben, bis die ... Division eintrifft.“ Er sah nach der Uhr. „In anderthalb Stunden kann sie da sein.“

Die Romanen hatten inzwischen die Schützengräben besetzt und borchten gesamt auf das gleichmäßige, wenige Kilometer entfernte Quaren. Plötzlich war ich nicht der Major am Arm. „Es muß ein Feuerüberfall gewesen sein! Haben Sie etwa einzelne Schüsse gehört? Auf einmal ging das tolle Schießen los wie eine Salve und hörte nicht mehr auf.“ Ich nickte zustimmend. Er hatte recht. „Soll ich nicht hinüberreiten und mich unterrichten?“ Er sah nach der Karte. „Sie sind heute schon der dritte Offizier, den ich in diese heimtückischen Wälder schicken muß, und dabei kann ich Ihnen nur einen Radfahrer als Begleiter mitgeben. Erhalten Sie gleichzeitig einen Umarmungsweg zum Regiment für mein Bataillon und die Gefechtsbagage. Auf Wiedersehen und viel Glück!“

Ein kurzes Handgeschütteln, dann trabte ich die Straße entlang, bog in einen Feldweg ein, ritt an vorgeschobenen Posten vorbei und war allein mit meinem Radfahrer, der mir folgte, so rasch es eben auf den überwucherten Schneisen ging. Bald waren wir jedoch so in das Dickicht geraten, daß wir abbliegen und mit Degen, Seitengewehr und Taschenmesser unseren Weg bahnen mußten, bis wir zufällig auf einen Kolonnenweg stießen. Die am Rufe abgelagerten Bäume waren rechts und links wie zwei schlingende Wälle angeordnet. Der Land war schon verträdet. Da bündelte sich mein Pferd hoch auf, schraubte und kängelte angstvoll rückwärts. In einem mit Zweigen überdeckten Graben lag ein totes Pferd mit französischem Zaumzeug. Nur widerwillig ging mein Kappe weiter, bis er seinen toten Kameraden nicht mehr sah. Zehn Minuten später — ich wollte eben um eine Wegbiegung galoppieren — konnte ich mein Pferd gerade noch in die Wälder zurücktreiben. Mehrere hundert Meter vor uns standen einige Leute auf dem Weg. Dunkel oben hoben sie sich wie Silhouetten gegen den hellen Hintergrund ab. Ich band mein Pferd an und froh auf allen vieren näher durch die Wälder, bis ich die Uniformen deutlich unterscheiden konnte. Es waren Deutsche. Durch Rufe machte ich mich bemerkbar, band mein Pferd los und ritt zu ihnen hin. Es waren 24er Dragoner, die zum Fußgefecht abgelesen waren. Ringsum knallte es fortwährend in den Wäldern. Geschosse bestreichen jetzt den Weg. „St. St. St.“ saulen sie am Ohr vorbei, daß man immer ein wenig zusammenzuckt. Ein Dragoner schreit auf und fällt vornüber, durch einen Querschläger getroffen. Ich ergreife seinen Karabiner und nehme seine Patronen. Wir eilen der Richtung zu. Noch eine feste Biegung flattern wir hinunter, während der Radfahrer mein Pferd hält. Hier bietet sich uns ein hamender Anblick.

Vor uns im Sonnenschein ein Weizenfeld, umfäumt von dunkeln Bergwäldern. Rechts vor uns eine eigene Schützengrabenlinie im Gefecht gegen die feindlichen Waldgräben und gegen die Franzosen, die einzeln und in Rudeln über die Straße Brandeville-Murvaux zurückspringen. Dabei werden sie jedoch von unsern Augen erreicht und fallen vornüber in die Schützengräben. Sie sind völlig kopflos geworden, weil sie überall auseinandergebrochen sind.

„Lut, lut,“ klingen ihre Signale bald hier, bald dort. Dazwischen hört man Rufe: „Nicht schießen, eigene Truppen!“ Sie stammen von einigen Kompanien, die die Verfolgung in den Wäldern aufgenommen haben.

Während wir die Wälder als Deckung benutzen und die Franzosen beschleichen, erzählt mir ein Dragoner die Vor-

geschichte dieses Gefechts. ... hatten die Pioniere am Schützengraben bei der ... sie von Franzosen überdeckt worden seien, die als den Wäldern der Waldgräben und von den Bäumen auf sie geschossen hätten. Der Kampf sei anfangs so unerwartet und verlustreich gewesen, daß man die 24er und 24er Dragoner, die weiter rückwärts bivouakierten, mit ihren Karabinern zur Säuberung der Wälder befohlen habe. Auch ein Infanterieregiment sei alarmiert.

Deutlich vernahm man jetzt das schnelle Säubern der eingreifenden deutschen Maschinengewehre, und als bald darauf zuerst vereinigt, dann immer dichtstimmiger der Ruf hörbar wurde: „à bas les armés“, wußte ich genug für meine Meldung. Ich kletterte rückwärts, bestieg mein Pferd und jagte zum Bataillon. Der Radfahrer vermochte kaum zu folgen. An einer Waldbede prallten drei französische Reiter entsetzt zurück, als ich vorbeigaloppierte. Ich entlehnte meinen Revolver. Doch sie folgten nicht nach. Eine Eskadron der 8. Dragoner begegnete mir, die singend zu Fuß ins Gefecht zog. Eben marschierte der Aufbruch der erwarteten ... Division am Bataillon vorbei, als ich neben ihnen: „Feindlicher Infanterieüberfall auf den Wäldern an Straße Brandeville-Murvaux erfolgreich abgewiesen. Weg durch die Wälder zum Regiment für Bataillon unbenutzbar wegen verstrengter Franzosen und Bodenverhältnissen.“

Als das Bataillon eine Stunde später die Straße Brandeville-Brandeville-Murvaux dem Regiment nachmarschierte, sah es auf dem Kampfplatz schlimm aus. Ruchbar hatten sich die Pioniere für den Überfall getötet. Mit Beilen, Spaten und Kolben hatten sie die Angreifer niedergeschlagen. Einen alten weißhaarigen General und über tausend französische Soldaten hatte man in den Wäldern gefangen. Es war die Belagerung von Montmédy, die aus der Festung ausgerückt war und sich in die Wälder von Moere zurückgezogen hatte.

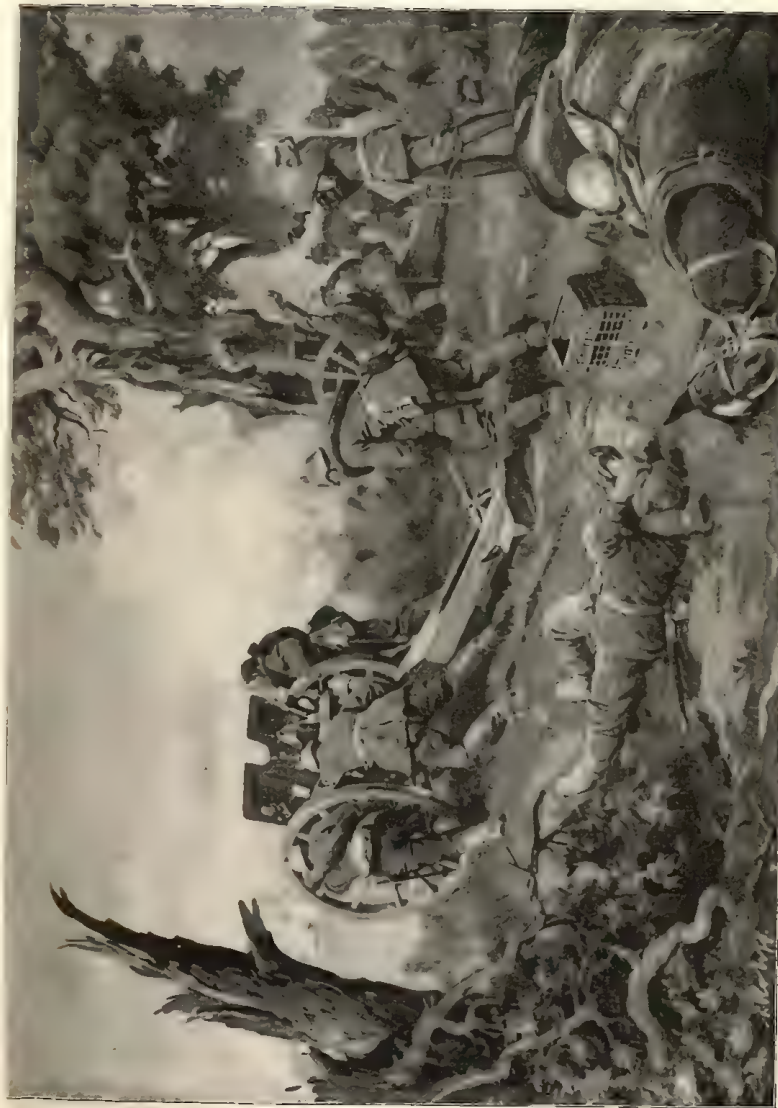
Paul Otto Cbe.

Das Heldenmädchen von Rawarusta.

(Siehe das B. 5. Seite 375.)

Es war während der Kesselschlacht bei ... im Anfang des Monats September. Während ... nach fünfzigjährigen heißen Kriegen an der Grabsch ... endlich weichen mußten, warfen sie eine gewaltige ... macht gegen den Nordflügel jener österreichisch-ungarischen Armee, die bei Rawarusta stand, und in den Raum ... ihn und der Armee Dank, die weiter nördlich ... ste. Um jeden Preis wollten sie die gegnerische Front in der Mitte durchbrechen. Aber die Truppen der Rawarusta hielten, wie bereits im vorigen Heft Seite 350 geschildert, mit zäher Ausdauer, mit heldenhaftem Opfermut im furchterlichsten Schwallen- und Granatregen stand, bis die Fliegerarmeen in glühendes Gelinde zurückgenommen und gefesselt waren. Das Blut zahlloser Opfer hat jene öde Gegend getrunken, aber wieviele Söhne Österreich-Ungarns dort auch ihren letzten Atemzug laten, es haben sie mit ihrer Preisgabe des Lebens erreicht: die Russen waren so geschwächt, daß sie keinen Angriff mehr wagten, sondern dem Feinde Zeit lassen mußten, sich zu neuem Vorstoß genügend vorzubereiten.

Und dort vor Rawarusta hat auch die junge Heldin Rosa Jendoch den Fuß verloren. Zwölf Jahre alt, hatte sie keine Ahnung, was für das große Vaterland an jenem furchtbaren Tage auf dem Spiele stand. Aber ihr Bruder war selbst Soldat, und so wußte sie, wie der Dursch schon im gewöhnlichen Manöver peinigen kann. Als nun um ihre heimatliche Hütte der Kampf wogte, ging sie mit ihrem Krüglein unermüdet vom Stammen zu den Schützengraben und brachte den tapferen Streikern einen Labetrunk um den anderen, nur erfüllt von dem einen großen Gedanken: zu helfen und wieder zu helfen, bis eins der tödlichen Geschosse in nächster Nähe platze und ihr den linken Fuß zerquetsche. Dankbare Soldatenarme trugen sie aus dem furchtbaren Feuer fort nach Hause. Die Mutter wollte sie nach Wien bringen, zu erfahrenen Ärzten; aber noch im Eisenbahnzug mußte ihr der Fuß oberhalb des Knöchels abgenommen werden. In der Kaiserstadt haben dann der greise Monarch, auch ein Erzherzog und eine Erzherzogin die junge Dulderin besucht; ein kostbares Zeichen der Erntee-



Abwehr eines Durchbruchversuchs der französischen Charnes im Torslande der Festung Epinal.
Nach dem Bericht eines Mitkämpfers gezeichnet von H. Kuch



Rosa Jencso, die Heldin von Kowarusa.

rung und des Dankes ließ ihr der Kaiser Franz Joseph zurück, zugleich mit dem Versprechen, für ihre Zukunft zu sorgen. Und wenn man den Namen Rosa Jencso auch im Laufe der Zeit vergessen sollte, das Heldinmädchen von Kowarusa wird man stets gedenken, wie des Mädchens von Spingus und der tapferen Witteburgerin Johanna Siegen, die den Soldaten Dörnbergs im Jahre 1813 Patronen zutrug.

Ein Durchbruchversuch der französischen Ostarmee.

Von Dr. Colin Wolf.

(Siehe das Bild Seite 377.)

Das müßten früher doch schöne Zeiten gewesen sein, als die Schlacht noch mit Morgengrauen begann und mit der sinkenden Sonne endete. Da war ein großes Gefühl in eine kurze Zeitstunde gepreßt und überwältigend der Eindruck eines gewissen Sieges.

Seit unserer Ankunft im Kampfgebiet sind wir nun in engerer Fühlung mit dem Feind. Und seit acht Tagen wütet die Schlacht, die bei Saarburg begann. Wir dringen stetig vor und hören, daß es auf der ganzen Linie gut steht. Allein es ist ein scharfer Feind, der uns gegenüberliegt. Und je weiter wir vordringen, desto unangenehmer macht sich der Fort- und Stellungsgürtel bemerkbar. Es ist augenscheinlich, daß die Franzosen uns immer wieder frische Truppen entgegenwerfen, wohl auch schwerere Geschütze aus der Sperrfortslinie. Noch haben sie ihre Wägen nicht aufgegeben, ins Elsch durchzubrechen, um ihre ang bedrängte Nordarmee zu entlasten.

Es sind starke Kräfte, die die Franzosen uns entgegenstellen, und ihre besten Truppen. Da wird nicht viel aus den Kisttagen, die uns die Heeresleitung zugebacht hat. Immer wieder heißt es, die Vorhölle und Gegenangriffe des geworfenen Feindes abzuwehren. Ein schweres Gelände, in dem wir uns halten müssen. Die weiten Wälder bieten gerade der französischen Verteidigungsstaffel mit ihren zeitweiligen Gegenstößen die besten Ausichten. Und stürmt unsere Infanterie, so klettern die Franzosen auf die Bäume und schießen von dort unsere Leute ab.

Wir reiten durch herrlichen Buchen- und Eichenwald, aber kein Ausgang steht unter Feuer. Die Franzosen fernern gut im Vorlande der Stellung. Epinal jede Entfernung und haben sich auf alle wichtigen Geländepunkte erschossen. Wie eine Sense mäh das französische Streifen den Wald.

Jegends im Wald suchen wir uns unser Nachquartier. Zu essen hat es heute nichts gegeben; Feuer dürfen wir uns nicht machen. Wir haben kein Brot und keine Zelte. Von unten läuft das Wasser in unsere Kleider. Durch das Blätterdach plätschert der Regen im Takt auf die Gesichter. — Und doch umfängt uns der Schlaf, wohlwollend und Frieden bringend...

Während der Morgenämmerung wurden die Batterien vorgeholt. Auch der Regimentsstab ging vor und grub sich am Gang in einer Hede eine Beobachtungsstelle.

Es war dasselbe Spiel wie gestern, nur daß auch wir heute gut gedeckt und eingegraben waren. Mit einem riesigen Munitionsaufwand kreuzten die Franzosen den Wald und die Hänge ab. Unsere Hede mußte ihnen besonders verdächtig erscheinen; denn wir hatten verschiedene Male so dichtes Feuer, daß wir uns. Scherenschnitzerei einjagen und uns eig in die Wandung unseres kleinen Unterstandes brachten.

Am Nachmittag überlief uns ein französischer Bote. Er flog so tief, daß man deutlich die Reflexen der nationalen Abzeichen erkennen konnte. Schmachtmäßig versahen neben ihm unsere Schrapnelle. Und gleich darauf machte er die gefährdete Schwertung, die der eigenen Artillerie anzeigt, wo der Gegner steht.

Wir wußten, jetzt bekamen wir Feuer, kein Streifenfeuer, sondern gezieltes. Und es ließ nicht lange auf sich warten. Das Singen in den Lärchen begann wieder. Mit der Zeit bekommt man eine solche Übung, daß man aus dem pfeifenden Laut der Luft durchschneidenden Granaten

raus ab. Trotzdem geht es, die Batterien in Stellung zu bringen. Mein kaum stehen sie, so folgt sie das feindliche Granatfeuer mit einer Scharfheit, daß die Bedienung sich eng an die Schützlinge schmiegen muß.

Die gegnerische Artillerie ist nicht zu entbehren. Flieger werden zu ihrer Erkundung ausgesandt. Doch auch sie bringen heute nur unbefriedigende Nachrichten. Die Franzosen sind weiter in dem verdeckten Aufstellen ihrer Batterien.

Eine ungemessene Lage, wenn man dem Gegner so gar nicht an den Leib kann! Aber dies fängt es an zu regnen, tröpfelnd erst, dann härter und härter, bis ein wahrer Wollenbruch uns bis auf die Haut durchdringt. Mit dem Einbruch der Nacht ist das Feuer verstummt. Wie nasse Schiefer hängt es vor unseren Augen. Mit gelentten Köpfen gehen die Pferde auf grundlosen Wegen.



Österreichisch-ungarische Soldaten vor dem Wälder nach dem kaiserschlachten Ketschkauplan.

und Schrapnelle nicht nur die Richtung, sondern auch Zeit und Ort des Krepierens ziemlich genau bestimmen kann. So hätten wir, noch ehe die großen Vögel da waren, wohn sie flogen.

Mit hohlem Plumps führten die „Ausbläser“ und „Windgänger“ in den lehmigen Boden. Das Krachen der trepienden Geschosse gelte in den Ohren. Vor und neben unserer kleinen Insel im Feuermeer krachte und plakte es. Allein es kam näher. Dem brechenden Krachen folgte es wie Hufschlag galoppierender Pferde. Das waren die Großhollen, die die einschlagenden Geschosse aufwarfen. Wir duckten uns hinter den Wall. Da fuhr die erste Granate in die Hede. Schwarz und drohend stieg die Fontäne auf.

Mit Schuß auf Schuß. Ein jähes Reßen in den Ohren, ein dumpfer Druck um den Kopf. In der Föschung schlug die Granate ein. Hölle und Röll in den Lärchen und Erdregen auf die Zusammengetauerten. Einen Weibegänger traf ein Sprengstück tödlich in den Kopf; dem neben ihm Liegenden rann es warm und rot über die Schulter. Wüthlich stieß der Pulverdampf durch die Grube.

Einen feindlichen Vorstoß sollte das heilige Feuer vorbereiten. Nicht weit kamen die französischen Schützen. Dagegen tönt es jetzt hell und klar mit der Abenddämmerung

aus dem Grund: „Rach vorwärts geh! Rach vorwärts geh! Rach! Rach! Rach!“ — das Sturmsignal unserer Infanterie.

Aus Frankreich zurück.

(Siehe das Bild Seite 378 unten.)

Erst nach längeren Verhandlungen hat sich die französische Regierung dazu verstanden, den deutschen Mädchen und Frauen, sowie den männlichen Deutschen unter 17 und über 60 Jahre, die gefangen gesetzt worden waren, die Heimkehr nach Deutschland zu gestatten.

Das Reichsamt des Innern hatte sich mit den Schweizer Behörden in Verbindung gesetzt, damit geeignete Vorkehrungen für den Empfang der Zurückkehrenden in Genf und ihre Weiterbeförderung durch die Schweiz getroffen wurden. Als deutsche Übernahmestation war Singen in Baden bestimmt worden. Der dortige Stadtvorstand und das „Rote Kreuz“ hatten in umfänglicher Weise für die Erfrischung, Verpflegung mit Lebensmittel und einstweilige Unterbringung der Ankömmlinge gesorgt. Von Singen aus erfolgte dann die Ableitung nach den 28 Aufnahmestationen der einzelnen Bundesstaaten.

Die Eingetroffenen, die überwiegend aus Mädchen und



Aus Frankreich zurückgekehrte Deutsche begeben sich in die in Singen bereitgestellten Unterstellräume.



Österreichisch-ungarische Vorposten bei Grampol in Ostschweiz.

Frauen bekanden, machten bis auf wenige Ausnahmen äußerlich den Eindruck des Wohlbestehens. Zwar beklagte sich ein Teil über die schmähliche Behandlung in der französischen Gefangenschaft, andere hingegen berichteten, daß ihr Los erträglich gewesen sei. Einmütig war das Lob über den freundlichen Empfang in der Schweiz.

Gegen 200 völlig mittellose Personen wurden nach Stuttgart befördert, wo das „Rote Kreuz“ für die Schwerverwundeten eine Erfrischungstation eingerichtet und die Stadt Unterkunftsräume bereitgestellt hatte. Doch wurden diese nur vereinzelt in Anspruch genommen, da die Mehrzahl der Eingetroffenen nach einer kurzen Erholung die Weiterreise fortsetzte.

Das Schwarze Meer und der Kaukasus.

Von Mittmeister a. D. Grohmann.
(Vergleiche die Karte Seite 312 und die Bilder Seite 380 unten und 381.)

Neben zwei Kriegsschauplätzen zu Lande, dem ägyptischen und dem kaukasischen, erlebten der Türkei in diesem Weltkriege zwei Kriegstheater zur See: das Mittelländische Meer in seinem östlichen Teil und das Schwarze Meer in seiner ganzen Ausdehnung. Während auf dem ersten, das die englisch-französische Flotte vollkommen beherrscht, die Verteidigung am Werke ist, gestattet die weite Fläche des letzteren mit seinen verlodenden An-



Zwei Typen türkischer Offiziere, die als tapfer bekannt. Im letzten Kriege gegen Rußland zu Felde zogen.

haften der mangelhaften türkischen Flotte gegenüber ein Vorgehen, das mit dem Reichthum der Dardanellen und Gebirge keine Einleitung gefunden hat.

Das Schwarze Meer ist ein Binnenmeer, das nur durch zwei schmale Wasserzungen mit dem Mittelmeere in Verbindung steht. Es sind der Bosphorus und, über das Marmarameer hinaus, die Dardanellen, die der Schifffahrt den Weg sperren können, wenn es dem Beherrscher dieser Engen und das ist die Türkei beliebt. Solches tritt im Kriegsfall ein. Und darin liegt für die Türkei eine Machtquelle, die Rußland ihr neidete und zu durchbrechen gewillt war seit Bestehen des Londoner Vertrages von 1841. Auch im Pariser Frieden von 1856 verpflichteten sich Rußland und die Türkei, nur je sehr kleine Flotten im Schwarzen Meer zu halten. Doch hatte sich Rußland 1870 von diesem Vertrage los und erreichte auf der Konferenz 1871, daß es im Schwarzen Meere Kriegsschiffe in beliebiger Zahl halten dürfte. Dagegen blieb die Durchfahrt durch beide Meerengen auch ferner von der Zustimmung der Mächte abhängig.

Die Macht und das Ansehen des Osmanischen Reiches stieg und fällt mit der Schicksale der Meerengen, nicht nur in der Dardanellen, wie man trübsinnig immer zu sagen pflegt. Das Schwarze Meer ist russisches Gelände in weit



Türkische Kavallerie.

Gen. G. G. G. G. G.

auslaufendem nördlichen Bogen, von Batum im Osten bis zur Kiliamündung im Westen; aber für dieses Gebiet saumt im Süden und Südwesten mindestens auf gleiche Ausdehnung dieses Meer, und Rumänien schließt sich mit dem Hafen von Konstantza und Bulgarien mit Warna von Westen her an die immer wühlende Brandung heran.

Deswegen erklärte eine Auslassung des Zaren, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, die historische Mission auf dem Schwarzen Meere nunmehr zu erfüllen, das heißt soviel, als die Türkei von diesen Gestaden zu verdrängen; mit den kleineren Staaten, mit Bulgarien und Rumänien, wird man sich dann später schon abfinden.

Richtig ist, daß die wichtigsten und reichsten Siebelungen am Meer in russischem Besitz sind. Da ist das vortreffliche und industriell entwickelte Odessa mit einer halben Million Einwohnern und seinem großen Kornhobel, zugleich aber auch der Sitz einer kühnen Revolutionspartei;



Grenzkrieg. Die hierher gegen Italien gekämpft haben, stehen auf die Verteidigung des Halbinsel Krieger hin über die ägyptische Grenze, um gegen die Engländer zu kämpfen.

nahmen kann man das Schwarze Meer nicht behandeln, ohne das Gebiet des Kaukasus zu erwähnen; das sind zwei Gebiete, die untrennbar sind. Dieses Hochgebirge streicht vom Schwarzen nach dem Kaspischen Meer, etwa von Batum nach Baku, hier die Endpunkte der großen kaspischen Bahn bildend. Wir zählen südlich vom Kaukasus fünf russische Besitzungen: die wichtigste ist Rars, die auch im Kriege 1878 eine große Rolle spielte; sie liegt 70 Kilometer von der Grenze und bedeckt die einzige gangbare Straße nach dem

dann auf der schönen Seite der türkischen Kriegshafen Sebastopol, die künftige russische Kioiera mit Jalta und Simla; Noworossissk und endlich im Ostwinkel Batum, die Oststadt, während das türkische Ufer nur in Trapezunt einen Ort von Bedeutung hat. Diese herrlich gelegene Stadt mit 50 000 Einwohnern ist ein Hauptknotenpunkt des Handels zwischen Europa und Vorderasien, der aber durch die Bahn Batum—Tiflis sehr zurückgegangen ist.

Unter dem Gesichtspunkt militärischer Maßnahmen kann man das Schwarze Meer nicht behandeln, ohne das Gebiet des Kaukasus zu erwähnen; das sind zwei Gebiete, die untrennbar sind. Dieses Hochgebirge streicht vom Schwarzen nach dem Kaspischen Meer, etwa von Batum nach Baku, hier die Endpunkte der großen kaspischen Bahn bildend. Wir zählen südlich vom Kaukasus fünf russische Besitzungen: die wichtigste ist Rars, die auch im Kriege 1878 eine große Rolle spielte; sie liegt 70 Kilometer von der Grenze und bedeckt die einzige gangbare Straße nach dem



Eine Gruppe Kaspiknomaden, die letzten Kämpfer gegen die Engländer und Russen in Persien.

Gen. G. G. G. G. G.

türkischen befestigten Ezeroun. Nördlich davon die kleinere Festung Alexandropol; im Herzen des Landes Tiflis mit 250 000 Einwohnern, stark befestigt, der Mittelpunkt der russischen Stellung, gleichsam der Brückenkopf für den Übergang über den Kura.

Es ist un schwer zu erraten, daß der Schauplatz der kriegerischen Ereignisse zu Lande zwischen der Türkei und Rußland in Transkaukasien liegt. Als Transkaukasien pflegt man das südlich vom Kaukasus gelegene, bis zum armenischen Hochland reichende Gebiet zu bezeichnen. Vom Norden her führt keine Eisenbahnverbindung über den Kaukasus nach Transkaukasien hinein, sondern der Übergang wird durch eine hervorragende Kunststraße, die sogenannte Grusinische Heerstraße, vermittelt, die in einer Länge von ungefähr 200 Kilometern die Verbindung zwischen der Hauptstadt Eriwan, Tiflis, Mladitawka, und der Hauptstadt Transkaukasiens, nämlich Tiflis, vermittelt. Tiflis ist eine gewaltige Stadt, deren deutsche Kolonie an 2000 Häuser zählt. In Tiflis reichen sich Europa und Asien die Hand. Endlich an der Küste, nur 15 Kilometer von der türkischen Grenze entfernt, das gewerbliche Batum, der wichtigste Hafen dieses Gebietes, die Hauptstadt Rostschid.

Der westliche Teil von Transkaukasien ist von den herrschenden Bedingungen bedeckt, der Osten wird von weiten Steppen ausgefüllt.

Bezeichnend für dieses Grenzgebiet zwischen Asien und Europa ist auch das Völkergemisch, das sich hier zusammengefunden hat. Wohl an die vierzig verschiedene Völkstämme könnte man aufzählen, wenn man sich in Einzelheiten verlieren wollte.

Rußland hält in Kaukasien drei Armeekorps, also etwa 120 000 Mann, außerdem die Grenzwaache von 5000 Mann. Das unwegsame Gebirgsland bietet dem Angreifer, zumal wenn er mit den örtlichen Verhältnissen nicht vertraut ist, große Schwierigkeiten.

Sollten die Krenruppen an anderer Stelle verwendet werden, so wäre jedenfalls für Gefahr durch Feinden ausgiebig gelöst; Rußland wird auch hier an Zahl nicht schwach sein. Es wird jedoch, nachdem einmal der türkische Sultan den Dschihad, den Heiligen Krieg verkündet hat, hier vorwiegend nicht allein die Türken als Gegner finden, sondern auch die gesamte mohammedanische Bevölkerung des Kaukasus, der transkaukasischen Niederung Armeniens und auch Persiens. Haben doch die türkischen Völker ihre jahrhundertelange Feindschaft gegen die christlichen Völker nicht vergessen. Auch die innere politische Zersplitterung Persiens wird hinter der Forderung des Heiligen Krieges zurücktreten. Da dieser aber nicht nur gegen Rußland, sondern auch gegen England geführt wird, so werden, wenn es zum Schlugen kommt, diejenigen Völkstämme Persiens, die der britischen Einflugszone näher sind, so beispielsweise die kriegsgerichten, halbnomadischen Rajasthal, die in der Provinz Faristan in den Tälern und auf den Höhen des südwestindischen Randgebietes bis in die Steppen Amerikans hinein wohnen, wohl eher mit den von Indien und dem Persischen Meer anrückenden

Engländern als mit den Russen die Waffen kreuzen. Wie die englische Herrschaft in Ägypten durch die Senussi, jene kriegerische, gut organisierte Sekte, die den größten Einfluß auf die mohammedanische Nordafrikas bis tief in den Sudan ausübt, bedroht wird, so in Indien durch die Stämme Subjunkt.

Rosaken.

Von Dr. Wolfram Waldfischmied.

(Hierzu die Bilder Seite 382, 387 und 388 oben.)

Leo Tolstoj hat einmal gesagt, die Liebe zur Freiheit zum Müßiggang, zum Raube und zum Kriege seien die demeritwertesten Charakterzüge eines Rosaken. Der Dichter deutete damit an, daß dieser mit einer gewissen Herkunft vom asiatischen Nomaden nicht verleihe, und die Geschichte liefert in der Tat den Beweis, daß der Rosak, den man nicht ohne weiteres als den Vertreter des reinen Asienismus auffassen darf, nur langsam und fast widerwillig vom angebundenen Lagerleben der Steppe zur Kolonisation und zum festen Lebensbesitz übergegangen ist.



Die Rosak „Grafenau“ und „Grafenau“ und „Grafenau“, die Hauptstadt von Tschin. Nach einer Aufnahme von 1900.

Um das Wesen des Rosakentums zu begreifen, müssen wir auf die Anfänge der merkwürdigen Transkaukasien zurückblicken. Das ursprünglich litarische Wort — *rosak* — hat ausserordentlich — bedeutet etwa „der Unberührende“ oder „der Räuber“; vielleicht war es gleichbedeutend mit „Schere“, das heißt „Raubplünderer“. Erinnert doch die Hauptstadt des Donischen Gebietes, wo es ein Rosakentum voll Waffen und Trophäen gibt, durch ihren Namen Nowo-Tscherkassk an jenen kaukasischen Völkstamm. Mit der Eroberung Sibiriens reiten die Rosaken zur Zeit Iwans des Schrecklichen, im 17. Jahrhundert, in die Geschichte ein. Drei hundert Männer bildeten eine bunte Schar von Überläufern, Banditen und Verbrechern, die sich innerhalb des moskowsischen Großfürstentums in der Ausübung ihrer gesellschaftsfeindlichen Tätigkeit bedroht sahen. Abenteurer aus aller Herren Länder, Russen und Polen, Tataren und Kalaschken wie auch Kaukasier verbrühten sich zu einem internationalen Bunde, angeblich um die Tataren zu bekämpfen und die rechtgläubige Kirche zu beschützen, in Wahrheit aber nur, um nach Hergenslust fliehen, plündern und mordeten zu können. Am liebsten kauften sie an den Ufern der großen Ströme, diesen natürlichen Verkehrswegen des un-

schädlich zu machen. So ist aus den Freileben der Freien schließlich eine Bratzenzunge der Despoten aus dem Hause Romanow geworden.

Die Rosaken bilden weder einen besonderen Völkstamm noch auch eine bestimmte Waffengattung, sondern eine Art Willkür auf agrarischer Grundlage. Man bezeichnet sie deshalb auch als „irreguläre“ Truppen, die den regulären Truppen äußerlich völlig angeglichen sind. Seit der Unterwerfung unter Wostan hat der ursprüngliche Romanismus natürlich aufgehört. Unter Nikolaus I. begann die Verteilung des Landes, das früher Gemeingut gewesen war; jeder Rosak erhielt einige Dörfer und wurde dafür zur Heeresfolge verpflichtet. Hieraus erklärt sich die noch heute bestehende Bestimmung, daß sich der Rosak Bewaffnung, Bekleidung und Pferd selbst zu stellen hat. Im Frieden betätigt er sich als Jäger, Viehhüter und Ackerbauer, ist aber vom achtzehnten bis zum achtunddreißigsten Lebensjahre wehrpflichtig, und zwar drei Jahre in der Vorbereitung im Heimatdorf, der „Staniza“, vier Jahre im ersten Aufgebot, vier im zweiten, vier im dritten Aufgebot und fünf Jahre in der Festkategorie. Die Rosakentum sind in Sotnien eingeteilt (Sotnia — das Hundert);

gehören Rußland, und erhielten auch meist von ihnen die Namen; so spricht man von Donischen Rosaken, Wolgafrosaken, Terek, Kuban-, Ural-, Ussurifrosaken usw.

Die älteste und berühmteste Rosakengemeinschaft haufte am Dnieper. Einen Teil dieser Horden rief Stephan Bathory zum Schutze der südöstlichen Grenze Polens herbei; das ihnen zugewiesene Gebiet erhielt deshalb den Namen Ukraine, das heißt Grenzland, auch Grenzland genannt, bis auf den heutigen Tag der Herd revolutionärer Bewegungen. Die Schaffung der Ukraine rief die kleinrussische Frage hervor, die noch immer ihrer Lösung harret. Die übrigen Rosaken, die auf ihren Seiten an der Schwandellen des Dnieper blieben, hießen die Zaporogier (die „hinter den Schnellen“ Wohnenden). Ihre Gesellschaft, das heißt Freilande, bestand aus sorglos gebauten, mit Ruten bedeckten Hütten und wechselte beständig den Ort. Unter den Einwohnern herrschte völlige Gleichheit und Selbstlosigkeit; sie wählten aus ihrer Mitte einen Häuptling, den Kaman (polnisch Heiman), der das Vermögen des Heeres in kommunistischem Sinne verwaltete und dem einzelnen Rosaken nur das zum Leben Erforderliche ausbedingte. Für die praktischen Bedürfnisse sorgte die Judenheit, die dem Heere ständig folgte. Wenn der Rosak haufte, so bezahlte er jedesmal mit der Summe, die er mit der Hand gerade aus der Tasche griff; war kein Geld da, so nahm er sich einfach, was er wollte, und prügelte überdies den Händler. Natürlich fehlten bei der völligen Aufhebung jeglichen Eigentums auch die Bande der Familie. Alle Rosaken waren unverheiratet. Nicht die Liebe, sondern Sotiel, wilde Tänze und sinnlose Teufelsgeleise bildeten die Unterhaltung in den kurzen Friedenszeiten. Die Streifzüge der sengenden und brennenden Horden ließen es der moskowsischen Politik ratsam erscheinen, die Rosaken in den Dienst des



Kast nach einem Gefecht in der Nähe von Verdun.

Stat. Gen. Sec. Kuchem.

Helman sämtlicher Seere ist der Zesarewitsch oder Thronfolger. Die Uniform besteht aus einem Waffenrock von dunkelgrüner oder dunkelblauer Farbe, Stiefeln, Mänteln und Mütze; nur die Ärmel und die Kniekehlen tragen die Zerkettel, einen langen Rock mit zwei Patronenröhren auf der Brust, und die hohe Lammfellmütze.

An dem Kriegsrühm ihrer Ähnen haben die heutigen Kosaken keinen Anteil. Der russische Generalsstab wird wohl selbst die Nutzlosigkeit des diebischen Gefindels eingesehen haben, das überdies einen Heeresballast bedeutet, der zur Kalamität werden kann. Im Frieden verwendet man die Kosaken mit Vorliebe bei inneren Unruhen, damit sie ihre berüchtigten Vagabunden in Fälschung setzen, und als Grenzschutztruppe, deren Nachschaffen von phantastisch gebauten Fiktionen ausstehen.

Die Bezeichnung Kosaken ist auch auf einen Teil der persischen Wehrmacht übertragen worden, nämlich auf diejenigen Truppen, die seinerzeit durch Offiziere der russischen Militärkommission in Teheran aus Untertanen des Schahs neu gebildet und ganz nach russisch-kosakischem Muster eingerichtet wurden. Sie umfassen — oder, weil das persische Heer gegenwärtig noch in einer vollständigen Umänderung begriffen ist, vielleicht richtiger: umfassen bisher eine berittene Brigade von vier Regimentern zu je 400 Mann und zwei Kompanien Fußkosaken zu je 150 Mann, die ganz und gar unter russischem Einfluß standen, bis sie 1908 unmittelbar dem persischen Kriegsminister unterstellt wurden. Die persischen Kosaken tragen die oben erwähnte Uniform der Kubankosaken (siehe das Bild Seite 380 oben).

Verdun.

(Siehe zu Bild und Karte auf dieser Seite.)

Die starke Festung Verdun, die das nördliche Ende der rund 80 Kilometer langen befestigten Maasstellung Toul—Verdun bildet (siehe auch Seite 264), gehörte früher zu Deutschland.

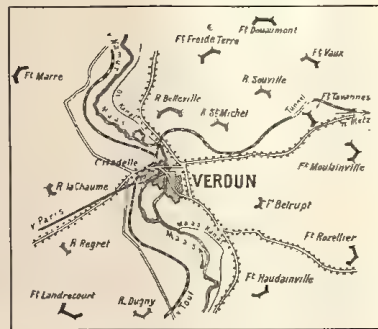
Im Vertrag zu Verdun fiel 843 die Stadt an Lotharingen, mit diesem bald an Ostfranken und damit zum Deutschen Reich, wo es bis 1552 verblieb. Damals kam es nach dem Siege Heinrichs II. mit Karl V. unter französische Herrschaft, endgültig aber erst 1648 mit Metz und Toul, als das von Uneinigkeit zersplitterte, durch den Dreißigjährigen Krieg entvölkerte Deutschland jeder Militär ausgerüstet war. 1870 wurde der Platz am 25. September eingeschlossen, vom 13. Oktober an belagert und kapituliert am 8. November mit 4000 Mann und 136 Geschützen.

Von der Maas durchflossen, beherrscht Verdun die Eisenbahnen Metz—Paris und Lyon—Toul—Nancy. Unten, die sich hier kreuzen. In den letzten Septembertagen fiel dort, wie schon auf Seite 380 geschildert, das tapfer verteidigte Sperrfort Camp des Romains, halbwegs Verdun—Toul gelegen.

Der so vollkommene deutsche Durchbruch trennt Verdun von Toul und ermöglicht, sobald dies nötig wird, die Einschließung dieser Plätze auch von Westen her. Im Anschluß

an Camp des Romains nach Norden liegen, ebenfalls auf dem rechten Maasufer, die Forts Troyon und, zwei deutsche Meilen von Verdun, Genicourt; sodann, 6 Kilometer südlich vom Mittelpunkt der Stadt, das Fort Haubainville und 4,5 Kilometer östlich von diesem das Fort Noellier. Halbwegs von letzterem nach Verdun zu das Fort Beltray. Genau eine deutsche Meile östlich der Stadt befindet sich das Fort Moulinville und nahe nordwestlich von diesem das Fort Lavanne. 4,5 Kilometer nördlich Verdun liegt das Fort Froide Terre und in der Mitte zwischen diesem und Fort Lavanne die Redoute Souville. Halbwegs von letzterem nach der Stadt zu bildet die Redoute St. Michel mit der ebenfalls nur 2—3 Kilometer nach Norden vorgeschobenen Redoute Belleville eine Zwischenstellung zwischen der tief im Kessel gelegenen, an sich nicht haltbaren alten Kernbesetzung und der Hauptkampfstärke Lavanne—Froide Terre, über welche man schließlich noch eine dritte, Baux—Douaumont, auf 9 Kilometer von der Stadt vorgeschoben hat. Auf dem linken Ufer der Maas liegt 7 Kilometer nordwestlich von der Stadt das Fort Marre, 4,5 Kilometer westlich die Redoute La Chaume, ebenfalls südwestlich die Redoute Regret, sodann aber weitere 3 Kilometer südlich von dieser das Fort Landrecourt und gleich östlich davon die Redoute Dugny.

Unter Redouten haben wir uns kleinere Forts vorzustellen, die aber zum Teil während der Vorbereitungen auf diesen langgeplanten Krieg zu richtigen Forts ausgebaut, zum Teil seit diesem Frühjahr durch Batterien und Schützengräben ergänzt, alle aber, samt den großen Forts, je nach den in Frankreich bekannt gewordenen Fortschritten unserer schweren Artillerie durch Betonbauten und stärkere Panzer modernisiert worden sind.



Die Festung Verdun und ihre Forts.



Der große Marktplatz in Metzeln mit Tausenden von belagerten Soldaten, die bei der Eroberung Metzelpasses gefangen genommen wurden.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Nach so vielen schönen Erfolgen unserer Schiffe kam am 18. Oktober eine betrübende Kunde. An diesem Tage wurde amtlich gemeldet:

„Am 17. Oktober gerieten unsere Torpedoboote „S 115“, „S 117“, „S 118“ und „S 119“ unweit der holländischen Küste in Kampf mit dem englischen Kreuzer „Undaunted“ und vier englischen Zerstörern. Nach amtlichen englischen Nachrichten wurden die deutschen Torpedoboote zum Sinken gebracht und von ihren Besatzungen 31 Mann in England gelandet.“

Der stellvertretende Chef des Admiralsstabes Behndt.“

Der geschützte englische Kreuzer „Undaunted“ lag noch

vor sechs Monaten auf der Helling. Sein Bau begann erst im Oktober 1912. Es muß also ungemein schnell gearbeitet worden sein, um das Schiff bereits jetzt in der Front verwenden zu können. „Undaunted“ ist ein geschützter Kreuzer, hat ein konfigurationsreiches Panzerdeck und außerdem, wie alle modernen geschützten Kreuzer, einen leichten vertikalen Seitenschuß von 76 Millimeter Stärke. Die Besatzung besteht aus zwei 15,2-cm- und sechs 10,2-cm-Geschützen, sowie vier 53-cm-Lancierrohren. Die Besatzung ist etwa 300 Mann stark. Die vier gegen unsere Torpedoboote aufgetretenen englischen Zerstörer „Dance“, „Dennis“, „Denton“ und „Dorset“ — liefen erst Anfang dieses Jahres vom Stapel. Sie sind sämtlich vom gleichen Typ und mit je drei 10,2-cm-Geschützen, sowie vier 53-cm-Lancierrohren bestückt. Die Besatzung besteht aus je 100 Mann.

Die vier deutschen Torpedoboote, die leider verloren gingen, waren im Gegensatz zu dem modernen englischen Material recht alte Fahrzeuge. „S 115“, „S 117“, „S 118“ und „S 119“ liefen in den Jahren 1902 und 1903 vom Stapel. Der Verlust von etwa 11 Offizieren und 300 Mann war sehr schwerwiegend, während der Material-

schaden bei unserem großen Torpedobootbestand weniger in die Waagschale fiel.

Infolge von Fischerbooten, die Augenzeugen dieses Gefechts waren, berichteten, daß sie nachmittags drei Uhr plötzlich heftigen Kanonendonner vernommen und bald darauf bemerkt hätten, wie die Geschosse über ihre Schiffe hinwegflogen. Einem Fischerdampfer wurde sogar die Schiffswand durch eine Granate zerklüftet. Die kämpfenden Schiffe sollen mit großer Geschwindigkeit gefahren sein. Doch auch ein Erfolg war uns am gleichen Tage beschieden. Es wurde gemeldet:

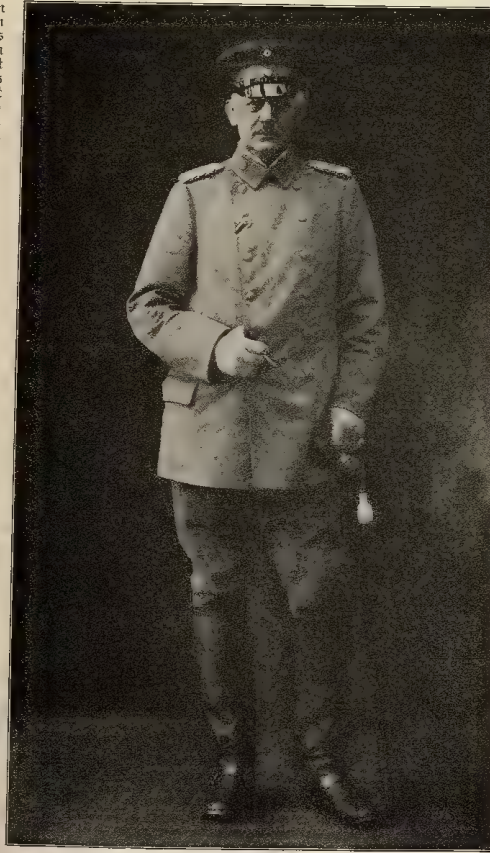
„Das englische Unterseeboot „E 3“ ist am 18. Oktober nachmittags in der deutschen Bucht der Nordsee vernichtet worden.“

Der stellvertretende Chef des Admiralsstabes Behndt.“

Weiteres erfährt man über diesen Vorgang nicht, und alle Nebenumstände bleiben unbekannt.

„E 3“ ist 1912 vom Stapel gelaufen. Es hatte eine Länge von 53,6 Meter und eine Besatzung von 27 Mann.

Bald sollte wieder der mit großem Erfolge von unseren Kreuzern „Emden“ und „Karlsruhe“ geführte Kaperkrieg die Augen der Welt auf sich und erfüllte uns mit ebensolcher Freude wie die Engländer mit schweren Sorgen. Wo blieb das „Geschäft“, wenn den Engländern, den Beherrschern des Weltmeeres, der Handel durch deutsche Kreuzer abgeschnitten wurde? Am 22. Oktober telegraphierte der Londoner Agent in Colombo an die britische Admiralität, daß sechs britische Dampfer, „Gilla“, „Troilus“, „Benbow“, „Clan Grant“ und der für Tasmanien bestimmte Bagger „Polyabbel“, von dem deutschen Kreuzer „Emden“ versenkt und der Dampfer „Erford“ gefaßt worden seien. Aber nicht genug damit. Schon am Tage darauf meldete das Reutembüro aus Las Palmas, daß der deutsche Dampfer „Atrevida“ in Senegal mit vier Mannschaften von dreizehn britischen Dampfern



Generaloberst v. Moltke, im Beginn des Krieges Chef des Generalstabs der deutschen Armee.

Nach einer Aufnahme im Großen Generalstab von G. Krenzel, Koblenz.

Amerikan. Copyright 1915 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

an Bord eingelaufen sei, die der deutsche Kreuzer „Karlsruhe“ im Atlantischen Ozean versenkt hatte. Der gesamte Raumgehalt der versenkten Dampfer belief sich auf 60.000 Tonnen. Ferner erfuhr man am 24. Oktober, daß bereits vier Tage früher der englische Dampfer „Giltia“ an der norwegischen Küste von einem deutschen Unterseeboot durch Öffnen der Ventile versenkt wurde, nachdem die Besatzung das Schiff auf Aufforderung in den Schiffsbooten verlassen hatte. Es ist einleuchtend, daß derartige Verluste, die die englische Handelsflotte erlitt, der englischen Wehrkraft ebenso schwere Wunden schlugen, wie die Vernichtung von einem oder zwei großen Kreuzern. Das Wirtschaftsleben Englands wurde durch diese Kapereinfälle unserer Kreuzer so schwer geschädigt, um die englische Blockadestrategie darüber berätigt, daß man bereits überall in England den so leidenschaftig heraufbeschworenen Krieg zu vermeiden anfangte. Das war mehr, als man voraussehen konnte. Einer Schätzung der englischen Admiralität zufolge sollten sich im Atlantischen, Großen und Indischen Ozean acht oder neun deutsche Kreuzer befinden, zu deren Auffindung und Vernichtung über fliegende englische, japanische, französische und russische Kreuzer, ungerichtet die Hilfskreuzer, zusammenwirkten.

Nach einer in Petersburg erschienenen Verlustliste wurde Ende Oktober die Besatzung eines Torpedobootes vernichtet. Unter den Vernichteten befanden sich sechs Offiziere. Man glaubte, daß das Boot gesunken sei, aber Erzählungen von drei Geretteten ließen darauf schließen, daß es auf eine Mine gelassen war.

Neben zahlreichen Handelsschiffen hat die „Enden“ sich mit Erfolg auch an Kriegsschiffe gewagt: sie vernichtete, wie schon auf Seite 255 mitgeteilt, Ende Oktober den russischen Kreuzer „Schernyschug“ und den französischen Torpedojäger „Yverville“.

Ein weiterer erfreulicher Erfolg unserer Marine besteht in der Vernichtung des englischen geschützten Kreuzers „Hermes“. Dieser wurde am 31. Oktober acht Uhr morgens, als er von Dünkirchen kam, im Kanal von einem deutschen Unterseeboot beschossen und versank nach 45 Minuten. Torpedojäger, die zu Hilfe eilten, retteten den größten Teil der Besatzung, bis auf etwa 40 Mann. In Dover herrschte über den Verlust des Kreuzers große Trauer. In der Stadt und auf den Schiffen im Hafen wehten die Flaggen halbmast. Der größte Teil der Besatzung des gesunkenen Kreuzers war in Dover beheimatet. Von englischer Seite stellte man den Verlust des alten Kreuzers als unbedeutend hin. Die Bedeutung bestand aber für uns darin, daß die englischen Kriegsschiffe sogar in dem von ihnen bisher beherrschten Kanal nicht mehr vor den Angriffen der deutschen Unterseeboote sicher waren. Auch das ganze Ausland war erstaunt darüber, daß unsere Unterseeboote sich in den Kanal hineinwagen, und für die Engländer war es eine Lehre, in dieser Gegen nicht etwa neue Schiffe den Angriffen unserer Unterseeboote auszusetzen. Der Kreuzer „Hermes“ wurde im Jahre 1899 in Dienst gestellt und war mit elf 15,2-cm-, acht 7,6-cm-Geschützen, zwei Maschinengewehren, sowie zwei Unterwasser-Torpedolancierrohren von 45 Zentimeter Kaliber bestückt; seine Besatzung bestand aus 418 Mann. Welches Unterseeboot den englischen Kreuzer vernichtet hat, ist nicht bekannt geworden.

Ein Unglücksfall betraf unsere Marine am 4. November. In der Tage geriet S. M. großer Kreuzer „Yord“ auf eine deutsche Heerminenpiste und fand bald darauf. Obwohl die Rettungsarbeiten durch diesen Unfall sehr erschwert wurden, konnten etwa 400 Mann gerettet werden. Der Kreuzer „Yord“ ist 1904 vom Stapel gelaufen und hatte eine Besatzung von 633 Mann.

Prinz Ludwig von Battenberg, der Lord der britischen Admiralität, mußte sich wegen seiner deutschen Abstammung manderlei Angriffe der englischen Presse gefallen lassen, obwohl seine feiner Handlungen dazu Anlaß gegeben hatte, an seiner englisch-nationalen Gesinnung zu zweifeln. Er wurde durch Lord Fisher ersetzt, einen 76-jährigen Veteranen von rücksichtsloser Energie. Dieser erwartete alles von der Gewalt. Seine erste Anordnung war die bereits erwähnte Sperrung der Nordsee durch Minen, womit er den Protest aller neutralen Staaten herausforderte. Sprach schon diese Einführung in sein Amt nicht zu seinen Gunsten, so erregte es noch viel peinlicheres Aussehen, als gerade nach

seinem Antritt ein Ereignis eintrat, das den britischen Stolz ganz besonders verletzen mußte. Seit einem Jahrhundert hatte es kein Feind gewagt, die englische Küste anzugreifen. Der Boden Englands schien geheiligt zu sein, den Deutschen aber war es vorbehalten, dieses Heiligtum zu verletzen. Dies zeigt folgende amtliche Meldung:

Am 3. November nachts um unsere großen und kleinen Kreuzer einen Angriff auf die englische Küste bei Yarmouth. Sie beschossen die dortigen Küstentürme und einige kleinere Fahrzeuge, die in der Nähe vor Anker lagen und augenscheinlich einen Angriff nicht erwarteten. Starke englische Streitkräfte waren zum Schutze dieses wichtigen Hafens nicht zur Stelle. Das unseren Kreuzern folgende englische Unterseeboot D 5 ist, wie die englische Admiralität bekannt gibt, auf eine Mine gelaufen und gesunken.

Der Chef des Admiraltabes v. Pöhl.

An dem genannten Tage wurde die Bevölkerung von Lowestoft und Yarmouth in aller Frühe durch heftigen Kanonendonner geweckt. In düstern Nebel, 10 Meilen von der Küste entfernt, feuerten sieben oder acht deutsche Schiffe auf die britischen. Die Kanonade war so lebhaft, daß die Häuser erschüttert wurden und die Fensterscheiben zerprangen. Von den Klippen sah man die Kanonen auslösen und Granaten nahe der Küste ins Meer fallen. Während des Gefechts fürchtete die militärische Obrigkeit offenbar einen Landungsversuch der Deutschen. Die Truppen mußten antreten. Sie empfingen scharfe Patrouillen und besetzten die Wege von der Küste nach der Stadt Yarmouth. Als englische Kreuzer und Torpedojäger herankamen, dampften die deutschen Schiffe weiter, doch hörte man im Laufe des Vormittags bei Lowestoft lebhaften Kanonendonner. Nach einiger Zeit kam das Wachtschiff „Halcyon“ beschädigt mit Verwundeten an. Wie nahe an die Küste unsere Schiffe gelangten, geht schon daraus hervor, daß ein Schrapnell in der Nähe der Promenade von Yarmouth in den dortigen Festungsturm (Beal) traf.

Welchen Schaden die deutschen Granaten an der englischen Küste erzwungen hatten, ist daraus zu sehen, daß man sich veranlaßt sah, am 4. November eine amtliche Berichtsnote zu verbreiten. Das Kriegsamt teilte an diesem Tage mit, nichts rechtfertige in der gegenwärtigen Lage die Annahme, daß eine Invasion wahrscheinlich sei oder bevorstehe. Verschiedene Verteilungswerte, die im Vereinigten Königreich erlitten worden seien, bedeuteten nur notwendige Vorsichtsmaßnahmen, die jede Seemacht in Kriegszeiten ergreife. Die Verhöre wurde Wahrung erteilen, wenn der Feind eine Invasion versuchen würde.

Mit dieser ersten Beschießung eines wichtigen englischen Küstenplatzes war in der Tat die Gefahr einer deutschen Invasion in greifbare Nähe gerückt. Die deutsche Marine war also doch kein Luxusartikel oder Spielzeug, als das sie die Engländer in ihrem Hochmut früher hingestellt hatten. Man mußte allen Ernstes mit ihr rechnen, obwohl die Engländer noch die russische, französische und japanische Marine zu ungeschätzten zählten. Diese Erkenntnis wurde sehr bald durch einen größeren Seetakt an der chinesischen Küste furchtbar bekräftigt. Wie wir schon erwähnten, hatten sich über fliegende englische, französische, japanische und russische Schiffe auf die Jagd gemacht nach den deutschen Kreuzern, die dem englischen Handel so schwere Wunden geschlagen hatten. Besonders unsere „Enden“ war es, die den Gegner zu höchstem Eifer reizte, aber mit dem Erfolge, daß die Jäger bald zu Gejagten und Vernichteten wurden. Die Seeschlacht, von der hier die Rede ist, hat sich allerdings schon vor der Beschießung der englischen Küste ereignet, aber erst am 6. November verbreitete unser Admiraltab folgende amtliche Meldung:

Nach einer Meldung des amtlichen englischen Pressebüros ist am 1. November durch unser Kreuzergeschwader in der Nähe der chinesischen Küste der englische Panzerkreuzer „Monmouth“ vernichtet und der Panzerkreuzer „Good Hope“ schwer beschädigt worden. Der kleine Kreuzer „Glasgow“ ist ebenfalls entkommen. Auf deutscher Seite waren beteiligt: S. M. große Kreuzer „Schernyschug“ und „Friedrich“ und S. M. kleine Kreuzer „Königsberg“, „Leipzig“ und „Dresden“. Unsere Schiffe haben aufeinander nicht gefeuert.

Der stellvertretende Chef des Admiraltabes Behne.

Auch diese Meldung eines größeren Erfolges Deutschlands zur See kam nicht ursprünglich aus englischer Quelle. Erst einige Tage später ließen Nachrichten von Augenzeugen ein. — Hiernach hatten die Geschlechter Geschwader offenbar den Wunsch, es zu einer Schlacht kommen zu lassen. Wir haben darüber bereits auf Seite 354 berichtet und lassen hier noch einige Angaben über den Befehlshaber unseres Geschwaders folgen, dessen Bild unsere Leser ebenfalls wie eine Karte zum Schauplatz des Seengefechts auf Seite 355 finden. Vizeadmiral Graf v. Spee wurde am 22. Juni 1861 in Kopenhagen geboren und gehört unserer Marine seit Frühjahr 1878 an. Als Leutnant zur See war er 1884/85 an Bord der „Möwe“ kommandiert. 1897 wurde er, nachdem er 1892 zum Kapitänleutnant aufgerückt war, Flaggkapitän bei dem Kommando der aus Anlaß der Weltkriegseröffnung des Reichsgeschwaders gebildeten 2. Division des Kreuzergeschwaders, die unter dem Befehl des Vizekönigs Friedrich im Dezember 1897 die Ausreise antrat. Später war er als Kommandant Kapitän.

Erster Offizier des Vizekönigs, „Brandenburg“ und mit diesem Schiff anlaßlich der Chinawirren wieder in Ostasien tätig. In die Heimat zurückgekehrt, war er als Flaggkapitän und Kapitän zur See Dezzern bei der Waffenabteilung des Reichsmarineministers. Hierauf besetzte er das Vizekönigsschiff „Mittelschiff“ und wurde 1908 Chef des Schabes beim Kommando der Nordsee-Flottilie. Nachdem er dann zweites Admiral der Aufklärungsflotte gewesen war, wurde er im September 1912 mit der Führung des Kreuzergeschwaders beauftragt. Anfang 1913 erfolgte seine Ernennung zum Vizeadmiral und damit zum Chef des Geschwaders. Er sollte in diesem Herbst, da die Zeit seines Kommandos abgelaufen war, in die Heimat zurückkehren und hatte bereits in dem Konteradmiral Gadeke einen Nachfolger erhalten. In der Seeschlacht bei den Falklandinseln, über die wir noch berichten werden, hat der tapferere Admiral dann den Heldentod des Seemanns gefunden.



Vizeadmiral Graf v. Spee. (Quelle: Bildnis aus dem Reichsanzeiger.)

„Jungen“. In der ganzen Welt machten die Taten unserer Marine den Eindruck, den der „Neuen Vaterländischen Courant“ in folgenden Worten zusammenfaßt: „Die deutsche Kriegesflotte vollbrachte in den ersten 93 Kriegstagen große Taten, während die Flotten der Bundesgenossen nicht einen Erfolg erzielen konnte, der nur eingemessen mit ihrer Uebermacht im Einklang steht. Bei den Augenstrebenden kann das Gebahren der deutschen Seestreitkräfte nur Sympathien erwecken, die dem Schwächeren entgegengebracht werden, der sich seiner Haal tapfer gegen einen übermächtigen Feind wehrt.“

Der österreichisch-ungarische Seefrieg ist auf das Adriatische Meer beschränkt. Am 1. September wollte, wie die Franzosen berichteten, die französische Flotte Cattaro beschossen und dabei „großen Schaden“ angerichtet haben.



Österreichisch-ungarische Truppen in ihren in die Erde eingegrabenen Schützengruben bei Doggerbank.

Tugendwelche Einzelheiten melden* die französischen Blätter nicht, aber es war bekannt, daß die französische Flotte bis dahin weiter nichts ausgerichtet hatte, als die Zerstörung des alten österreichisch-ungarischen Kreuzers „Jentia“ (vgl. Seite 179). Über die neue Flotte der französischen Flotte wurde nun unterm 3. September in Wien amtlich bekanntgegeben:

„Am 1. September morgens erschien die französische Mittelmeerflotte, bestehend aus sechzehn großen Einheiten, nämlich Schlachtschiffen und Panzerkreuzern, sowie zahlreichen Torpedobootfahrzeugen, auf große Entfernung vor der Einfahrt in die Bucht von Cattaro. Sie gab vierzig Schüsse aus schwerem Kaliber gegen das veraltete Fort auf Punta d'Ulivo ab, ohne den dortigen Werken Schaden zuzufügen. Von der Belagerung wurden drei Mann leicht verwundet. Die Flotte dampfte nun eine Zeitlang in nordwestlicher Richtung und wandte dann in südlichem Kurs, anscheinend, um die Adria zu verlassen. Es handelt sich daher offenbar um eine wirkungslose Demonstration der französischen Streitmächte an unserer südlichen Küste.“

Nach privaten Meldungen soll Anfang September der englische Kreuzer „Warrior“ im Adriatischen Meerbusen auf eine österreichische Seemine gelaufen und vernichtet worden sein. Amtlich wurde darüber nichts bekanntgegeben, es kommt aber an dieser Meldung nicht gezweifelt werden, weil man zahlreiche Rettungsgürtel sowie havarierte Rettungsboote fand und Leichen englischer Matrosen an Land gespült wurden. Der Panzerkreuzer war ein Schiff der Jahresklasse 1905 mit 34 Geschützen und 720 Mann Besatzung.



Eine österreichische Batterie in gelber Verkleidung.

Gegen Mitte September tauchte ein Gerücht auf, wonach an der Adria ein Seegefecht zwischen der österreichisch-ungarischen und der englischen Flotte stattgefunden haben sollte, das für die Engländer ungünstig abgelaufen sei. Entstanden ist das Gerücht aus der Tatsache, daß in den Hafen von Brindisi mehrere beschädigte englische Torpedobootzerstörer einliefen. Näheres über dieses Seegefecht wurde nicht bekannt, und ebenfalls nicht, wo diese englischen Torpedobootzerstörer sich ihre Beschädigungen geholt hatten. Die französische Flotte, die bei all ihren Maßnahmen gegen Österreich-Ungarn immer nur auf den Hafen von Cattaro abgesehen hatte, wo sie den Montenegro Hilfe bringen wollte, fand sich am 19. September wieder dort ein. Näheres darüber berichteten wir schon auf Seite 238.

Ihr Vorgehen hier war durch besondere Roheit aus-



Französische Artillerie und französische Flugmaschine im Felde.

Phot. Arch. photo. Paris.



Phot. Arch. photo. Paris.

gezeichnet. Sie begnügten sich nicht damit, die Leucht- vorrichtungen zu zerstören, sondern plünderten auch den Leuchtturmwächter vollständig aus, ja sie schenken sich nicht einmal, das Trintwasser auf der Insel durch Verunreinigung unbrauchbar zu machen.

Von Cattaro begaben sich die Franzosen in die südliche Adria, zu der etwa ein Drittel Quadratkilometer großen Insel Pelagosa, einem Eilande, das dem internationalen Wetter- und Leuchtturmbienst gewidmet ist. Die kleine einsame Insel ist arm an Pflanzenwuchs und nur von der Familie des Leuchtturmwächters, etwa einem Duzend Menschen, bewohnt. Militärischen Wert besitzt sie nicht. Aber Krieg ist Krieg, und da suchten eben die Franzosen zu schaden, wo sie konnten.

Jedenfalls vermochte die englisch-französische Flotte, die im Adriatischen Meer an der dalmatinischen Küste kreuzte,

die Arbeit der österreichisch-ungarischen Schiffe nicht zu beeinträchtigen, die in Gegenwart des Feindes sich durchaus frei bewegten. Die Beschädigung von Antivari durch die österreichisch-ungarische Flotte, die am 28. September gemeldet wurde, erfolgte durch ein Geschwader, das aus sechs größeren Torpedobooten und einem der Monarch-Klasse angehörenden Kreuzer bestand. Die f. u. i. Schiffe bombardierten bei Molje-wiska die besetzte montenegrinische Küste und gaben Schüsse auf die Festung Antivari sowie auf Antivari selbst ab. Dann führen die österreichisch-ungarischen Schiffe vor Spizza. Hier hielten sie eine neu erschienene französische Flotte, die in großer Übermacht herandampfte. Das Geschwader zog sich darauf in eine geschützte Stellung zurück.

Am 4. Oktober erschienen drei französische Panzerkreuzer vor dem Hafen von Cattaro und nahmen sofort das Bombardement auf die Forts der Bucht von Cattaro auf. Das Fort Sulica erwiderte das Feuer, das bis abends dauerte. Die Beschädigung der Forts war gering. Dagegen sollen zwei Kreuzer, die während der letzten drei Jahre gebaut wurden, erheblich beschädigt worden sein; zum Teil waren die Maschinen zerstört und die Schornsteine zertrümmert. Die beiden Kreuzer fuhren langsam im Schleppplan anderer Kreuzer nach dem Kanal von Korfu.

Mit solchen zwecklosen Säbelerien verschwendete die französische Flotte ihre Munition und wurde hierbei zuweilen auch von den Engländern unterstützt. Bei dem Mangel eines Flottenstützpunktes im Adriatischen Meer können unsere verbündeten Feinde kaum etwas Nennenswertes zur See gegen Österreich-Ungarn unternehmen, und so zeigt die



Schwere Feldhaubitzen im Kuppenwald beschießen die feindlichen Stellungen. Links und rechts im Vordergrund Biegetürme zum Schutze der Geschütze.

Phot. Arch. photo. Paris.

englisch-französische Flotte Österreich-Ungarn gegenüber das Bild großer Hilfslosigkeit.

Es ist selbstverständlich, daß, nachdem Lüttich und Namur gefallen und Brüssel im Besitz der Deutschen war, von einer belgischen Armee nur noch in Antwerpen die Rede sein konnte, wohnin sich alle Truppen zurückgezogen hatten. Das belgische Hauptquartier, das vorher nach Mecheln verlegt worden war, schlug seinen Sitz bereits vor dem Falle Namurs in Antwerpen auf.

Während der ersten drei Kriegswochen wütete in Belgien ein schrecklicher Frontkierkrieg, an dem sich auch Frauen und Kinder in bestialischer Weise beteiligten. Die Einzelheiten dieses Krieges sind nichts als eine Kette von Greueln, die die Empörung eines jeden gesitteten Menschen erwecken müßten (vgl. S. 40). Verderbliche Folgen hatte der Frontkierkrieg für die Stadt Löwen. Diese durch ihre Kunstschätze berühmte Stadt war bereits von deutschen Truppen besetzt und zwar ohne jeden Kampf, da sie ja nicht belagert ist. Bis zum 24. August herrschte in der Stadt völlige Ruhe. Unsere Truppen waren einquartiert wie in Lüttich und Brüssel in in geordnetem Verkehr mit der Bürgerschaft. Am Dienstag, den 25. August, traf die Meldung über den Ausfall starker Kräfte aus Antwerpen ein.

Darauf gingen die Truppen aus Löwen rasch nach Norden ab zur Zurückweisung des Ausfalls mit Ausnahme des Landsturmbataillons Neuf, das zum Bahnhofs und zur Sicherheit in Löwen verblieb. Plötzlich überschüttete die bis dahin friedliche Bevölkerung aus allen Fenstern, aus Balkonen, von Dächern herab die in den Straßen befindlichen ahnungslosen deutschen Wägen, Kolonnen und durchmarschierenden Truppen mit Gewehr- und Mörserfeuer. Es entwickelte sich sodann ein fürchterliches Handgemenge, an dem die gesamte Zivilbevölkerung sich beteiligte. Unseren Soldaten gelang es in kürzester Zeit, der wüsten Herr zu werden. Leider ist auch bei diesem hinterlistigen Überfall viel deutsches Blut geflossen. Das Gebot der Selbstbehaltung verlangte hier, daß die Stadt Löwen, die schwere Schuld auf sich geladen hatte, sofort und unaufschieblich bestraft wurde.

In den ersten Nachrichten von den Kämpfen in Löwen hieß es, daß die ganze Stadt von den Deutschen vernichtet worden sei. Selbstverständlich baute die Presse unserer Gegner die Sache außerordentlich auf. Man hatte kein Wort der Verdamnung für die Frontkierrie, wohl aber schien der Beweis erbracht, daß die Deutschen die schändlichsten Barbaren seien, wenn sie es über sich brachten, diese an Kunstschätzen so überreiche Stadt zu vernichten. Wie sehr die ersten Meldungen übertrieben hatten, zeigt der folgende Bericht eines Augenzeugen, des Direktors der Deutschen Bank Dr. Helfferich:



Feldtelefon im Schützengraben. (H. v. Krosigk, Berlin.)

„Zerschossen und niedergebracht sind nur die stillen Viertel, wo nach der friedlichen Übergabe der Stadt unsere Truppen in heimtückischer Weise planmäßig und anhaltend beschossen worden sind, vor allem die Strahlenzüge, die vom Bahnhof und aus der Richtung von Tervuren nach dem Stadtinnern führen. Eine grollende Fronte des Schicksals will, daß die Straße von Tervuren nach dem Stadtinnern den Namen „Avenue des Joyeux“ (Festung des frühlichen Einmarsches) führt, wie nach auf den weiß-blauen Straßenbildern zu lesen ist. Alle Häuser in dieser Straße sind mit Angelpuren dicht überfärbt, ein Beweis, wie jedes einzelne Straßenviertel erkurnt werden mußte. Dagegen sind die ganze südliche Hälfte der Stadt und auch ein Teil des Westens so gut wie unversehrt geblieben. Zahlreiche Häuser tragen hier Inschriften wie: Hier wohnen gute Leute, bitte schonen! Das Rathaus, die Belle L'ouvains (siehe Seite 101), ist völlig erhalten. Es ist durch unsere Truppen gestreift worden. Offiziere, die an den Straßenkämpfen beteiligt waren, erzählen, daß unsere Leute die Dampfschiffe heroschoben, um den Brand der dem Rathaus benachbarten Häuser zu löschen und so dieses architektonische Kleinod vor dem Untergang zu bewahren. Sie führten das Rettungswort durch, obwohl sie bei der Vorfahrt fortgesetzt von den Löwenen Bürgern weiter beschossen wurden. Leider gelang es nicht, die wertvolle Universitätsbibliothek zu retten. Von der Rathshaus ist der Turm eingestürzt, das Schiff ist zerstört.“

Nach der Sonderberichterstattung der „Frankfurter Zeitung“ meldet, daß die Stadt Löwen zu einem Viertel zerstört ist und die Zahl der zerstörten Häuser 150 schwerlich übersteigt. Es kann nach allem dem nicht zweifelhaft sein, daß auch hier das deutsche Vorgehen lediglich ein Ausfluß bürgerlicher Notwehr gewesen ist. Mit der Befreiung Löwens war dem Frontkierkrieg in Belgien, von vereinzelten Fällen abgesehen, endlich ein Ziel gesetzt, da er nun nicht mehr, wie es früher zweifellos geschehen war, von der belgischen Regierung unterstützt wurde.

Deutschheres ging man jetzt daran, Belgien, soweit es von uns besetzt war, unter deutsche Verwaltung zu stellen. Schon am 1. September konnte die Zusammenlegung des Verwaltungskörpers bekanntgegeben werden.

Deutschland hatte sich also, trotz Antwerpen, in Belgien häuslich niedergelassen. Dies konnte um so eher geschehen, als von Frankreich aus ein ernstlicher Vorstoß kaum mehr zu fürchten war. Schon am 28. August hatte der Brüsseler Bürgermeister dem deutschen Kommandanten in Brüssel mitgeteilt, daß die französische Regierung der belgischen die Unmöglichkeit eröffnet habe, sie irgendwie tatkräftig zu unterstützen, da sie selbst vollständig in der Verteidigung gebunden sei. Generalgouverneur v. d. Goltz führte die Verwaltung ganz nach deutschen Mustern. Eine feiner Anordnungen, obwohl an sich weniger belangreich, wurde von den Deutschen in Belgien, der begleitenden Umstände wegen, mit besonderem Beifall aufgenommen. Die belgischen Ähren wurden eine Stunde zurück, also auf deutsche Zeit gestellt, und als ich einige Bürger Brüssels darüber befragte, erblickten sie zur Antwort, Deutschland müsse doch eine eindeutige Zeit haben. Schließlich gab man in Brüssel zu, daß im deutschen Generalgouvernement eine Manneszucht herrsche. Alle Zahlungen erfolgten in Gold oder in Anweisungen auf die Deutsche Reichsbank.

Als die wichtigsten militärischen Aufgaben der Deutschen in Belgien galt nunmehr die Eroberung Antwerpens, und es wurden alle Vorbereitungen getroffen, um dieses Bollwerk Belgiens zu Falle zu bringen. Schon Ende August und Anfang September staketen große Scharen der Zivilbevölkerung aus Antwerpen. Wie nötig es war, sich Antwerpens zu bemächtigen, dessen Besitz nach einem Wort Napoleons I. die Pistole auf der Brust Englands bedeutet, bewies unter anderem der oben erwähnte Ausfall gegen Löwen. Der Belagerung der Stadt ging aber noch eine Reihe anderer kriegerischer Maßnahmen vorher. So meldete das offizielle französische Depeschenbüro: „Am 28. August abends 11 Uhr beschloß die deutsche Artillerie während 40 Minuten Mecheln. Die Mehrzahl der öffentlichen Gebäude wurde be-

schädigt. Der Bürgermeister und die Schöffen, die sich im Rathaus aufhielten, flohen in die Keller. Nach Beendigung der Beschließung forderte die Gemeindebehörde die Bevölkerung auf, die Stadt zu räumen. Der Auszug der Bewohner vollzog sich in guter Ordnung. Viele flüchteten sich in die Kirchen, wo sie die Nacht zubrachten. Am folgenden Morgen 8 Uhr begann die Beschließung von neuem und dauerte bis mittags, wodurch die letzten Einwohner zur Flucht bewegt wurden. In den beschädigten Gebäuden gehören das Rathaus und die St. Petruskirche. Vom Münster St. Rombold, dessen Turm immer noch steht, wurde das berühmte Glodenpiel während der Beschließung zerstört. Die Forts von Maellhem, Waare und St. Catherine antworteten ebenfalls. Der Feind rüdte in Belgien nicht ein.“

Diese in der Hauptstadt erzeugte Meldung enthält doch, richtig gelesen, manches Wichtige. Wahr ist ihr, daß Mecheln allerdings beschossen wurde, aber nicht von den Deutschen, sondern von den Belgiern. Man beachte in obiger Darstellung, daß darin gesagt ist, das Feuer der Deutschen sei von den Forts Maellhem, Waare und St. Catherine erwidert worden. Die genannten Forts sind aber die Außenwerke von Antwerpen. Die Deutschen fanden vor Mecheln und beschossen über die Stadt hinweg die Antwerpener Forts. Von Antwerpen aus wurde das Feuer erwidert. Da aber die belgischen Festungsgeschütze nicht so weit trugen wie die deutschen, so fielen die Geschütze in die Stadt Mecheln. Offenbar lag dem die Absicht zugrunde, die Deutschen nicht in den Besitz der schönen, unzerstörten Stadt gelangen zu lassen. Mecheln, eine Stadt mit großer geschichtlicher Vergangenheit, war reich an herrlichen Kunstwerken: unter anderem hang es in seinen Mauern Gemäde von Rubens und van Dyck, unter den schönsten verdient namentlich das aus dem 15. Jahrhundert herrührende Schloßhaus hervorgehoben zu werden. (Siehe auch unsere Kunstbeilage.)

Am 5. September begannen die Deutschen die kleine belgische Festung Dendermonde (franz.: Termonde) zu beschließen. Sie liegt südwestlich von Antwerpen an der Schelde und hat als Knotenpunkt verschiedener Bahnen eine



Eine Westfront-Telephonstation im Schützengraben. (H. v. Krosigk, Berlin.)

gewisse Bedeutung. Schon wenige Stunden nach Beginn der Beschließung am 6. September ergab sich die Stadt. In einer amtlichen belgischen Meldung wurde darüber berichtet: „Die Garnison zog sich vor der Übermacht auf die Schelde zurück. Die Räumung der unbrauchbaren Festung hat auf die Verteilung Antwerpens seinen unmittelbaren Einfluß.“ Dem Berichterstatter eines holländischen Blattes gelang es, als früher vertrieben während des Kampfes um Termonde nach St. Nikolaas nördlich der Stadt zu entkommen. Er erzählt, daß ihm hier gewaltige Scharen fliehender belgischer Soldaten in voller Unordnung entgegenkommen seien. Termonde selbst hat er von weitem in Brand stehen. Die Deutschen hatten freien Durchzug verlangt. Der Bürgermeister und die Gemeindevertretung waren dafür, der Militärkommandant dagegen. Bei Tagesanbruch erschienen die Deutschen vor Termonde, das durch die Antwerpener Außenforts Millebroed, Londerzeel und Lebbeke geschützt ist. Die Belgier verteidigten ihre Stellung gut, doch mußten sie unter schweren Verlusten zurückweichen, und zwar so rasch, daß sie keine Zeit mehr hatten, die Brücke über die Schelde bei Summe zu sprengen. (Berichtigung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Zu den Kämpfen in den Argonnen.

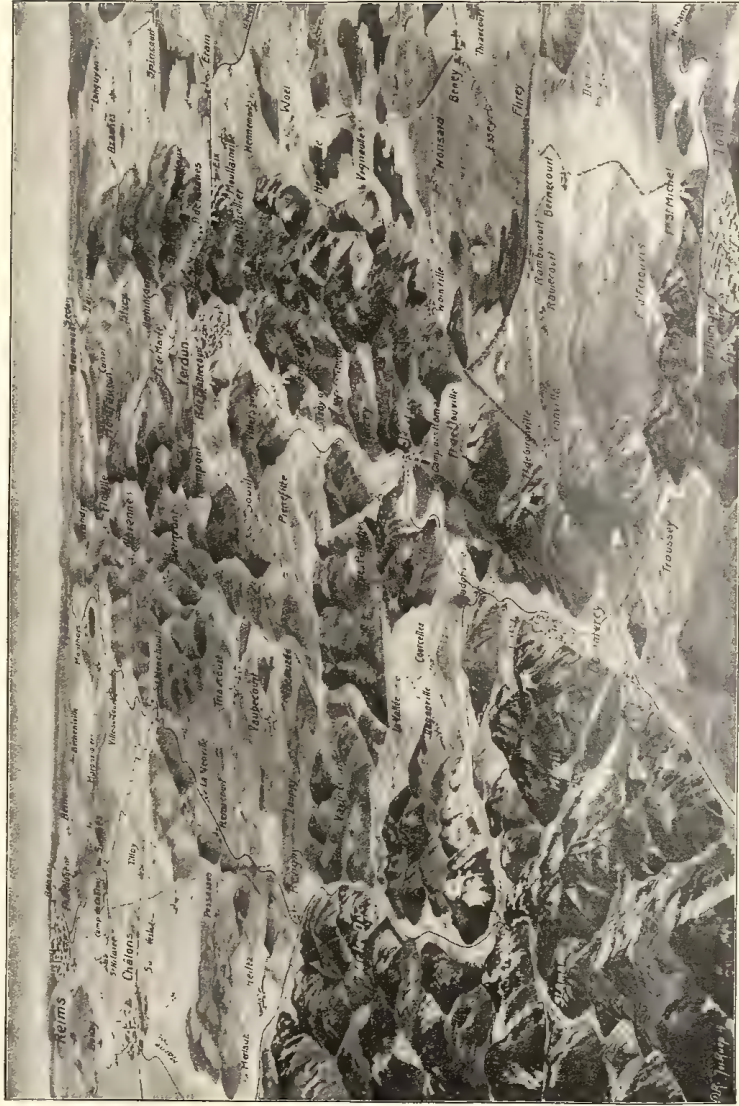
(S. 392 und S. 393)

In dem Argonnenwald, dem Schauplatz langandauernder, bestiger Kämpfe, hatten sich die Franzosen, wie schon auf Seite 374 kurz geschildert, in der Anlehnung an die starke Festung Verdun und an das große Truppenlager in Châlons gut verschanzt in Stellungen, aus denen sie nur schwer und mit den größten Opfern vertrieben werden konnten. Fast täglich kamen aus dem Großen Argonnen und ließen erkennen, daß es nur ein schrittweises Vorgehen war, das unsere braven Truppen in einem sehr schwierigen Gelände unter Aufbietung unerschütterlicher Tapferkeit und großen Kampfesmuten erzwingen mußten.

Meisterhaft hatten die Franzosen es verstanden, sich hier festzusetzen und alle Vorteile sich zunutze zu machen, die dieses Gelände mit seinen undurchdringlichen Unterholzungen einem vorwärtsstrebenden Gegner bietet. Der ganze Wald war durchgehends von Laufgräben und Wollgräben, von Baueken und Barrikaden, große Schanzengraben, die schon den stillen Waldweg zu beleben, da unsere Truppen hier in offenem Gelände vorgehen mußten, während die Franzosen von ihren gedeckten Waldstellungen das vorgelagerte Gebiet beherrschten. Deutscher Angriffs-

fähigkeit gelang es aber trotzdem, sich heranzuarbeiten und festen Fuß zu fassen. Ein Kämpfer schildert diesen Angriff recht anschaulich: „Nun waren wir aus der Laubau, die uns Deckung bot, heraus und gegen den Wald vorgerückt, als uns die feindlichen Infanteriegeschosse auf schon um die Ähren pfliffen. Die Franzosen schossen diesmal recht gut und fügten uns starke Verluste zu. Ich ließ den mir gegenüberliegenden Waldbrand beschließen, obwohl ich selbst mit meinem Glase von dem Gegner nichts entdecken konnte. Das ganze Gelände vor uns war dicht mit Strohhaufen bedeckt, die man ohne Glas für feindliche Schützen hätte halten können. Einzelne aus ihrer Deckung zurückspringende Franzosen verriet uns endlich ihre Stellung, die nun gehörig unter Feuer genommen wurde. Es dauerte dann nicht mehr lange, bis wir auf der ganzen Linie vorrücken konnten. Die feindliche Stellung wurde genommen, und bald war von den Franzosen nichts mehr zu sehen. Doch wurden wir jetzt unter heftigen Artilleriefeuer genommen, das schauerlich im Walde widerhallte. Trotzdem gelang es uns, unter unsäglichen Anstrengungen und Verlusten das eroberte Terrain zu behaupten.“

So weit die Schilderung des Angriffs, der sich auf der ganzen Front ähnlich abspielte. Doch nun begann in dem Waldgebiet erst ein blutiges Ringen Schritt für Schritt, das wochenlang anhielt. Sämtliche Waldwege waren, wie schon erwähnt, durch Verhau, Schützengräben und Barrikaden



Karte des Kriegsschauplatzes: Toul-Ardun-Nelms.



Erkennung eines Feuergebiets in den Argonnen.
Sich der Züge eines Aufmarsches gesichert von N. Süd.



In weit vorgeschobener Stellung durch das Feldtelefon in Verbindung mit dem Kommando.

gesperrt. Sogar auf Bäumen hatten die Franzosen ihre Maschinengewehre angebracht, von denen herab sie ein wirksames Feuer auf den Gegner eröffnen konnten. Überall im Walde waren geräumige Baumstümpfe mit Hochstützen errichtet, die erkennen ließen, daß sich die Franzosen hier für eine längere Verteidigung wohl vorbereitet hatten. Durch Sturmangriffe war aber im Walde eingestürzten Bäumen nicht bedacht worden, da in dem dicht verzweigten Unterholzgebüsch ein geschlossenes, kräftiges Vorwärtstreiben einfach ausgeschlossen war. Einer erfolgreichen Beschließung durch die Artillerie stellten sich ebenfalls große Schwierigkeiten in den Weg, und auch die Aufklärung durch unsere Pioniere verlief hier. So entspann sich denn ein Einzelkampf von Stellung zu Stellung, häufig Mann gegen Mann, ein gegenständliches Überleben, bei dem es bald vorwärts, bald rückwärts ging. Aber unaufhaltsam wühlten sich unsere Truppen hoch tiefer in den Wald ein, gewannen hier und dort an Boden in einem Kampfe, der an Romantik und Eigenart sonst nicht seinesgleichen hat. Wir haben", schreibt ein anderer Kampfteilnehmer, "hauptsächlich gegen die französischen Alpenjäger gekämpft, die eine sehr gute Truppe und vorzüglich für diesen Waldkampf vorgebildet sind. Sie gleiten durch das Strauchwerk der Wälder, ohne einen Laut hören zu lassen, und kämpfen mit der größten Fähigkeit. Wenn sie herankommen, da gibt es kein Pfeifen, keinen gestüßten Befehl. Alles ist still, bis sie sich mit der Wut von wilden Tieren auf uns stürzen. Von allen Seiten hegelt das Feuer auf uns ein, und wir denken manchmal im ersten Augenblick, daß in der Dunkelheit unsere eigenen Kameraden auf uns schießen. So kämpfen wir den ganzen Tag lang, hets in der Erwartung eines Überalles oder eines Hinterhaltes, und wir müssen furchtbar auf der Hut sein. Es herrscht ein aufregendes Gien und Ger, eine Atmosphäre der Spannung und der Überforderung, die bisweilen an die romantischen Abenteuer aus den Indianergeschichten und an die Kämpfe im Urwald denken läßt."

Besonders heftig waren auch die Kämpfe in der Umgegend der Forsthäuser, Blockhäuser und Umkleblungen, die, einzeln und verborgen im Walde gelegen, von den Franzosen zu kleinen Festungen ausgebaut

worden waren. Unter Bild auf Seite 393 sieht man einen Mann, der von Franzosen in einem Walde, umgeben von einem Haufen von Revolvergeschüssen, sich auf einen Baum zu stellen und auf einen Mann zu schießen. Die Franzosen haben die Deutschen in den Wald abgeführt, um sie zu töten. Sie haben sie plötzlich auf das mittlere Walde gelegene Gebüsch, in dem die Franzosen verblieben haben. Die Deutschen und Deutschen sind zu Schützen geworden, aus denen ein Haufen von Bügeln regnet auf die Franzosen, die niedrige gräbt. Da hilft kein Stutzen und Laufen, das Gebüsch muß genommen werden, soll der Angriff weiter vorwärts getragen werden können. Und mutvoll kurzen unsere braven Truppen vorwärts, nicht achtend der Mängel, die bald hier, bald da ihr Dasein finden. Aber schon ist die Tür erreicht, die mit mächtigen Rasenwurzeln eingeschlagen wird. Der Eingang ist erzwungen, und nun beginnt in den engen Gängen und Räumen ein heftiger erbitterter Kampf mit dem Bajonett, bis dem Feind die schließende Stellung genommen ist.

Wie Manen und Fusaren zwei französische Kavalleriebrigaden vernichteten.

(Siegens die Witter Seite 399 und 400.)

Wir ritten am 4. Oktober auf einer Landstraße in Frankreich in aller Ruhe dahin, wir: die Manen und das Fusarenregiment Nr. 1, nebst einer Abteilung Dragoner. Auf einmal kommt ein Meldebote dahergejagt und bringt die Nachricht, daß 2000 Meter vor uns zu feindliche Kavalleriebrigaden, also doppelt so viel als wir, geschickt worden sind. Wir ritten noch 500 Meter Schritt, dann stellten wir uns zugewandt auf. Und nun ging es im Galopp, die Lanze gefaßt und den Säbel am Gürtel, am Feind vorbei, vorwärts. Wie schlugen unsere Geigen! Ein jeder Arm, vorwärts. Dem Kameraden schnell ein einmal die Hand gedrückt, ein letztes, lüdes Gebet, dem treuen Pferde noch einmal den Hals gelockert, und dann hurra drauf los! Die Trompete ertönte in verstarbten Galopp. Bald waren wir in einer Landstraße, dann ging's über einen Hügel, und auf 200 Meter erblickten wir den Feind. Auch er kam im Galopp auf uns zu: wir hörten schon die Pferde schnaufen. Auf 100 Meter ruft unser Hauptwacht: „Rechts!“, auf 50 Meter links, wie er seinen Revolver zieht: ein Strich, und der Führer der französischen Kavallerie



Prinz Leopold von Bayern (X), der Führer der Kavallerie des Feindes, besetzt von einer Truppenbeschießung in sein Hauptquartier zurück.

sinkt getroffen vom Pferde. Ein furchtbarer Zusammenstoß erfolgt: Lanze gegen Lanze, Degen gegen Degen, Hieb gegen Hieb, Mann gegen Mann; dazwischen krachen in Bäumen Revolvergeschüsse. Ich sehe plötzlich, wie mein Wachmeister von acht Feinden umringt ist. Im Galopp hüme ich mit zwei Kameraden zu ihm. Wir heben ihn heraus, und in wenigen Sekunden liegen acht Feinde, junge Menschen, auf dem mit Blut getränkten Rasen. Unter Wachmeister ist frei, und weiter räumen wir vorwärts. Die Rängen haben die meisten von uns im Getümmel schon verloren.

Doch halt, was ist das? Die Trompete bläst zum Sammeln! Zurück geht es im Fluge. Der Feind, noch ohne rechte Bestimmung, jagt 50 Meter hinter uns her. Er höst Lufte aus, denn er glaubt, er hätte uns in die Flucht geschlagen, und freut sich offenbar. Er hat keine Ahnung, was Sekunden später mit ihm geschieht.

Rechts neben uns ist eine Landstraße. Dort halten in Deckung was wir selbst nicht gewußt haben — acht Maschinengewehre. Ihr unheimliches Knallen ertönt,

Meister, wurde erst in letzter Zeit wieder ausgegraben. Aber auch die Verwendung solcher Geschosse „im Felde“ ist neu. Im Kriege 1870/71 wurden sie nur vor Festungen von uns verwendet und nur von der Fußartillerie bedient. Jetzt aber hat auch die Feldartillerie Schanzen, und zwar jedes Armeekorps eine Abteilung von drei Batterien zu sechs Geschützen.

Man hat sich nur schweren Herzens dazu entschlossen, in die Feldartillerie wieder zwei veraltete Kaliber einzuführen, nachdem man gerade erst dadurch eine Vereinfachung erreicht hatte, daß man der zeitveränderlichen Geschütz wie der fahrenden gab. Man ist also wieder mit der Verschiebenartigkeit der Bestimmung zweier Kaliber zu rechnen. Nach der Mannschaftsfrage wird bei zwei Kalibern schwieriger, da man immer fragen muß: „Ist der Mann an der Kanone oder an der Schanze ausgebildet?“ Das schlimmste aber ist im Kriege der Munitionserfolg: das größere Kaliber braucht andere Geschosse und andere Ladungen, also andere Verpackung, andere Munitionskolonnen, und es kann im Schlachtfeld vorkommen, daß der Schießbedarf gerade



Aus der Verteidigungsstellung von Toul überlaufene französische Soldaten werden durch englische Schiffe als Gefangene abgeführt.

und Mann für Mann mähren sie nieder. Wir machen halt. Karabiner heraus, und auch unsere Äußerst laufen zwischen die Feinde. Jetzt, wie sie merken, daß ihrer immer weniger werden, reihen sie nach links aus. Keine 300 Meter von uns liegen zwei Kompanien Infanterie, die nehmen sie in Empfang. Langsam, aber sicher schießen deutsche Büchsen; für den Feind ist kein Durchkommen. Er will zurück und den Weg über den Marnekanal nehmen, woher er gekommen ist. Doch der Weg ist von vier deutschen Maschinengewehren besetzt. Diese halten dazwischen und hören nicht auf, bis der letzte Mann vom Pferde sinkt. Die sich uns zuwenden, fielen unter den Schüssen unserer Karabiner. Das alles hat knapp eine Stunde gedauert. In dieser kurzen Zeit haben 3000 Feinde ihr Leben lassen müssen.

Unsere Schanzen.

Von Major a. D. Schmalz.
(Siegens die Witter Seite 399 und 400.)

Unsere Artilleristen von 1870 wird das Wort kaum gefällig gewesen sein, denn der schöne alte Name für die „kurze Kanone“, also das Mittelstück zwischen Kanone und

dort steht, wo man ihn braucht, weil er sich verfahren hat und zu dem anderen Kaliber gelangt ist.

Was hat uns nur doch dazu bewegen können, uns die Sache so zu erschweren? Es waren die Erfahrungen, die unsere lieben Freunde, die Russen, bei Plesna 1877 gemacht hatten, wo sie sich gegen die beständige Feststellung Osman Paschas vom 20. Juli bis 10. Dezember blutige Kämpfe hielten. Der Grund war, daß die Türken in ihren Gräben gegen die flach schießenden russischen Kanonen durchaus sicher saßen und, wenn die Russen nach einer Schellenanode stürzten, ungeschwächt aufstanden und die biden russischen Sturmtruppen mit ihrem Infanterieschnellfeuer niedermetzten. Die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gingen mit Versuchen hin. Die Erfindung eines Doppelschüßers, der das Geschütz sowohl beim Aufschlag wie in der Luft zum Sprengen bringen konnte, ermöglichte die Abschaffung der alten Pulvergranate zugunsten des Schrapnells, aber die Hoffnung, durch ein neues Geschütz, die Sprenggranate, später einfach „Granate“ genannt, um zweierlei Kaliber heranzuführen, führte zur Einführung dieses Geschosses, das man in der Luft über dem feindlichen Schützengraben sprengen wollte. Während nämlich das mit Schwarzpulver geladene Schrapnell



O. MERTE.
München.

Die Vernichtung zweier französischer Kavallerie-Regimenter durch deutsche Reiter am 4. Oktober 1914.
Nach einer Original-Fotografie von O. Merte.

bei der Feldartillerie seine Kugeln flach vorwärts wirft, gelang es, die Granate eine Sprengladung zu geben, die ähnlich dem Dynamit so heftig wirkt, daß man hoffte, die feinsten Panzergeschützten Schützengräben würden die Schützen im Graben treffen. Die Wirkung betrieblige aber nicht, und zwar hauptsächlich wegen der hohen Flugbahn der Karone, die man anderseits gegen ungedeckte, sichtbare Ziele, besonders solche in Bewegung, bei der Feldartillerie nicht entbehren konnte.

Das änderte sich durch endliche Einführung der Haubitze neben der Karone. Schon die leichte Feldhaubitze (10,5 Zentimeter), die flach und im hohen Bogen schießen kann, hat bei Vorgehen gegen Feldwerke eine recht gute Wirkung. Man hat noch nicht gesehen, wie sie sich in diesem Kriege bewährt hat. Dagegen haben wir Nachrichten über die vorzügliche Wirkung der schweren (15 Zentimeter) Feldhaubitze, die von der Fußartillerie geführt wird und, von schweren Kaniblen gezogen, der Feldarmee zugeteilt ist. Dieses Geschütz führt nur eine Art von Geschossen, nämlich die Granate, nur mit einem Aufschlagzünder. Die Granaten werden nur in hohem Bogen geschleudert und haben Granatfüllung 88, die wie Dynamit wirkt. Wo eine solche Granate einschlägt — und das mit Hohlzünden versehen, schnell leuchtende Geschütz hat eine sehr gute Treffgenauigkeit — da wächst kein Gras mehr. Mehr als das: die große Durchschlagskraft des schweren und mit großer Geschwindigkeit auftretenden Geschosses bringt in das Ziel ein, um es durch die heftige Gaswirkung der entzündeten Sprengladung auseinanderzureißen. Es wurde schon erwähnt, daß diese Ladung dynamitähnlich wirkt. Das Dynamit, das aus Glycerin hergestellt wird, ist aber gefährlich, sowohl gegen Städte wie gegen Temperaturen, wechsell empfindlich, und so zu Selbstentzündungen geneigt. Es wird deshalb bei uns nicht mehr verwendet, auch die Pioniere gebrauchen zu ihren Sprengungen ebenfalls Sprengmischung, reine Pikrinsäure, die auch in härteren zum Gelb- und Grünfarben verwendet wird. Bei den Franzosen heißt das Sprengmittel Melinit. In anderen Ländern gibt es Noburit, Ekstall usw., die in der Wirkung ähnlich sind. Der Luftdruck der plötzlichen Gasentwicklung dieser Ladungen ist so stark, daß allein schon durch ihn lebende Wesen, auch wenn sie nicht getroffen sind, schwere Schäden, besonders der Nerven, davontragen können.

Batterien der schweren Feldhaubitze werden von dem Oberkommando der betreffenden Armee meist einer Infanteriedivision zugeteilt, bei der sie eine für sie passende Tätigkeit ausüben können. Meist wird dies die Zerstörung einer Festung oder von Festanlagen sein, aber auch in der offenen Feldschlacht ist ihre Mitwirkung erwünscht, zum Beispiel zum Betäupfen der feindlichen Artillerie



Der Zerstörer der Österreich 1914.
In jeder heimliche unter den Österreichern haben sich heute wohl eine Art von Kriegszustand. Mit diesen unteren verhält sich und, wenn auf einem Bild, die allgemeine Kriegslage und was sich, wenn unsere Kräfte weiter in das Ausland vorrücken.

über dem „Sturmreifmagen“, wie es so schön heißt, eines Dorfes. Darunter versteht man, den Dorfrand damit mit Granaten zu zudecken, daß die Verteidiger durch den feindlichen Beschuss ihrer Deckungen, das Geleise der Eisenbahnen, den Gehalt der Gase und den Brand der Häuser in einem Grade erschüttert sind, daß sie unserer stürmenden Infanterie keinen bedeutenden Widerstand mehr leisten können.

Unsere Haubitzen nennen das Vernichten feindlicher Feldbatterien durch die wie Sammelgeschosse auf sie wirkenden Granaten: „Wie haben sie vernichtet.“ Der Ausdruck kommt daher, daß eine schwere Granate nur ganz kurz, viel länger als ein Schrapnell, das mit Schwarzpulver gefüllt ist, einen Feuerchein zeigt, um dann eine große Rauchwolke, vernichtend mit Zielteilen, die in der Luft umherfliegen, zurückzulassen. Sie sind auch stolz darauf, daß die Gefangenen erzählen, sie hätten wohl der Feldartillerie handhaben, wenn aber die schweren Granaten kamen, fühlten sie sich verloren.

Generaloberst v. Moltke.

Von Generalleutnant v. D. Baron v. Moltke.

(Siehe das Bild Seite 398)

Der verstorbene Generalleutnant Graf Helmuth v. Moltke der Sieger in den Kriegen 1866 und 1870/71 ist vom deutschen Volke nicht nur mit dem Strahlenkranz des Ruhmes, sondern mit allen Auszeichnungen ruhmreicher und dankbarer nationaler Verehrung belohnt worden. Ein Teil der letzteren hat sich unwillkürlich auf seinen Wesen und Nachfolger, zu Beginn des Krieges Chef des Großen Generalstabes, Helmuth Johannes Ludwig v. Moltke, übertragen. Das Volk denkt ihn sich wie seinen großen Vorfahren als wortfassen, schweiger, der keine strategischen Entschlüsse mit unglücklicher Sicherheit trifft und zur Gelung zu bringen versteht.

Helmuth Johannes Ludwig v. Moltke wurde am 29. Mai 1848 zu Gersdorf in Mecklenburg-Schwerin geboren als zweiter Sohn des einzigen Bruders des späteren Generalleutnants. Sein Vater war Landrat und starb 1871. Die geistige Ausbildung erhielt der Knabe zunächst auf einem Realgymnasium, nach dessen Absolvierung als Pensionsjunker in das Füsilierregiment Nr. 86 in Rostock eintrat. Im Feldzug 1870 wurde er Leutnant. Der Friede brachte ihm zunächst die Verlegung in das Königsregiment Nr. 7 und 1872 in das 1. Garderegiment zu Fuß. 1876 bis 1879 war er als Oberleutnant zur Kriegsakademie kommandiert. Die Verlegung in den Großen Generalstab 1880 legte den Grund zu seiner Ausbildung als Generalstabsoffizier. 1881 erfolgte seine Beförderung zum Hauptmann. Ein Jahr später wurde er zweiter Adjutant bei seinem berühmten Vorfahren und verblieb bis zu dessen Tode 1891 in dieser Stellung. Während dieser Zeit, 1888, rückte er zum Major auf; der jahrelange, innige und vertraute Verkehr mit dem Generalleutnant brachte reiche und wohl benutzte Gelegenheiten, um dessen Gedanken, Wissen und Können sich selbst zu eigen zu machen, um so mehr, als der Feldmarschall im Kreise seiner Verwandten keineswegs der stille Schweiger war, sondern in angeregter Unterhaltung einen reichen Born aus seiner Gedankenwelt den gespannt aufhorchenden Zuhörern zuströmen ließ. Nach dem Tode seines Vorfahren wurde S. v. Moltke Generaladjutant des Kaisers und 1890 als Oberst Kommandeur des Kaiser-Alexander-Garderegiments Nr. 1. Diese Stellung hatte er bis 1899 inne und vertauschte sie dann bis 1902 mit der des Kommandeurs der 1. Gardeinfanteriebrigade. In diesem Jahre erhielt er als Generalleutnant und Generaladjutant des Kaisers das Kommando der 1. Gardeinfanteriedivision, wurde 1904 Generalquartiermeister und am 1. Januar 1906 als Nachfolger des hochverehrten Grafen v. Schlieffen Chef des Generalstabes und General der Infanterie. Am 27. Januar 1914 erfolgte seine Beförderung zum Generalobersten.

Auf den längst erwarteten Weltkrieg hat S. v. Moltke die Armee in fester Verbindung mit dem Kriegsministerium in ebenso sorgfamer und pflichttreuer wie genialer Art vorbereitet. Das Laienpublikum glaubt, es ließe sich ein Operationsplan für die ganze Dauer eines Feldzugs entwerfen. Diesen Glauben hat schon der alte Feldmarschall zu zerstreuen gesucht und ausgeführt, daß das erreichbare Ziel in der ungehörigen Vollendung des Aufmarsches der Armeen

liege, daß aber dann die Strategie in einer ununterbrochenen Folge von „Kompromissen“ bestehe. Jeder Akt der Kampfes erfordert je nach seinem Ausfall neue Entschlüsse. Diese folgerichtig zu fassen und auszuführen, ist die Kunst des Feldherrn. — Die zersplitternde Gefechtsart des ersten Kriegesmerkfalles hatte S. v. Moltke im Hinblick auf das Kräfteverhältnis gewonnen, so daß er die Geschäfte des Chefs des Generalstabes des Feldheeres anderen Händen überlassen mußte. Zu seinem Nachfolger wurde der Kriegsminister, Generalleutnant v. Gallenhan ernannt.

Die Operationsziele der Türkei.

Von Rittmeister a. D. Großmann.

(Siehe die Karten Seite 398 und 399, sowie das Bild Seite 400)

Von den drei Landesgrenzen der Türkei soll die europäische, von Bulgarien umsaunte hier auscheiden, da bei der heutigen politischen Lage dieses Land nicht zu den Feinden der Türkei zählt und wohl auch nicht zu ihnen zählen wird, solange der jüdische Zustand anhält und ein russischer Durchmarsch durch diese Zone als ausgeschlossen zu betrachten ist. Es bliebe also die Grenze am Kaukasus und die gegen Ägypten. An der ersteren erfolgten bereits Zusammenstöße mit dem Feinde; der Hauptangriff der Türken bewegte sich auf der Linie Erzerum — Kars vor und hatte nach den siegreichen Gefechten von Aghdara und Urmian sich die Grenze bereits überschritten; gleichzeitig war eine Rekonstruktion längs der Küste mit der Basis Trapezum gegen Batum eingeleitet.

Das Gebiet des Kaukasus ist, wie die politischen und militärischen Verhältnisse nun einmal liegen, das vorgezeichnete Kriegstheater, aber ein ideales oder auch nur ein „gangbares“ ist es nicht, ebensowenig wie für Rußland ein Vorstoß gegen Erzerum nach den weiten Gebieten Arme-

nien und darüber hinaus in das Massin von Anatolien hinein irgend etwas Verlockendes hat. Rußlands Ziel, Konstantinopel, ist nur erreichbar durch einen nördlichen Landangriff. Die unmittelbare Berührungslinie beider Mächte beträgt 400 Kilometer und wird von einem alpenartigen Bergland ausgefüllt, Armenien, dessen Hauptstadt Kars (russisch; in Haglöbde) und Erzerum (türkisch; 200 Meter höher) ein ungewöhnlich rauhes Winterklima haben. Als Zentralpunkt Armeniens ist Erzerum anzusehen, dessen militärische Bedeutung darin liegt, daß von hier die einzigen Straßen nach Kars und nach dem nordwestlichen Persien führen. Jenseits leitet die Schwelle von Tiflis hinüber zum Kaukasus, der einen sicheren Schutzwall für das europäische Rußland darstellt. Der Weg nach Tiflis und darüber hinaus auf der kaukasischen Seerstraße nach Makhadowas ist ungeheuer schwierig. Dann tritt man in ein unerblickliches, schwach bewohntes Steppengebiet ein, das sich am das kaspische Meer zur Wolgammündung dehnt. Aber auch der schmale Pfad langs der Küste, das unwirtliche Hochgebirge im Osten, die See im Westen, bildet seine Operationslinie, da man bis Novorossisk an die 400 Kilometer, einen höchst unsicheren, auf beiden Seiten gefährdeten Anmarsch hätte. Dann allerdings trafe ein türkischer Stoß auf ein wirtschaftlich sehr wichtiges Gebiet, den unteren Don mit Nowoslaw als Zentrum.

Das erstrebenswerte Ziel eines türkischen Einfalls ist zweifellos die Bahnlinie Batum — Batumi. In Tiflis schlägt das Herz dieses mit Naturschätzen gesegneten Gebietes; mit Batum hätte man den wichtigsten Handelsplatz des Ostens des Pontus in Besitz, und in Bata legte man die Hand auf diese an Erdöl so reiche Zone des östlichen Transkaukasus. Hier wäre das Jaretsch weit empfindlicher getroffen, als etwa durch eine Besetzung der endlosen Wolgasteppe.

Batum, die Roteschiffstadt, war einst türkisch und hieß



Skizze des türkisch-ägyptischen Kriegsschauplatzes.

Bathumi; 1878 sprach der Berliner Kongreß diese Eingangsporte Rußland zu. Tiflis mit seinen 250.000 Einwohnern ist der Hauptplatz dieser weiten Gebiete, bis hinab nach Persien; Batu ist durch sein Petroleum reich — alle drei also sehr begehrt.

Die Schwierigkeiten, die sich einem Eindringen der Russen in die lebenswichtigen Teile der Türkei entgegenstellen, sind aber gewiß nicht geringer als die vor den Osmanen sich türmenden Hindernisse, weil das wichtigste Gebiet der Türkei — Anatolien — weitab auf dem westlichen Teile der kleinasiatischen Halbinsel sich dehnt, und von hier aus gen Osten hohe Bergketten, von Wäldern durchsetzt, in der, wasserarmer Gegend liegen.

Ganz andere, weit größere Schwierigkeiten bieten sich im Süden der asiatischen Türkei, zu dem Syrien eine so geeignete Landbrücke bildet, zum Paranaonlande hinüber. Hier liegt auf türkischem Gebiete die endlose Wüste bis

Das Gefecht bei Soldau.

(Hierzu die Bilder Seite 402 und 403.)

Dah die Russen nach ihren gewaltigen Anstrengungen bei den Naturischen Seen in den letzten Augusten und bei Lgd in der ersten Septemberhälfte mit neuen Heeresstellen gegen Ost- und Westpreußen wie auch den belagerten Städten vorrückten, ließ sich voraussehen. Sie kamen in größerer Zahl, als man erwartet hatte. Die neue Schlachtlinie zog sich vom ostpreussischen Städtchen Stallupönen herab bis nach Gollitzen hinein. An verschiedenen Stellen begannen Kämpfe, und das Große Hauptquartier meldete in den ersten Novembertagen kurz und doch vielsagend: „Auf dem östlichen Kriegsschauplatz dauern die Kämpfe fort. Eine Entscheidung ist noch nicht gefallen.“

Über sie rückte näher. Schon am 7. November drang die Siegesbotschaft durch die Welt, daß in Russisch-Polen drei russische Kavalleriedivisionen über die Warta bis Kolo



Blick auf Tiflis im Kaukasus.

hinan zum eisernen Strang der Seidshahsbahn, und auch diese selbst berührt erst in Palästina und in Syrien für Engländer, oder wohl besser für Franzosen begehrt. Aber dieser Weg ist für die ersten weit und bedürfte sorgsamster Vorbereitung, die jetzt nicht mehr möglich sein dürfte.

Ist aber die Wüste auf Sinai überwunden, so winkt dem Halbmond ein auf engem Raume zusammengedrängtes Gebiet, ein altes Kulturland, dessen Reichthümer im Mittelboden zusammengepreßt sind, ein Land, das ungeheuren Wert für seinen heutzutage unregelmäßigen Besitz hat und militärisch sehr verwundbar ist. Allerdings: wie ein künstlicher Festungsgraben legt sich jene künstliche Wasserstraße schützend quer vor, auf 180 Kilometer langer Front zwischen Port Said und Suez, und wehrt den Angriff; aber der Weg von hier ist nicht mehr weit, nur etwa 150 Kilometer bis Kairo und etwa 200 Kilometer bis Alexandria, das ägyptische Einfallstor, das 1882 unter dem Feuer englischer Haubitzen ergriffen wurde.

Wer aber Kairo besitzt, hat Suez und mit diesem den Schlüssel zur halben Welt.

zurückgeworfen worden seien. Am 9. November fielen südlich von Stallupönen beim Wyszynter See über 4000 Russen in unsere Hände.

Die Bewohner von Ostpreußen wußten bei diesen Nachrichten, daß im Osten wieder etwas Großes im Gange war. Die Unsicherheit hielt an, die Spannung stieg von Stunde zu Stunde. Da kam die Erlösung: die anstürmenden Russen wurden nicht nur überall aufgehalten, sondern auch zurückgedrängt. In Ostpreußen atmete alles erleichtert auf.

Dort, wo die Provinz Ostpreußen in einer stumpfen Spitze am tiefsten nach Süden vorragt und sich nordwärts vom Südlichen Preußen her der Soldaustisch hinzieht, tritt aus Rußland eine Eisenbahnlinie ein. Dieses Grenzgebiet ist in diesem Kriege wiederholt von den Russen berannt worden, zuletzt gegen die Mitte des Monats November. Die vorgeschobenen russischen Heeresstellen waren mit starken Reitermassen durchsetzt, die indessen nicht in die Provinz Ostpreußen vordringen sollten.

Die Gegend bei Soldau besteht meist aus leichtem Boden mit reichlichem Buschwerk, das unseren Truppen vorzügliche Deckungen gab. Beim Eindringen der feind-



Gefangene Russen auf dem Bahnhof Stallupönen.



Das Dorf Wierbollen. Zugang von der Gefechtslinie aus.



Fliegende Heulen in Stallupönen.



Durch Granaten zerstörtes Haus in Wierbollen.



Kochstellen auf erbeuteten Russenkaren. Das Essen wird über dem Feuer angelocht und dann in die Kochtöpfe geteilt.



Truppenkolonnen auf dem Marsch. Der Schlachtfeld bildet die Zeitungs.

Blick von der ostpreussischen Grenze.



Das Schlachtfeld bei Soldau wird von deutschen Landsturmern nach Gefallenen abgesucht. (Herga die Bilder Seite 390, 391, 394 oben.)

lichen Reiter wurde auf einmal jeder Busch und Baum lebendig, und unter dem mörderischen Feuer unserer Gewehre und Geschütze wälzte sich bald ein dichter Knäuel der vorgedrungenen Russen.

Am Sonnabend, den 14. November, meldete die oberste deutsche Heeresleitung, daß die Entscheidung bei Soldau noch nicht gefallen sei. Allein am 18. November durch-eilte unerwartet die Siegesbotschaft die Lande, daß der Feind südöstlich Soldau bis Mlawka zurückgeworfen sei. Diese Siegesbotschaft löste namentlich bei den geängstigten Grenzwohnern Ostpreußens lauten Jubel aus. Hatten sich doch wieder zahlreiche Bewohner zur Flucht gewandt, auch in Soldau, wo der Bahnhofsvorsteher durch seine Besonnenheit und Ruhe viel Unheil verhütete. Als die russischen Geschütze schon zwischen dem Soldauflusse und dem Bahnhofswert einschlugen, meldete er seiner Dienstbehörde, daß noch keine Gefahr vorhanden sei. So konnten viele Bewohner in aller Ruhe die Stadt verlassen.

Die Krönung aller Operationen stellte die Gefangen-nahme von etwa 30 000 Russen und der Verlust zahlreicher Geschütze dar. Die russische Kavallerie hatte vor Soldau keinen glücklichen Tag, und statt der erhofften Vorbeeren wurden ihr blutige Noxen.

Das Telephon im Kriege.

Aus Feldpostbriefen.

(Herga die Bilder Seite 390, 391, 394 oben.)

„Am 25. Oktober rief mich unser Batteriechef zu sich und erklärte mir, daß er gerne eine Beobachtungstelle errichten wollte, und zwar weiter vorne vor der Batterie. Ich erwiderte, daß wir keine Elemente und keinen Draht mehr hätten. Er logte nur: Ich muß die Leitung haben und verlaße mich auf Sie, sehen Sie zu, wie Sie es anfangen. Um halb fünf Uhr (es war elf Uhr vor-mittags) muß die Telefonleitung fertig sein, um sechs Uhr will ich hören. Punkt! So, nun stand ich da! Zum Überlegen hatte ich nicht lange Zeit, sondern ich warf mich auf mein Pferd und ritt 15 Kilometer weit in die nächste Stadt. Hier bekam ich unter größten Schwierig-keiten drei Elemente und etwa 2000 Meter Draht. Schnell-stens kaufte ich wieder zurück, meldete mich und erntete Dank von meinem Oberleutnant. Jetzt wurde mir an Hand der Karte die Lage des Feindes gezeigt, da-mit ich mich nicht verlaufen konnte. Ich trat nun um zwei Uhr den gefährlichen Weg an. Ausgerüstet mit meinem Apparat, einem Revolver und Säbel zog ich nun



Deutsche Infanterie zieht auf dem Marsche nach Mlawka durch das von den Russen zerstörte Städtchen Soldau. (Herga die Bilder Seite 390, 391, 394 oben.)



Russische Kavallerie wird von deutscher Infanterie in den Kämpfen bei Soldau am 18. November 1914 zurückgeworfen. (Herga die Originalzeichnung von Otto Krenn.)

meine Leitung. Raum 500 Meter von der Batterie entfernt, bekam ich Feuer, da ich auf freiem Felde gehen mußte. Ich war bemerkt worden. Plötzlich trachten Schrapnelle über mir, die mir wunderbarer Weise keinen Schaden zufügten. Ein kurzes Gebet, und auf dem Felde kriechend ging es vorwärts! Aber Mäsen, Felder, Rübenäcker und Gräben liefen mir überaus mißlicher Weg. Ich mußte noch weiter, da ich die deutschen Borsposten noch nicht erreicht hatte. 1000 Meter hatte ich schon gelegt, und es gelang mir, auch die zweiten tausend Meter noch zu legen. Nach einigen Stunden erreichte ich unseren Borsposten. Es waren Jäger. Die sahen mich groß an und glaubten nicht an meine Aufgabe.

Ich erfuhr, daß ein Haus, das noch 500 Meter weiter lag, Tags zuvor von den Engländern verlassen worden war. Dies Haus ist von uns in Brand geschossen worden. Nur das Dach war noch ziemlich gut. Ich nahm es mir zum Ziel. Die Jäger warnten mich vor weiserem Vorgehen. Ich ließ mich aber nicht halten. Unter äußerster

Verbunden, denn wären wir entdeckt worden, hätte uns der Feind mit Leichtigkeit vernichtet. Am 1. November mußte ich zur Batterie zurück. Der Major herrschte mir das Eileme Kreuz auf die Brust. Ich habe gewohnt vor Freude. Am zwei Uhr nachts war ich wieder auf meinem Pulverfaß und versah meinen Dienst noch mühtiger als vorher.

Welche Selten, wie unter unseren Telefonisten im Felde zählen, geht aus einem weiteren Feldpostbrief hervor, der über einen jungen Konstanzer berichtet. Es heißt da: „Beim Stab unseres Bataillons, der sich in einem Hause eingekerkert hatte, war plötzlich die Telefonleitung unterbrochen. Ein junger Telefonist, ein kleiner Kriegsfreiwilliger von 19 Jahren, nahm sein Werkzeug auf, das Gewehr über und zog los, ohne den Befehl dazu abzuwarten. Nach einer Viertelstunde arbeitete der Fernsprecher wieder; kurz darauf brachten vier Mann den kleinen Telefonisten auf einer Leitbahn daher, eine Granate hatte ihm die ganze linke Bauchseite aufgerissen. Der todwunde kleine Mann schaute den Major nochmals



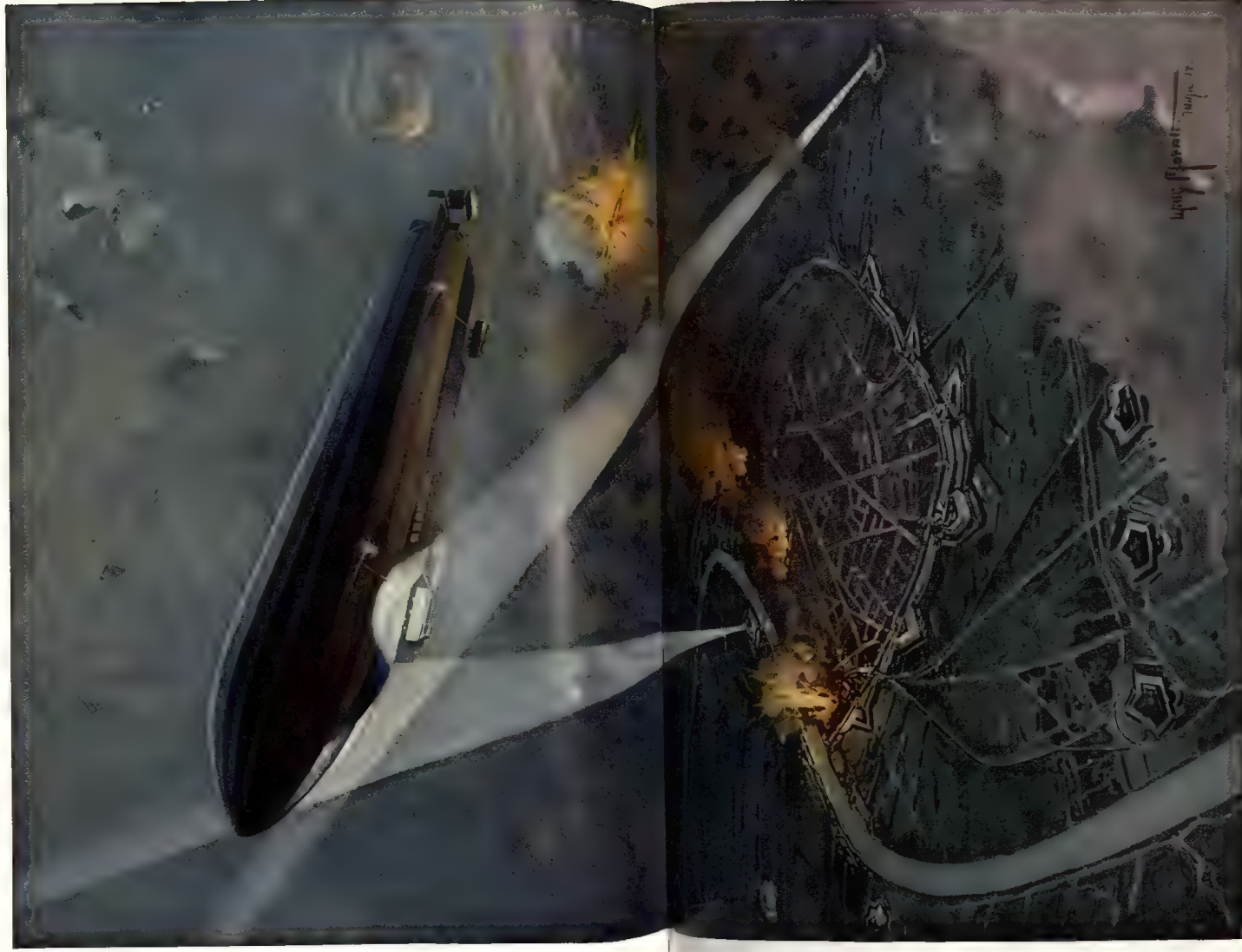
Die Maschinengewehre eines bayerischen Armeekorps, die einen Wert von mehreren Millionen Mark besitzen. Die Regimenter sowie die Infanterie Verbände führen sehr große Schießgeschäfte mit sich, in die Überwachungen der Feinde und Schützen an die Truppen regelmäßig in das Gefüge.

Borsicht erreichte ich das Haus, kletterte auf den Dachboden und erkannte dort, daß ich bis auf 120 Meter vor dem englischen Schützengraben vorgedrungen war. Ich konnte die Gesichter deutlich unterscheiden und hörte die Feinde sprechen. Wo mußte ich mich ruhig verhalten. Ich kletterte wieder hinab und telephonierte meine Beobachtung zurück, worauf mir der Oberleutnant zu meinem kühnen Vorgehen gratulierte. Ich sollte nun aushalten und warten, bis die Beobachtungsoffiziere kamen mit den Instrumenten. Als diese anlangten, freuten sie sich ungemein über die wunderbare Beobachtungstelle. Nun wurden unsere Geschütze gerichtet, und wir schossen. Jetzt erst habe ich gesehen, welche heillose Verwüstung unsere Granaten anrichten konnten. Wir hatten unter 30 Schuß 21 Volltreffer, ein Ergebnis, das noch von keiner Batterie erreicht wurde. Das lag natürlich an unserer großartigen Beobachtungstelle. Wir haben zum Beispiel einige Granaten direkt im Schützengraben treffer. Ferner haben wir etwa 25 Mann in eine Deckung flüchten, darunter drei Offiziere. Auch diese Deckung beschossen wir. Drei Granaten schossen wir hinein, worauf sie in die Luft flog. fünf Tage lagen wir auf diesem Haus und schossen immer mit demselben Erfolg. Unsere Lebensmittel bekamen wir ganz heimlich bei Nacht zugeföhrt. Jedes Geräusch war mit Lebensgefahr

an, meldete vorschriftsmäßig: „Leitung wieder hergestellt!“ und flarb. Ein alter Landhändler, der ebenfalls als Kriegsfreiwilliger mitgezogen ist, sagte noch in gutem Badisch: „Gut, melde, dann schlaf, in das reißt!“ — Welch ein Held stand doch mit dem kleinen Mann!

Frieden mitten im Krieg. Der „Mannheimer Generalanzeiger“ veröffentlicht folgende ihm zugegangene Feldpostkarte vom 19. November 1914: Heute drückten sich unsere Leute von der 11. Kompanie mit den Franzosen die Hände. Wir liegen nämlich an einer Stelle den Franzosen 30 Meter gegenüber. Da wird öfters beiderseits gerufen. Jetzt rief ein Franzose, daß wir aufhören sollten zu schießen, um gemeinsam drei tote zu beerdigen, die dazwischen liegen. Wir hörten auf zu schießen. 8—10 Franzosen und ein französischer Offizier legten die Waffen ab, und von uns geschah das gleiche.

Man reichte sich die Hände, begrub die Toten gemeinsam, tauschte Zigaretten, Zigaretten und Zeitungen aus, sprach miteinander. Und da sagten die Franzosen, wir sollten nicht mehr schießen, sie schossen auch nicht mehr. Aber auf die Engländer sollten wir jetzt draufgehen. Man reichte sich die Hände, hob die Waffen auf und trat wieder in den Graben.



Ein Zeppelinsteiger über Anfuverpen.
Nach einem Gemälde von J. J. B. B.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Am 7. September wurde Gent von den Deutschen besetzt. Auch diese Stadt blüht auf eine wechselvolle glänzende Vergangenheit zurück. Bis zuletzt war sie Hauptstadt der belgischen Provinz Ostflandern. Das heutige Gent hat einen Flächeninhalt von 3000 Hektar und eine Bevölkerung von 170 000 Seelen.

Bei der Belagerung der Stadt wurden als Kriegsentführung gefordert: 10 000 Liter Benzin, 1000 Liter Mineralwasser, 150 000 Kilogramm Zucker, Fahrräder, Autoreifen und 100 000 Zigaretten. Die Stadt wurde dann mit weiteren Kriegsabgaben und dem Durchzug von Truppen verhöhnt. Bald nachdem der Bürgermeister von seiner Unterbrechung mit dem Führer der deutschen Besatzungstruppen nach der Stadt zurückgekehrt war, wurde dort von einem Automobil, auf dem ein Maschinengewehr besetzt war, auf zwei deutsche Offiziere gefeuert, von denen einer getötet, der andere verwundet wurde. Der Bürgermeister sah sofort wieder zur Truppe, um etwaige üble Folgen dieses Mißverständnisses abzuwenden.

Durch das Vordringen deutscher Truppen in Nordbelgien, wobei ständig Gefechte geliefert werden mußten, wurde Antwerpen von der Landseite vollständig abgeschnitten. Der Entzug der Stadt auf dem Landwege war dadurch unmöglich gemacht. Die ständige tägliche Dampfschiffsverbindung mit England wurde eingestellt, da von deutschen Fischereifahrzeugen, die man als belgische angesehen hatte, eine große Anzahl Minen gelegt worden war. Südlich von Antwerpen wurde das Land in einer Ausdehnung von 70 Quadratmeilen überschwemmt, um die deutschen Truppen am Einmarsch zu hindern.

Die Einschließung Antwerpens von der Landseite hatte also schon begonnen, wenn auch die Belagerung noch einige Zeit auf sich warten ließ, weil die Deutschen erst ihre großen Belagerungsgeschütze herbeischaffen mußten. Den Einwohnern wurde der Ernst der Lage allmählich klar, und vielen schwand die Hoffnung, daß das Vordringen der deutschen Truppen noch lange verhindert

werden könnte. Flugzeuge, und zwar vor allem Zeppeinflugschiffe (siehe Kunstbeilage), erschienen wiederholt über der Festung und warfen Bomben nieder, die neben dem Schaden, den sie anrichteten, eine ungeheure Panik unter der Bevölkerung hervorriefen. Am 12. September wurde ein Ausfall versucht, der aber von den deutschen Belagerungstruppen kräftig zurückgewiesen wurde. Eine lebhafteste Schilderung dieses Ausfalls, bei dem sich die Belgier blutige Köpfe holten, enthält der nachstehende Feldpostbrief:

„Meine lieben Eltern!

Das war gestern wieder ein bedeutungsvoller und in mehr als einer Beziehung hochinteressanter Tag. Wie sich heute herausstellte, hat die Antwerpener Ausfallarmee versucht, unseren Uminglungsgürtel zu durchbrechen, nach Brüssel zu marschieren und in Gemeinschaft mit dem Mob ein großes Gemisch unter den Deutschen zu veranlassen. Telegraphisch war die Brüsseler Bevölkerung wohl benachrichtigt worden, daß die Belgier spätestens am Sonntag in Brüssel einziehen würden. Nun, ihr Plan ist glänzend mißglückt.

Schon mehrere Tage war rechts und links von unserer Stellung hartes Artilleriefeuer im Gange. Was es zu bedeuten hatte, wurde uns natürlich nicht verraten. Wir bauten inzwischen unsere Schützengräben zu starken Feldbefestigungen mit Drahtgittern, Unterständen und so weiter aus. Gestern (Sonntag) früh nun lagen wir in Reserve zur Verfügung des Regiments. Unsere Unterbringung war recht dröckig. Wir lagen nämlich in einem großen Straßenbahndepot, einer riesigen Eisenhalle mit zahlreichen Glasfenstern. Auf den Schienen standen 8 Gleise nebeneinander — zahlreiche Wagen der „Elektros“, die als unsere Wohnräume galten. In einem solchen Wagen hatte ich mit zwei Kameraden, auf der harten Bank schlafend, die kalte Nacht zum 12. ziemlich ungemütlich verbracht. Jedoch der Berliner Humor findet sich in alle Lagen. Später beobachteten wir auf einem solchen Wagen stehend



Vorgeschoben auf Fort Eleonore, den ein Schuß eines 42-cm-Mörfers tödlich getroffen hat. (Kunstbeilage.)

Offizier. (Kunstbeilage.)



Kassengeschosse und Infanterie im Schützengraben beim Angriff auf Fort Wavre bei Antwerpen.

von der Landstraße aus durchs Glas unsere Schützengräben. Die belgische Artillerie feuerte heftig auf uns. Plötzlich hörten wir über unseren Köpfen das bekannte singende Pfeifen einer fliegenden Granate. Unwillkürlich duckten wir uns. 50 Meter vor uns fuhr das Geschütz in den Boden und krepitierte dort, ohne irgendwelchen Schaden zu stiften. Wir hielten es aber doch für ratsamer, wieder in den Schützengräben zurückzugehen. Von hier aus konnten wir nun sehr schön beobachten, wie zahlreiche Artilleriegeschosse über uns wegglitten — ohne jedoch zu krepieren. Unsere Schützengräben trafen sie nicht, wohl aber Bäume und Häuser. Wir standen in der Tür und lachten, wenn wieder so ein Ding geflogen kam. Uns wunderte nur, daß unsere eigene Artillerie schwieg. Das hatte aber eine tiefere Bedeutung und war ein feiner Trick.

Inzwischen hatte vorn ein lebhaftes Gewehrfeuer eingesetzt. Mehrere feindliche Geschosse sausten seitlich durch die Fensterchen in unseren Schuppen. Uns hatte insofern die Schierelei nicht, bis plötzlich die Lage doch bedenklich wurde. Eine Kugel kam nämlich durchs Schuppenfenster in den Wagen geflogen, zertrümmerte eine Scheibe und blieb dann in nächster Nähe von mir in der Wand des Wagens stecken. Ich habe sie mir zum Andenken aufbewahrt. Jetzt verließen wir doch im Marsch, nuarich! unseren Schützengräben. Den Lärm und festen uns dicht an die Mauer, wo wir gegen weitere Schüsse geschützt waren. Glücklich darauf kam auch vom Kommandanten der Befehl: „Alles hinhängen!“ Die Dunkelheit drückte herein und mit ihr Sturm und heftiger Regen. Das Gewehrfeuer vorn wurde immer lebhafter. Mit Spannung warteten wir, was kommen würde. Immer noch schwieg unsere Artillerie. Plötzlich der Befehl: „Es wird umfassen angegriffen. Die ... Brigade greift um den linken, die ... Brigade um den rechten Flügel des Feindes und treibt diesen auf unsere Stellung zu.“ Und nun nahm die Artillerie unsere Feindartillerie in laufendem Galopp angepörrt. Von der Chaussee auf Feld abbiegen, aufpassen, abproben war eins. Jetzt begann ein Schnellfeuer, wie ich es von der Artillerie noch nicht gehört habe. Der ganze Boden dröhnte. Auch die schweren

Feldhaubitzen, die 3 Kilometer von uns abstanden, begannen ihre eindringliche Sprache zu reden. Zufällig hatte sich der Feind durch das Schwärzen der Artillerie am Nachmittag dazu verleiten lassen, zu stehen, da wir erschüttert seien. Er hatte sich in diesem Augenblick seinem Verstand herbeigewogen und wollte uns Stellung nehmen. Da begannen nun unsere Granaten aus Schrapnell zusammenzufallen. Und sie trafen aufs Haupt. Sie haben in den Reihen des Feindes ganz furchtbar aufgedünnt. Den packte das Entsetzen. Tornister, Munition, Waffen, alles wurde im Stich gelassen. In wilder Flucht rannte der Feind im trübenden Regen davon, von unserer Artillerie verfolgt. Der schöne Plan der Belgier, nach Brüssel durchzubrechen, war mißglückt.

Gegen halb elf Uhr kam das trübselige Kommando: „In die alten Quartiere zurück!“ So ging es denn wieder zum Bahnhofswagen, den aber inzwischen schon die Artillerie mit Beschlag belegt hatte. Doch fanden wir noch genügend leere Wagen. Mein Koff war zum Ausmünden naß. Ich zog ihn aus, hüllte mich in meinen Mantel und schief auf dem Boden des Wagens. Wir warteten uns gegenseitig. So verbrachte ich, den Umständen angemessen, eine recht angenehme Nacht. Das erste am heutigen Morgen war, daß ich um fünf Uhr zur Schmiede ging und über dem Feuer meinen Rod trocknete. Hier in der Schmiede spielten sich hundertbewegte Bilder ab. Die Artillerie schloß in ihren Kesseln Kaffee. Eine Anzahl von uns hand um Feuer und trocknete Sachen, nebst man wusch Pferde heiß. Im großen, dunklen Raum mit den leuchtenden Feuerern bildete malerische Bilder! Bald gab's den warmen Kaffee. Nichts klappt auch so vorzüglich wie unsere Verpflegung. Täglich zweimal frische Bouillon, Gemüse, Reis und so weiter. Schmalz, Marmelade ist stets vorrätig. Brot und Speck gibt's mehr als reichlich. Dazu kommen noch die auf eigene Hand zubereiteten Führer und Leuten und der Wein. „Ist von Nahrungslosigkeit keine Rede.“

Satten die Belgier zuerst geglaubt, daß Antwerpen un-
einnehmbar sei, so wurden sie durch den Fall Lüttichs in diesem Glauben doch wankend. Die gesamte wolkende

Bevölkerung war geflüchtet, so daß der Mob sich ungeflört breit machen konnte. Ein großer Teil der belgischen Armee, etwa 20000 Mann, umlagerte die Stadt. Zeitungsungen liefen ab und zu und schrien neue Ausgaben des „Matin“ aus. Die Leute rannten sofort auf sie zu und rissen ihnen die Blätter aus den Händen: Abermals Siege der Deutschen! Die Zeitungen schienen übrigens sehr streng zensuriert zu werden. Es fehlten ganze Zeilen und ganze Stücke, die aus den fertig gelegten Blättern herausgenommen waren waren. Man murzte über diese Zensur, weil sie in Ungewissheit hatte über das, was im Lande vorgehe. Die Nachricht von der Einnahme Lüttichs zum Beispiel war mehrere Tage unterdrückt worden. Um acht Uhr begann es allmählich dunkler zu werden. Die Gendarmerie ging umher und sah nach, ob das Licht überall ausgelöscht sei. Diese Vorsicht wurde wegen der Zeppeline geübt. Einmal erschien ein solches „hölliches“ Fahrzeug mitten in der Nacht über der Stadt und warf Bomben nieder, die mehrere Menschen töteten. Die Explosionen erschütterten mehrere hundert Häuser. Jetzt ging man schon zur Ruhe, aber viele Menschen blieben in den Kleidern, um jeden Augenblick bereit zu sein und auf die Straße laufen zu können, andere lagerten in Kellern.

Auf Seite 84 haben wir einen Plan von Antwerpen gebracht, sowie Angaben über die Stärke der Besatzung und der in der Festung vorhandenen Artillerie. Nachdem Antwerpen schon unter Napoleon I. zu einer starken Festung ausgebaut worden war, erfuhren diese Befestigungswerke seit 1859 durch den General Brialmont, der später auch die Festungen Lüttich und Namur anlegte, eine weitere Ausbesserung. Brialmont nahm von der bisherigen Methode der Festungsanlagen, dem besonders in Frankreich beliebten befestigten Grundriss, Abstand und umgab die alte Festung mit einer Anzahl Forts. Seit 1877 wurde der erste Fortgürtel durch einen zweiten, noch weiter ins Land hinausgehobenen ergänzt. Weitere Verbesserungen folgten, so daß schließlich Antwerpen immer mehr zu einer Lagerfestung größter Stils ausgekallt wurde, die der belgischen Armee als Stütz- und Zufluchtsstätte dienen sollte.

Zugleich ist Antwerpen der bedeutendste Seehafen Belgiens und einer der ersten Handelsplätze Europas. Der große Hafen gibt etwa 2000 Schiffen zugleich Raum. Mit 400000 Einwohnern ist Antwerpen die zweitgrößte Stadt

Belgiens; es wird nur von Brüssel übertroffen, das 700 000 Einwohner hat. In Handel und Industrie aber ist Antwerpen bedeutender als Brüssel. Die großartigste Eleganz der Hauptstadt fehlt in Antwerpen. Die Straßen der neuen Stadt sind zwar breit und regelmäßig, die der inneren Stadt aber meist eng. Die oberen Klassen sprechen meist französisch, die unteren flämisch. Sehr reich ist Antwerpen an Kunstwerken von van Dyd und Rubens sowie anderen berühmten belgischen Meistern, wie auch an alten architektonischen Meisterwerken. An der großen Place Verte befinden sich einige solcher Gebäuden: die Kathedrale Notre-Dame, Belgiens herrlichste Kirche, die Kirche St. Jacob, die Börse, das Rathaus.

Zur Vereitelung eines Vorstoßes deutscher Truppen, bei Tormonde den Übergang über die Schelde zu erzwingen, machte das Antwerpener Besatzungsheer am 27. September wieder einen großen Ausfall. Es gelang den Deutschen, die belgischen Truppen dreimal zurückzuwerfen. Auf beiden Seiten traten starke Artillerien und zahlreiche Maschinengewehre in Tätigkeit. Die Belgier hatten sich in der Ortschaft Evergem festgesetzt, die in Brand geschossen wurde. Obwohl die Deutschen in der Minderzahl waren, mißlang auch dieser zweite Ausfall aus Antwerpen völlig.

Nachdem unsere 42-cm-Geschütze und die österreichischen Morartillerien in die geeigneten Stellungen gebracht worden waren, begann am Nachmittag des 28. September die Belagerung der drei Forts Waelhem, St.-Catherine und Bance. Am 29. September wurde die Belagerung fortgesetzt. Zeitweise verschwand die drei Forts gänzlich in den Rauchwolken, die durch die Explosion der deutschen Granaten entstanden. Vereinzelte Granaten fielen auch in die Forts Negele und Barendonk. Auch von Moll aus riefen unsere Truppen aus Turnhout vor, und von Heyst op den Berg aus begann die Belagerung der Antwerpener Außenforts. Am 30. September wurden zwei der von uns unter Feuer genommenen Forts zerstört. Bei Fort Waelhem sprengten die Deutschen das Pulvermagazin, zerstörten das Wasserwerk und besetzten die Plätze und Herentals. In der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober bombardierten die Deutschen die Befestigungen die ganze Nacht hindurch. Halb vier Uhr erschien wieder ein Zeppelinflug über den Befestigungswerken, warf Bomben nieder und verbreitete nicht geringen Schrecken.

Über die Pulverexplosion in Fort Waelhem berichtete ein verwundeter Belgier folgendes: „Am 29. September



Straßenbild aus Clercs nach der Belagerung.

Hier: Major Willems, Belgier



Im Kampf
Nach einer Originalzeichnung

Anton Hahnemann.



Von englischen Seefahrern und belgischen Arbeiterinnen besetzte Panzerkanonen auf den Wällen des Forts von Antwerpen.

wurde die Lage bedenklich. Ein Hüllensturm umtobte uns. Wir waren völlig machtlos. Mittags zertrümmerte ein Schuß die Kuppel. Zwanzig Minuten später zerklüftete drei Geschosse die Kaserne. Wir flüchteten in einen unterirdischen Gang, um das flüchtige Ende abzuwarten. Da ereignete sich die Explosion. Ein feindlicher Schuß genigte, um das Pulvermagazin in die Luft zu sprengen und die Dynamomine zu zertrümmern. 300 Mann kamen ums Leben. Viele hingen nieder und wurden von den flüchtenden Mannschaften zertrümmert, da in dem Gemölbe unbeschreibliche Hölle herrschte.

Die Stadt Liège hat durch die Beschießung des gleichnamigen Forts (siehe Bilder Seite 405 und 407) sehr gelitten, besonders ein Gasthaus, in dem 150 Verwundete lagen. Zehn Soldaten und mehrere Frauen wurden getötet. Viele verwundete Soldaten mußten in den Keller flüchten. Es regnete geradezu Bomben, so daß die Verwundeten in Autos nach Antwerpen geführt werden mußten.

Am 2. Oktober ereignete eine Laube über Antwerpen. Bei der Verfolgung wurde großer Schaden angerichtet. Die auf die Laube gerichteten Granaten fielen teilweise in die Straßen, verletzten und töteten mehrere Menschen. Eine Granate durchschlug das Dach eines Hauses, ohne zu explodieren. Die Laube warf von General v. Belder gezeichnete Aufträge in französischer und flämischer Sprache nieder, worin den Soldaten mitgeteilt wurde, daß sie durch die Franzosen und Engländer betrogen würden und die Außenliege eine Gefährdung der belgischen Presse seien. Schon am 3. Oktober wurde die Lage Antwerpens als sehr kritisch betrachtet. Der äußere Fortgürtel war gefallen und die Stimmung sehr gedrückt. Der Kommandant der Stellung erhielt einen Auftrag, der die Bevölkerung ermahnte, die Ruhe zu bewahren. Die belgischen Truppen zogen sich hinter den inneren Fortgürtel zurück, und man befürchtete, daß die Deutschen die Wasserzufuhr abschneiden würden. Am 5. Oktober traf die belgische Regierung bereits alle Vorbereitungen, um die Stadt auf dem Wasserwege zu verlassen und nach London überzuliefern. Die inneren Werke wurden seit dem 4. Oktober mit schwerer Artillerie beschoßen, die an diesem Tage kaum 18 Kilometer von den wichtigsten Anlagen entfernt stand. Auch die Stadt Kanonen an der holländischen Grenze wurde von den Deutschen beschossen. In der Nacht zum 5. Oktober hielt der Kanonendonner an.

Am 5. Oktober gab eine amtliche belgische Meldung be-

kannt, daß Verstärkungen in Antwerpen eingetroffen seien, wodurch die Widerstandskraft der Stadt erhöht werde. Die Bevölkerung mußte aber wissen, daß das Schicksal des Landes und somit Antwerpens in diesem Augenblick an der Aisne entschieden werde und daß die Verbindungen unter diesen Umständen eine allzu große Schwächung ihrer Kräfte vermeiden mußten. Die Antwerpener Garnison sei überdies hindurch sehr. Ferner gab der Kommandant von Antwerpen bekannt, daß es jedem Bürger freistehe, die Stadt zu verlassen, daß er aber, solange die Belagerung dauere, nicht dorthin zurückkehren dürfe.

Infolge der Zerstörung der Wasserleitung durch die Untrigen war die Stadt seit Anfang Oktober ohne Trinkwasser, wodurch in den ärmsten Stadtteilen die Gefahr einer Epidemie nahelagte. Am 6. Oktober gelang unseren Truppen der Übergang über die Aisne, nachdem die Artillerie ein langandauerndes, heftiges Gefecht gegen die feste Aisne geliefert hatte. Die Deutschen operierten in dem Dried- Pierre-Quers-Antwerpen und ließen Pionierabteilungen schwimmend das andere Ufer erreichen. Es gelang nach wiederholten Versuchen über den großen Anferungungen. Sobald der Übergang über die Aisne hergestellt war, wurde auf dem anderen Ufer schwere Artillerie aufgeführt und in Tätigkeit gesetzt. Stürmische Infanterieangriffe folgten auf die Kanonade zugleich mit Planenangriffen auf das Fort Quers. Die Belgier sprengten mehrere Male die über die Aisne gelegenen Brücken, aber mit Todesopferung schlugen die Pioniere neue feste Übergänge über den Fluß.

Gemäß Artikel 26 des Haager Abkommens betreffend die Gesetze des Landkrieges ließ General v. Belder, der Befehlshaber der Belagerungsarmee von Antwerpen, durch Vermittlung der in Brüssel beglaubigten Vertreter neutraler Staaten am 7. Oktober nachmittags die belgischen Antwerpener von dem Besorger der Beschießung verhängen. Am Mitternacht wurde dann mit ihr begonnen.

Die holländische erfolgte Ankunft der englischen Truppen in Antwerpen hatte die Einwohner sehr beruhigt. Drei Tage lang ging ein ununterbrochener Lauf englischer Truppen mit Gefährden durch die Stadt. Sie wurden von der Bevölkerung mit Begeisterung empfangen und begrüßt; auch mehrere Autobusse aus London, die noch ihre farbigen Klammern zeigten, waren dabei. Die Einwohner Antwerpens schätzten die Zahl der englischen Truppen mit 30 bis 40.000 jedenfalls zu hoch, da dieselben immer im

Kreise marschieren und so den Eindruck hervorzufen, als seien sie ein steter endloser Zug. Auch andere Stimmen aus neutralen Ländern hielten die angegebene Zahl für übertrieben. Die Bekanntmachung des Kommandanten, Generalleutnants de Guise, an die Bürgermeister der Gemeinden, die innerhalb der Befestigungen liegen, lautete:

„Ich habe die Ehre, zur Kenntnis der Einwohner zu bringen, daß das Bombardement des Stadtbezirks Antwerpen und der Umgebung unabwendbar ist. Die Drohung mit dem Bombardement oder die Ausführung dieser Drohung werden auf die Dauer der Verteidigung keinen Einfluß haben, die bis zum Äußersten fortgesetzt werden wird. Personen, die sich der Wahrung der Befestigung entgegenstellen, müssen sich so bald wie möglich in nördlicher oder nordöstlicher Richtung entfernen.“

Der Befehlshaber der deutschen Truppen hatte sich schon Anfang Oktober an den Antwerpener Kommandanten gewandt mit der Bitte, ihm die Gebäude zu bezeichnen, die wegen ihrer Kunstschätze oder aus anderen Gründen (Spitäler, Klöster usw.) bei einer Beschießung gespart werden sollten. Diefen Wünschen wurde entsprochen. In der Tat wurden dann die bezeichneten Gebäude zu Schonen verurteilt, doch ließ sich nicht hindern, daß hier und da ein Geschöß abirrte und ein unerwünschtes Ziel traf. Jedenfalls hatten wir das Unfrige getan, um selbst den Schein zu meiden, als sei unsere Kriegsführung barbarisch.

Am 7. Oktober um Mitternacht begann, wie bemerkt, die Beschießung und dauerte die ganze Nacht hindurch. Am anderen Morgen brannte Antwerpen an verschiedenen Stellen. Es hieß, daß wir die Georgskaserne, die Petroleumbehälter am Hafen und das Munitionslager in Brand gesetzt hätten. Wie sich aber später herausstellte, waren die Gebäude von den Engländern und Belgiern selbst angelegt worden. Einer der Gefährdeten gab von der ersten Wirkung des Bombardements folgende anschauliche Schilderung:

„Ein ungeheures Surren und Singen zog durch die Luft. Aus den Häusern stiegen wie vom Wahnsinn belesene



Englische Soldaten in Kaufgruben von Antwerpen. Im Vordergrund ein Maschinengewehr.



Englische und belgische Deserteure besetzen die Kaufgruben von Antwerpen. Hier ein Engländer, der durch eine Granate schwer am Kopf verwundet ist.

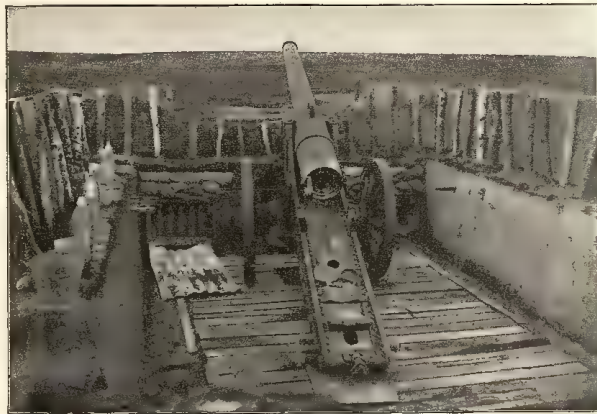
Menschen, die schon seit mehreren Tagen Kellerräume bewohnt und dieselben mit Matratzen inhaltlich abgeschlossen hatten. Die Unglücklichen rannten ziellos in den vereinsamten Straßen umher. Niemand kümmerte sich um sie. Viele gerieten in brennende Straßenjüge und wurden Opfer der (heftigen) Panik, die nicht mehr eingedämmt werden konnte. An vielen Stellen begegnete man englischen Abteilungen, denen schwarze Fahnen mit einem in Weiß eingekreisten Totenschädel vorangetragen wurden. Es wurde mir erzählt, daß diese Soldaten ausgelöst worden seien, die Forts bis zum letzten Mann zu verteidigen und sich in die Luft sprengen zu lassen.

Einen furchtbaren Anblick bot die Schelde. Sie war gerötet von Blut. Massenweise wurden Leichen ans Land geworfen. Aus den Gefängnissen entflohen die Fahnenflüchtigen zum zweiten Male. Sie entkamen alle nach Holland. Als ich Antwerpen verließ, schien mir die brennende Stadt wie ein Krater. Die Leichen wurden mir verweigert, die Aisne brannte, und ein greulicher Gestank machte mich das Atmen schier unmöglich. Die Luft war von einem gelblichen Dampf erfüllt, der sich bis auf 7 Kilometer hinaus erstreckte. Kein Elementarereignis kann furchtlicher sein. Als gegen Mittag die letzten Antwerpener nach einem heftigen Kampf hier ankamen, verbreitete sich die Unheilshölle, Antwerpen brannte an allen Ecken. Nun konnte es für die vielen Tausende, die noch immer auf eine Rettung der Stadt hofften, keinen Zweifel mehr geben. Gab und Gut waren verloren. An eine Rückkehr nach dem verwüsteten Antwerpen dachte keiner mehr. Die Witte gegen die Engländer brach sich in ungeklärter Weise Bahn. Die Briten haben uns die Suppe eingebracht,“ sagte ein fahnenflüchtiger Belgier. „Seit zehn Tagen gab es bei uns keinen anderen Herrn mehr als den englischen Befehlshaber.“ Am Bahnhof spielten sich furchtbare Szenen ab. An 40.000 Menschen hatten der Abfuhr. Die furchtbaren Detonationen riefen in der Menschenmenge eine Panik hervor, die in wilden Stößen und Drängen ausartete. Hunderte wurden in der Halle niedergedrückt, und am Bahnhof erfuhr man erst, daß der Zugverkehr infolge Mangels an Dienstpersonal eingestellt werden mußte.“

Wie auch aus dem Bericht über das erste Bombardement der Stadt Antwerpen hervorgeht, hatte der Befehlshaber der englischen Truppen das Kommando über die Verteidigung der Stadt übernommen. Der Bürgermeister wollte bald nach Beginn der Belagerung insulieren, aber der englische Kommandant wollte es nicht. Daß die Belagerer mit dem Mute der Verzweiflung kämpften, ist den Engländern zugute zu rechnen. Diese wußten sehr wohl, was es bedeutete, wenn Deutschland in den Besitz von Antwerpen kam. Deshalb lautete die Befehl von London aus, die Stadt unter allen Umständen zu halten. Freilich die Truppen der Engländer und Belgier waren weder nach Zahl noch Fähigkeit geeignet, diese große Aufgabe zu erfüllen. Hieß es doch sogar, daß nach Antwerpen völlig unausgebildete englische Truppen geschickt worden seien, die teilweise noch nie ein Gewehr in Händen gehabt hätten. Bei einem solchen Truppenmaterial war das Schicksal der Stadt von vornherein besiegelt. Die Engländer hatten wohl den Willen, aber nicht die Kraft zur Erfüllung ihrer Aufgabe; dagegen waren die Deutschen unter Führung des bekannten Strategen und Festungsbauchverständigen Generals v. Bessler nicht nur fest entschlossen, Antwerpen zu nehmen, sondern sie hatten auch die Mittel und Kräfte dazu. Angenommen berichtigte, daß der Donner der Geschosse zuweilen mit zehn Schlägen in der Minute ansetzt und die rote Glut am Himmel sich immer mehr ausbreitet, ein Zeichen, daß immer größere Teile in Brand geraten. Und wie aus einer Hölle stiegen Tausende von Bewohnern aus der Stadt. An der Scheide brannten die Versteckungsplätze und beleuchteten die ganze Umgebung in finsterner Nacht taghell. König Albert und seine Gemahlin wollten, wie aus Antwerpen berichtet wurde, in der Stadt bleiben. Man überzeugte sie aber, daß es zwecklos sei und für das Land unheilvoll werden könnte, wenn sie länger in der Stadt weilten. Denn sollte der König verwundet oder gefangen genommen werden, so werde das für die Unabhängigkeit Belgiens und für die Widerstandsfähigkeit der Armee schmerzhaft sein, als wenn Antwerpen selbst fiel. So verließ das Königspaar denn im Automobil die brennende Stadt.

Am 9. Oktober nachmittags fielen mehrere Forts der inneren Befestigungslinie, und schon am Nachmittag konnten die Deutschen sich in den Besitz der Stadt setzen. Der Kommandant und die Belagerung hatten bereits den Festungsbereich verlassen. Einzelne Forts waren noch vom Feind besetzt, aber diese bedeutungslos nicht im geringsten den Besitz der Stadt.

Der herrliche Erfolg wurde dem deutschen Volke



Eine von den Engländern auf ihrer Flucht verlassene Artilleriestellung von Antwerpen.

Prof. H. G. G. G. G.

durch die nachstehende amtliche Bekanntmachung verhindert:

Großes Hauptquartier, 10. Oktober, abends.

Nach nur zwölfstündiger Belagerung ist Antwerpen in unsere Hände gefallen. Am 28. September mit der ersten Schuß gegen die Forts der äußeren Linie. Am 1. Oktober wurden die ersten Forts erobert, am 6. und 7. Oktober der starke, angelegte, meist 400 Meter breite Westabschnitt von unserer Infanterie und Artillerie überwunden. Am 7. Oktober wurde entsprechend dem Saager Abkommen die Belagerung der Stadt angeordnet. Da der Kommandant erklärte, die Verantwortung für die Belagerung übernehmen zu wollen, begann Antwerpen am 7. zum 8. Oktober die Belagerung der Stadt. Zu gleicher Zeit setzte der Angriff gegen die innere Fortslinie ein. Schon am 9. Oktober früh waren zwei Forts der inneren Linie genommen, und am 9. Oktober nachmittags konnte die Stadt ohne ernsthaften Widerstand besetzt werden. Die vermutlich sehr starke Belagerung hatte sich anfänglich tapfer verteidigt. Da sie sich jedoch dem Ansturm unserer Infanterie und der Artillerie sowie der Wirkung unserer gewaltigen Artillerie schließlich nicht gewachsen fühlte, war sie in voller Auflösung geflohen. Unter der Belagerung befand sich auch eine unlangst eingetroffene englische Marinebrigade. Sie sollte nach englischen Zeitungsberichten das Rückgrat der Verteidigung sein. Der Grad der Auflösung der englischen und belgischen Truppen wird durch die Tatsache bezeichnet, daß die Übergabeverhandlungen mit dem Bürgermeister geführt werden mußten, da keine militärische Behörde aufzufinden war. Die vollzogene Übergabe wurde am 10. Oktober vom Chef des Stabes des bisherigen Gouvernements von Antwerpen bestätigt. Die letzten noch nicht übergebenen Forts wurden von unseren Truppen besetzt. Die Zahl der Gefangenen läßt sich noch nicht übersehen. Viele belgische und englische Soldaten sind nach Holland entflohen, wo sie interniert werden. Gewaltige Porträts aller Art sind eingebeut.

Die letzte belgische Festung, das „uneinnehmbare“ Antwerpen, ist bezwungen. Die Angriffstruppen haben eine außerordentliche Leistung vollbracht, die von Seiner Majestät dadurch belohnt wurde, daß ihrem Führer, dem General der Infanterie v. Bessler, der Orden Pour le mérite verliehen wurde.

Wir hatten kaum soviel Tage gebraucht, als einst der Herzog Alba Monate, um die feste Feste, die als unnehmbar galt, zu Fall zu bringen. Diesen Erfolg verdanken wir vor allem dem Heldentum unserer Truppen, die sich durch ihre Mühen und Gefahren abschrecken ließen, was es galt, für das Vaterland zu kämpfen. Aber wir dürfen auch des großen Führers nicht vergessen, des Generals v. Bessler, dessen Bild wir auf Seite 223 druckten.

Erst am 27. April 1850 in Greifswald geboren, zählte also bei seinem Einzug in Antwerpen 64 Jahre. Ganz wie Generaloberst v. Hindenburg war er bereits in den Jugendstand getreten, ist aber bei Beginn des Krieges wieder aktiv geworden. Sein Vater war der 1888 verstorbene Geheimrat und Professor der Rechte Georg Bessler. Nach Absolvierung des Gymnasiums trat der junge Bessler 1868 bei den Gardepionieren ein. Er machte den Krieg von 1870 als Leutnant bei dieser Truppe mit, nahm an der Belagerung von Paris teil und erwarb sich das Eisene Kreuz. Nach dem



Wegnahme englischer Geschütze vor Antwerpen. Nach einer Originalzeichnung von M. Sandras.



Der Eingang der deutschen Truppen in Antwerpen.
Im Hintergrund die berühmte Mariakerk, auf deren höchsten Aussichtsturm ein sogenannter Krieger eine große heutzutage glatte Kugel

Riege kam er zur Kriegsschule, 1880 in den Großen Generalstab, 1887 zum Infanterieregiment 74 und ein Jahr später, als Major, wieder zum Großen Generalstab. 1893 wurde er, nachdem er Oberleutnant geworden war, in das Kriegsmuseum versetzt, 1897 wurde er Oberst, 1898 Kommandeur des 65. Infanterieregiments in Köln, und wieder ein Jahr darauf wurde er zum Oberquartiermeister beim Großen Generalstab ernannt. In den folgenden Jahren gehörte er, als Generalmajor, der Studienkommission der Kriegsschule an, 1902 wurde er Generalleutnant und, ebenso wie 1905, Schiedsrichter bei den Kaisermanövern.

Dann erhielt er die 6. Division in Brandenburg, und bald darauf wurde er Chef des Ingenieur- und Pionierkorps, sowie Generalinspektor der Festungen. Nachdem ihm 1904 der erbliche Adel verliehen und er im Jahre 1906 zum General der Infanterie ernannt worden war, wurde er 1911 auf seinen Wunsch zur Disposition gestellt und dann in das Herrenhaus berufen. Man erkennt aus der kurzen Schilderung seiner Laufbahn, wie er durch all seine Studien und Erfahrungen gerade für die Aufgabe der geeigneten Mann sein mußte, die ihm jetzt anvertraut wurde und die er so glänzend gelöst hat.

(Fortsetzung folgt)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Gefechte bei Eutigny und Vihons.

(Siehe das Bild Seite 408/409)

Vor Eutigny, den 5. Oktober 1914.

In das gleichmäßige Vordrängens der Divisionen auf der flachen Marschstraße kommt ein plötzliches Stöden. Gewehrfeuer knattert auf. Im nächsten Augenblick kommt an Vorkämpfer und Artilleriekommandeur, die an der Spitze des Haupttrupps der Vorhut reiten, die Meldung, daß die Infanteriepatrouille auf feindliche Kräfte gestoßen sei.

Die Vorhut entwickelt sich zum Gefecht, Kavalleriepatrouillen werden rechts und links weit hinausgeschoben, Infanteriepatrouillen auf feindliche Kräfte gestoßen.

Die Artillerie soll baldmöglichst in Stellung. Ein Artillerieoffizier rettet zur Erkundung vor. Im Dorf steht man nur die grauen Uniformen unserer Infanteriepatrouillen, die den Ort nach zurückgebliebenen Feinden absuchen. Die Bewohner haben sich in die Häuser geflüchtet. Auf dem Marktplatz steht der erste Gefangene, ein Kavallerist, ein prächtiger, stämmiger Bursche. Seines Vorgesetzten,

Kürassier und Helms hat man ihn beraubt. Trotz steht er neben dem ihn bewachenden Infanteristen. Auf der Brust trägt er die mottierte Kürassieruniform. Sonderbar muten uns doch diese veralteten, prächtigen, aber unpraktischen Uniformen an. Nach Möglichkeit sucht die französische Heeresverwaltung ihre ärgsten Mängel zu beheben. So verbeden graue Überzüge das blanke Metall von Kürass, Helm und Säbelgehäusen. Die Infanterie bindet sich, wo die blaugrauen Schützenzüge fehlen, Zücher über die weithin sichtbarsten roten Rümpfe. Aber das alles sind doch nur Hilfsmittel. Aus den Auslagen aller Gefangenen hört man immer wieder heraus, wie unheimlich ihnen die schwer sich tragen grauen Uniformen der Unseren sind.

Die Infanterie ist in flotten Vorschritten; auch die Artillerie bleibt nur kurze Zeit in der erkundeten Stellung. Ansehnend stehen nur schwächere feindliche Kräfte, Kavalleriekörper, uns gegenüber. Es heult lässig aus, wie die Infanterie in langen Linien die Hügelketten hinaufzieht. Mit einem Male hemmt Schnapellfeuer ihr Vordringen. Die Schützenlinien legen sich hin, die nachdrängenden Unterführungsgruppen decken sich an Sang, in einer Wunde, hinter kleinen Erhöhungen.



Der Eingang der deutschen Truppen in Antwerpen.
Im Hintergrund das Münster de Groen.

Der Gegner hat seine reitenden Batterien in Stellung gebracht, mit gewohnter Geschwindigkeit in dem unübersichtlichen Gelände unauffindbar aufgestellt. Eine Artilleriepatrouille soll sie, wie auch eine Stellung für die eigenen Geschütze erkunden. Die große Straße den Gang hinauf hebt unter Feuer. Die Franzosen schreien mit Schrapnellen auf jeden einzelnen Reiter. Hier kommen die Batterien unmöglich durch. Ein zweiter Weg wird versucht. Wieder schlagen Geschütze in nächster Nähe ein. Auf einem dritten geht's. Nur ein kurzes Stück liegt frei, das im Gelepp zurückgelegt wird. Dann kommt man in die Deckung eines Waldstückes auf der Höhe. Hier liegt seit längerer Zeit die Spitzenkompanie, und mit Hilfe ihrer Beobachtungen läßt sich wenigstens ungefähr die Lage der feindlichen Batterien feststellen.

Sobald unsere Geschütze feuern, leisten die Franzosen nur noch kurzen Widerstand. Gegen Abend können wir in Eutigny eingehen, das gute Quartiere und noch erlaublich viel Vorräte bietet. Ein altes Wirtshaus ist zu Lohr erschrocken über das Eindringen der Quartiermacher. Endlich läßt sie sich beruhigen und schikt Zutreten. — „Vous n'êtes pas méchant, n'est ce pas?“ (Ihr seid nicht böse, nicht wahr?) — Und sie streicht vorsichtig den vor ihr stehenden Krieger, so wie man etwa einen großen fremden Hund streichelt, den man beruhigen will, dem man aber noch nicht recht traut.

Am nächsten Morgen steht die Division über die Somme. Sonderbarerweise suchen die Franzosen dies nicht zu hindern. So kam die kleine Artilleriepatrouille, die zur Sicherung des Übergangs auf den diesseitigen Ufer steht, wieder ausproben, ohne einen Schuß abgefeuert zu haben. Wir sind vorgetrieben und reiten dicht hinter der vordersten Infanterie. Nur in einzelnen Dörfern versuchen zurückgebliebene Kavalleriepatrouillen Widerstand zu leisten. Es gelingt, eine abzufangen. Es sind Dragoner.

Auf der großen Landstraße nach Amiens ziehen wir schrittweise weiter nach Westen. Wir sollen an den rechten Flügel der Armee. Die Franzosen müssen wohl Kunde von unserem Marsch bekommen haben. Sie suchen uns mit

schon entgegengeworfener Kavallerie aufzuhalten, bis sie stärkere Kräfte herangezogen haben. Nach übereinstimmenden Meldungen und Gefangenenaussagen ist es eine Kavalleriedivision mit einem Radfahrerbatallion, das uns gegenübersteht. Leider sind sie nicht zu fassen, sie sitzen immer wieder rechtzeitig auf und ziehen ab, während ihre reitenden Batterien uns aus großen Entfernungen beschließen und zu harter Artillerieentwicklung zwingen.

Trotz alledem wird der Vormarsch möglichst in Fuß gehalten; die herausgezogenen Batterien werden im Takte nachgeführt, sogar beim Vortrupp marschiert ein Zug. Bald knattert es vorne wieder auf. Zur Rechten ist hinter einem Walde Kavallerie gemeldet. Infanterie geht dagegen vor. Im nächsten Dorfe pfeift es von allen Seiten. Wir kommen nicht über den Ortsausgang hinaus. Neben einer Scheune stehend, sehen wir, wie sich die Infanterie zum Angriff entwickelt. In dämmen Schützenlinien schiebt sie sich über den Grund. Von unserem Standpunkt aus läßt sich der Infanterieangriff glänzend beobachten. Oh, Oh! pfeifen die verlorenen Kugeln. Zur Seite kracht es. Da ist in einem Ohlhaufen der Artilleriezug aufgeföhren.

Vihons, das Dorf vor uns, das sich hinter Gärten und Heden, Busch- und Baumgruppen fast vertrieht, scheint stärker besetzt zu sein. Feindliche Infanterie ist gemeldet worden; wir haben es nicht mehr allein mit der Kavalleriedivision zu tun. Einerlei, der Ort ist uns durch den eben eingetroffenen Divisionsbefehl als Quartier zugewiesen; das wollen wir uns bis zum Anbruch der Nacht nach ruhig nehmen.

Wir haben es nicht genommen. Der Feind sah in Büschen und Heden. Unsere Artillerie konnte ihn nicht fassen. Unsere Infanterie litt schwer unter flatternden Maschinengewehren, und bald sammelten sich die Tanseren neben uns, wo in einem Gehölz ein Feldlazarett eingerichtet ist. Wie aus einer Wunde das Blut unaufhaltsam zu Boden tropft, so treffen hintereinander die Verwundeten ein: Tropfen auf Tropfen ohne Ende. Mit leidlichem Humor kommen die mit Schüssen in Arm und Sand, schwer humpelnd die in Fuß und Bein Getroffenen.

Der neue Tag bringt keine neue Hoffnung. Der Feind hat frische Truppen herangebracht, mit der Bahn bis hinter die Front geworfen. Schwere Artillerie ist aufgeföhren. Sie wirft ihre Granaten ins Dorf. Ared! Ared! freipiet es in nächster Nähe. Der Dreck vor uns ist als Fontäne auf; von dem Dach hinter uns rieseln Schutt und Hagelbroden herab. Der Ort steht voller Fahrzeuge: Wägen, Patronenwagen, Feldküchen. Sie müssen schleunigst in Deckung. Vor den sich bäumenden Pferden schlagen die Granaten ein. Die Verwundeten sind gefährdet. Das Feldlazarett muß weiter zurück. Im Torweg steht ein Schürer und Gummihandschuhen der Militärärzte, ein junger Gynäkologe, und gibt ruhig, fast heiter seine Anweisungen. Ared! fährt neben ihm eine Granate in die Mauer. Ein zackiges Loch gibt. Rauch wirbelt hervor. „Die Verwundeten!“ — Wir fügen in den Hof, lie aus dem brennenden Hause zu tragen. Im Rahmen der Tür kommt uns ein Sanitätsunteroffizier entgegen. Zwei Kameraden fügen ihn, dem beim Verbinden die Granate in den Oberkörper traf. Hinter ihnen zieht der Rauch aus der Türöffnung. C. Ros.

Überfall eines sächsischen Liebesgaben-transportes.

(Gleis des nebenstehenden Bild)

Mitte Oktober konnte man in den Zeitungen des feindlichen Auslandes die Jubelnachricht lesen, daß die Russen in der Gegend von Rownitz einen deutschen kommandierenden General gefangen hätten. Aber es dauerte nicht acht Tage, da stellte sich der große „Erfolg“ als ein Gegenstück zu der in Wargrabowa erzielten Fahne (siehe Seite 90) heraus. In Wirklichkeit verhielt sich die Dinge folgendermaßen: Unter Führung des Königlich sächsischen Oberstleutnants v. Haugt war ein großer Liebesgaben-transport nach dem Osten abgegangen. Er sollte die bedachten Landsleute möglichst bis in die vordere Schützlinie zu erreichen suchen. Bei dem bekannten Mangel russisch-Polen an Eisenbahnlinien wurde es notwendig, die reiche Sendung

auf rund 20 Kraftwagen und 12 Pferde verladen, die sich unter militärischer Bedeckung in aller Eile in Bewegung setzten. Der Transportkolonne hatte General Barth, während General v. Haugt im königlichen Auto an der Spitze fuhr. Kurz vor der Kavallerie geleitet und sofort aus etwa 1000 m Entfernung unter Feuer genommen. Die Kavallerie des Transportes erwiderte den Angriff aus Karabinen und brachte ihn zunächst auch zum Stehen, während die Wagen rückwärts wendeten. Bald aber tauchte immer mehr feindliche Reiterei (Gendarmen) auf, die Vorhut einer deutschen Stellung, die bei einem Umgehungsversuch gegen die deutsche Stellung Rownitz genommen hatte. Der Liebesgaben-transport konnte trotzdem in Sicherheit gebracht werden bis auf zwei Kraftwagen, die man, weil unbrauchbar geworden, stehen lassen mußte. General v. Haugt hatte infolgedessen verlust, zur deutschen Stellung durchzudringen; es gelang leider nicht. Der Chauffeur Haugt wurde laut Bericht eines österreichisch-ungarischen Dragonerreitmeisters, der am 20. Oktober mit seiner Schwadron durch Rownitz ritt, von russischen Kugeln getötet und am 22. Oktober im genannten Ort begraben; Erzengel v. Haugt, der durch Glasplitter im Gesicht verletzt worden war, wurde in ein Lazarett verbracht. Es handelte sich also keineswegs um das krönende Schlussergebnis eines groß angelegten russischen Schlachtenplanes, sondern um das persönliche Erlebnis eines hochgestellten Deutschen, der während der Ausübung verheißener Liebesstaten mit einem beflagenswerten Mißgeschick betroffen wurde.

Englische Artillerie vor Antwerpen.

(Gleis des Bildes Seite 410, 412 und 413.)

Schon im letzten Burenkrieg spielten die englischen Schiffschlangen eine große Rolle. Sie wurden damals, der schwachen Feldartillerie der Buren gegenüber, als schwerere und weitertragende Geschütze mit großem Erfolg zur

PROCLAMATION

Da der Krieg zwischen den Armeen geführt werden soll, so geschweige ich unbedingt Sicherheit des Lebens und des Privatgutes aller Einwohner bei Einhaltung der in nachstehender Verordnung seiner Exzellenz des Herrn Eappen-Inspecteurs, Generalleutnant von Hellingrath, gegebenen Bestimmungen, auf die ich ausdrücklich verweise.

Im Besonderen bestimme ich hier Bauhaus und Tourcoing und die zu diesem Zeitpunkt gehörigen Gemeinden folgenden:

1. Die Waffenablieferung hat sofort an den Rathhausern zu erfolgen. Die schriftliche Bestätigung der betr. Bürgermeister, dass in ihren Gemeinden keine Waffen, keine Munition oder Sprengstoffe mehr vorhanden sind, geht am nicht spätestens 24 Stunden nach Anschlag dieser Bestätigung ab. Für schnellste und sicherste Befolgung dieser Meldung haften der Bürgermeister und die Gemeinde.

Auf die Strafbestimmung Punkt III der neben stehenden Verordnung des Herrn Eappen-Inspecteurs mache ich besonders aufmerksam.

2. Das Glocken geläute, auch an Sonn- und Feiertagen, sowie bei Beerdigungen, ist verboten.

3. Ich bestimme hier die Städte Roubaix-Tourcoing, dass jeder Verkehr der Zivilbevölkerung auf der Straße von 9 Uhr abends bis 6 Uhr morgens nach deutscher Zeit - bzw. von 8 Uhr abends bis 5 Uhr morgens nach französischer Zeit - untersagt ist. Wer trotzdem in besonderen Notfällen oder mit einem Erlaubnis von mir, innerhalb der verbotenen Zeit auf der Straße sich zeigt, hat eine brennende Laterne zu tragen. Jedermann hat auf Anruf von Posten oder Patrouillen zu halten. Zuwiderhandelnde müssen gewarnt sein, dass auf sie geschossen wird.

4. In der gleichen Zeit - von 9 Uhr abends bis 6 Uhr morgens nach deutscher Zeit - müssen alle Wirtschaften, die keine besondere Erlaubnis von mir haben, geschlossen sein.

5. Bewachungen darüber mit auf schriftliche Anweisung der Kommandanten erfolgen. Über das Befolgen wird jedesmal Quittung gegeben. Auf Grund dieser Quittung wird die Bewachung erfolgt.

6. Die Arrestanten von Militärpersonen müssen bei Nacht werden. Die Arrestanten oder Bewachungen der Bewachungen der Arrestanten müssen streng bestraft. Wird der Täter nicht ermittelt, so haften die Gemeinden.

7. Ebenso wie der Friedliche Bürger meine Schutzes gewarnt sein darf, werde ich auch jeden Ungehorsam und jede Widergesetzlichkeit der Einwohner gegen auf das allergrößte bestrafen.

Roubaix, le 20. Oktober 1914.

HOFMANN
Major und Eappen-Inspektor

La guerre n'étant faite qu'entre les armées, je garantis en bonne forme la sûreté absolue de la vie et de la propriété privée de tous les habitants, s'ils obéissent aux ordres contenus dans l'ordonnance de son Excellence le Général Inspecteur von Hellingrath Inspecteur des états. Cette ordonnance est affichée à côté de la proclamation et on est prié de la lire très attentivement.

En outre, j'ordonne aux villes de Roubaix-Tourcoing et à toutes les communes qui dépendent de ma circonscription de se conformer aux ordres suivants :

1. — Les armes seront remises immédiatement aux maires. Les maires devront me faire parvenir une attestation écrite certifiant qu'il n'y a plus d'armes, ni munitions, ni explosifs dans leurs communes, au plus tard dans les 24 heures après l'expiration de cette affiche. Si l'attestation ne me parvient pas aussi rapidement et aussi exactement que possible, le maire et la commune en seront rendus responsables.

J'attire toute votre attention sur l'ARTICLE III de l'ordonnance de M. l'Inspecteur des états.

2. — Il est défendu de sonner les cloches même le dimanche et les jours de fête et aux réveillons.

3. — Je décide que la circulation dans les villes de Roubaix-Tourcoing est absolument interdite de 9 heures du soir à 6 heures du matin (heures allemandes) c'est-à-dire de 8 heures du soir à 5 heures du matin, heures françaises. Tout individu qui circulera pendant le temps interdit pour un motif quel qu'il soit sera puni d'une amende, d'arrestation, etc., même s'il est pourvu de son autorisation.

A l'appel des sentinelles, on doit porter tout individu s'arrêter immédiatement sans il pourra être tué.

4. — Pendant les mêmes heures de 9 heures du soir à 6 heures du matin, (heures allemandes) toutes les voitures et tous les éclairages qui n'ont pas une autorisation spéciale devront être fermés.

5. — Des réceptions ne peuvent se faire que par ordre écrit du commandant. Cet ordre sera de quittance pour les objets reçus, sur le vu duquel on sera indemnisé plus tard.

Les obligations des habitants particuliers des militaires doivent être payés comptant.

6. — L'incivilité ou la destruction des proclamations et avis de l'armée allemande entraînera des peines très rigoureuses. Si le coupable n'est pas connu, c'est la commune qui en sera responsable.

7. — Si les habitants peussent prouver sur ma protection, par contre je punirai des peines les plus sévères les cas de désobéissance ou de résistance.

Roubaix, le 20. Octobre 1914.



Überfall eines sächsischen Liebesgaben-transportes.
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

Geltung gebracht. Die Buren nannten sie „die langen Loms“. Auch jetzt hatten im letzten Augenblick die Engländer die langen Feuerrohre auf den Mäulen der Jägers von Antwerpen aufgestellt, da die Belgier dem Vernehmen nach feinerer wohl beachtlich hatten, Krumpfschüsse zu diesem Zweck anzufragen, wegen eines jetzt leicht zu erklärenden Widerstandes aber noch nicht zur Ausführung der Armierung gelangt waren, als die Kanonen hätten da sein müssen. Bei ihrem vorsichtig-flüchtigen und rechtzeitigen Rückzuge sollen die Engländer den größeren Teil dieser Artillerie wieder mitgenommen haben, so daß wir in den heftigen Stellungskämpfen am Meerabschnitt ihnen wieder begegneten.

Unser Bild auf Seite 410 zeigt uns die von englischen Matrosenartilleristen und belgischen Kanonieren bedienten Kanonen im Feuer. Außer großen Schiffschützen für die tändige Bedienung sehen wir eine fontanellende Panzerung, die den geschützten Bereich von Stütz- und Stützgeschütz und der ruhenden Besatzung, besonders auch nach oben, ausgiebigen Schutz bietet. Dieser beschränkt sich übrigens auf Schrapnellflugel, Sprengstücke und Gewehrgehölze. Volltreffer der deutschen Belagerungsgeschütze schlagen glatt durch und richten, da sie beim Auftreffen springen, in der Panzerbatterie durch ihre Sprengwirkung je nach ihrem Kaliber

neueren Geschützen aus Weßling bestehen und die Pulverladung samt Zündhütchen aufnehmen, darf man auch daraus auf eine veraltete Bauart schließen. Auch oben hin die Geschoskammern durch einige unauslöschliche Sandfäden mangelhaft gedeckt. Sodann läuft eine „Perne“, die die Grasnarbe des gewachsenen Bodens zeigt, rings um den Geschosstand. Auf ihr liegen einige Geschosse. Die ausgeschachtete Erde ist durch Wurzeln der Bäume erhalten. Zwischen diesen und der Erde sind wahrscheinlich Kalktuffe als „Boden“ aufgeschichtet. Vorn hat der Wall eine breite, tiefe, die erdigen Kalktuffe, weit nach rechts und links die Schuttrichtung zu ändern.

Im Gegensatz zu diesem Bilde der Verlassenheit und des Schweigens führt uns der Künstler Seite 413 mitten hinein in die frische frühliche Feldschlacht. Vor Antwerpen tobt sie, zwischen dem äußeren und inneren Fortgürtel, wo die Belgier, verstärkt durch eine englische Brigade, unfernen über die Reihe gegangenen Truppen entgegengetreten. Außer vier schweren Batterien sind in ihrem stürmenden Fußvolk viele Maschinengewehre und 52 Feldgeschütze neuester Art mit Schiffschützen und Rohr-



Geschützbesatzung.

verschieden großen Schaden an. Genau so sind die an der belgischen Nordsee küste in Tätigkeit befindlichen englischen Panzerzüge beschaffen, so daß es möglich ist, daß wir einen solchen vor uns haben, den die Engländer vor Antwerpen verwendeten. Eine weniger von moderner Technik zeugende Hinterlassenschaft der „Belgischer Belgiens“ zeigt uns das Bild auf Seite 412: ein langes Kanonenrohr ohne Rohrrücklauf oder Schießbremse und ohne moderne Abstützmittel auf einer ebenso veralteten Lafette. Der Verschluss ist entfernt, damit wir aufreistande sein sollten, uns des losbaren Instruments zu bedienen. Die Sorge wäre unbegründet gewesen. Wenn das Rohr aus Bronze besteht, können wir Friedensgluten daraus gießen. Ist es aber Stahl, dann muß es zum alten Eisen wandern, wenn nicht Medaillen als Grenzzeichen daraus geprägt werden sollen.

Auf der oberflächlich hergestellten Weltung hat das Geschütz gewiß nicht lange gefeuert. Da die Hemmteile fehlen, wäre es bei jedem Schuß weit zurückgelaufen und hätte bald den Bretterbelag übereinander geworfen. Wir sehen, daß der Geschosstand in einer Tiefe, die etwa der Höhe der Lafettenräder entspricht, in den „gewachsenen Boden“, wie man die an Ort und Stelle angestrichene natürliche Erdoberfläche nennt, eingeschossen ist. Dieser gewachsene Boden gibt bessere Bedienung als ein hoher künstlicher Wall und unter Umständen selbst ein Panzer. An der bestgeschützten Stelle sind denn auch Geschoskammern eingebaut. Da keine Kartuschhüllen sichtbar sind, die bei

rücklauf in die Hände gefallen. Wir sehen, wie die Belagerungen mit den Proben allseitig Reifens nehmen. Unsere Schützen werden in der feindlichen Feuerlinie gehalten und, solange noch etwas vom Gegner in Zukunft zu sehen ist, ihre Patronentaschen darauf leer schenken. Während es sonst in der Feldschlacht Sache unserer Reiterei ist, mit flinken Rössen seitlich herumzureisend dem fliehenden Feinde den Weg abzuschneiden, müssen hier im Stellungsgelände die noch flinkeren Geschosse der Feuerwaffen die schnelle Verfolgung allein übernehmen. Bald wird unsere Feldartillerie herantreiben, um die Schützen im Verfolgungsfeuer abzulösen. Dann ordnen diese ihre Verbände, empfangen gleichzeitig neue Patronen aus den nachgekommenen Kompaniepatronenwagen und rücken soweit nach, als es das Feuer der feindlichen schweren Geschütze vorläufig erlaubt.

Feldzeugmeister Potiorek und der Feldzug gegen Serbien.

(S. 419 die Bilder Seite 418 und 419.)

Die Strategen in der Heimat haben sich oft genug mit einem gewissen Nachsicht gefragt, warum denn die Donaumonarchie so lange mit dem kleinen Serbien nicht fertig werde. Aber abgesehen davon, daß das Gelände dort unten an Schwierigkeit vielfach mit den Bergen weiteisen kann und die Serben sich bei jeder Gelegenheit als höchst gütige und tapferer Gegner erweisen, sind sich die militärischen Sach-

verständigen einig, daß es die österreichisch-ungarische Heeresleitung gerade gegen diesen verbliebenen Gegner verstanden hat, mit den verhältnismäßig kleinen Mitteln und Opfern das Möglichste zu erreichen. Wir werden demnachst ausführlicher auf diese Ereignisse zurückkommen; für heute genüge eine kurze Übersicht. Zu Anfang schon hatte die uns verbliebene Monarchie erklärt, daß sie die Auseinandersetzung mit Serbien als Angelegenheit zweiter Ordnung ansehe. Auf die blutig blühenden Vorboten einer Erklärung Belgrads in den ersten Kriegstagen wurde verzichtet, weil eine spätere Wiederaufgabe der Stellung, wie sie am 15. Dezember auch tatsächlich erfolgte, aus strategischen Gründen im Bereich der Möglichkeit lag; auch konnte man gut die Rolle, die von den Serben auf den Suchen hinter Belgrad vorbereitet war. Der Angriff sollte vielmehr flug und erfolgreich in der Gegend des Jularmenflusses von Drina und Sava ein (Schabag, Obrenowah, Vrsatitsa und Loschitz; Mitte August). Dann mußte man sich auf die Verteidigung beschränken, um alle verfügbaren Kräfte den Russen entgegenzusetzen. Doch blieb man nicht untätig; man lockte die Serben über die Grenzflüsse und brachte ihnen in Bosnien, in Syrien und im Banat empfindliche Schläge bei, die für einzelne Divisionen geradezu vernichtend waren. Im Oktober wurden dann die in Bosnien eingedungenen serbischen und montenegrinischen Abteilungen gründlich abgefertigt (Zwoznit, Romanja Planina, Kofschja, Sojma Vofschja, Vofschja) und das Reichsgebiet endgültig geläubert. Mit der Erleichterung im Norden (Vorstoß gegen Warshaw) begann schließlich die entscheidende Angriffsbewegung der österreichisch-ungarischen Armeen im serbischen Land, das dessen Verteidiger allerdings immerhin mit großartigen Tapferkeit und Verwundbarkeiten auszuhalten hatten. Trotzdem wurde im heidenmütigen Sturm Stellung um Stellung — wir nennen nur kurz die Namen Schabag (2. November), Krupanja (9. November), Baljevo, Obrenowah, Maljen und Gwardiolina genommen, wobei, von Südwesten bedroht, auch Belgrad fiel. All das hat die österreichisch-ungarische Armee, sobald sie ernstlich wollte, in wenig Wochen zustande gebracht.



Feldzeugmeister Viktor Potiorek, der kaiserliche Oberbefehlshaber der österreichisch-ungarischen Heeresmacht.

Der Dank für diese Erfolge gebührt neben den tapferen Truppen ihrem weitblickenden Führer, Feldzeugmeister Viktor Potiorek. Am 20. November 1883 zu Bielberg in Kärnten geboren, wandte er sich bei seinem Eintritt ins Heer der Geniewaffe zu, wurde bald in den Generalstab berufen und stieg rasch auf der Stufenleiter der militärischen Würden, war auch eine Zeitlang Vertreter des Generalstabschefs. Bei Ausbruch des Krieges war er Armeepinspeltier in Sarajewo, zugleich Chef der Unterabteilung von Bosnien und der Herzegovina. Kaiser Franz Joseph hat ihm Mitte November für seine Verdienste als erstem das neu eingeführte Militärverdienstkreuz erster Klasse mit der Kriegsdekoration verliehen, das im Rang noch vor dem Großkreuz des Leopoldordens steht. Bedenkt man, daß die Romanabene der letztgenannten Auszeichnung bis 1884 das Recht hatten, um Verleihung des Freiherrenstandes nachzusuchen, so wird man den Wert des neuen Militärverdienstkreuzes erster Klasse erst recht einschätzen und damit auch den ersten Träger.

Der Maasübergang der 26. Infanteriedivision.

(S. 419 die Bilder Seite 418 und 419.)

Es läßt sich leicht denken, wie gespannt Offiziere und Mannschaften der 26. (1. Königl. Württ.) Infanteriedivision waren, als der Befehl erteilt wurde: In der Nacht von Sonntag auf Montag, nämlich vom 29. auf den 30. August, überschreiten wir die Maas.

Am 29., gegen vier Uhr nachmittags, gingen wir in letzten Schützenlinien mit weiten Zwischenräumen aus den Wäldern gegen den Strom vor, um bei den erwarteten feindlichen Artilleriefeuern möglichst wenig Verluste an bedingungslosen Gelände zu erleiden. Unsere Reihen waren aufs höchste gespannt. Wir warteten von Minute zu Minute. Die 7 Kilometer über die Ebene blühten uns ein unendlicher Marsch. Doch wir erhielten kein Feuer. Nur drei bis vier Franzosen sprangen wie aufgeschauelte



Truppenlager in Serbien.

Stößen und in die Maas zurückgeworfen werden. Die Kampfanien und Batterien schoben die ganze Nacht. Nächsten Morgen kehrt eine deutsche Kanalleriedition von ihrem Aufmarsch gegen Beaumont zurück nach Bille Franche, nachdem sie feindliches Schrapnellfeuer erhalten hatte. Bald darauf erscheinen auch die weißen Wölfe über unseren Schützengräben. Unsere Artillerie antwortet. Der Richturm von Montigny wird beschossen, da sich dort feindliche Beobachter zeigen. Bille Franche geht in Flammen auf. Die Bewohner haben — wie üblich — auf unsere Truppen geschossen. In der Richtung aber dem Bergstein der Côte St. Germain liegt man einen anderen gelben Pfeilschallone emporkommen, der ankündet die schwere Artillerie durch Beobachtungen unterstützt.

Umlänglich beginnen wir vom rechten Flügel her anzugreifen. Es war schon nachmittags fünf Uhr geworden. Zeitnahe d. A. Versch fällt beim ersten Sprung mit Kopf schuß nieder. Nach Montigny greifen Infanteriegeschosse herüber. Auch französische Maschinengewehre scheinen sich dort in den Häusern eingerichtet zu haben. Man hört es an losgerissenen Klappen und merkt es an unseren Verlusten. Plötzlich erhält die Kompanie am weitesten links (4/125) vom Wald von Montigny her tosendes Kanonenfeuer aus nächster Nähe. Da gibt es kein Befehlen mehr. Im Sturm

sie sich verschängt hatten, wobei sie niedergeschossen oder gefangen genommen wurden. Es mögen etwa sechshundert gewesen sein.

Eine Eilbotenfahrt in der Nähe von Przemysl.

Schlecht sind die Straßen in dieser Gegend für die Kraftwagenfahrer, und besonders schlecht sind sie es in der Jahreszeit, wo es sehr häufig regnet und die Wege schlammig werden. Von des Tages Mühe und Arbeit genießen denn auch gerne unsere „freiwilligen Fahrer“, ein wenig der Ruhe. So saßen und lagen eines Tages einige von ihnen in einem großen Raume, den sie sich so gemütlich wie möglich hergerichtet bemüht gewesen waren. Es war in einer großen Sägemühle umweit Dobromil, wo man sie untergebracht hatte. Der Inhalt einiger Kondernbuchsen hatte zur beschriebenen Mittagsmahlzeit gedient. Man verklärte sich gegenseitig, daß es großartig geschmeckt habe, und daß sie gerade geblieben war. Paul E. sah ihm etwas verstimmt zu, denn er hatte nichts Rauchbares mehr, weshalb ihm sein Freund den Antrag stellte, man wolle die Zigarette abwechselnd rauchen. Paul wehrte beides ab, und es entstand ein Wettstreit „obler Seelen“.

Da betrat ein höherer Offizier das Gemach und fragte: „Welcher der Herren wäre vielleicht so freundlich, so schnell als nur möglich zu General D. hinüber nach Nowomastaw zu fahren und dieses Schreiben zu überbringen? Die Sache ist von großer Wichtigkeit!“ Sofort meldeten sich alle Fahrer. Der Offizier lagerte über diesen Eifer und meinte dann, wer den zuverlässigsten und schnellsten Wagen besitze, der solle die Fahrt unternehmen. „Aber“, sagten die Offiziere, „Mercedeswagen“ hatten, wohl feinen Daimlermotor am meisten zumuten, deshalb nannte er als sofort seinen Namen. Der Offizier trat nun mit dem Fahrer an und gab ihm genaue Anweisungen. Halbblau meinte er, der Wagen könne zu gefahrlos verfahren. Sie werden jedenfalls in keine Zwickmitten durch die Feinde kommen müssen. Wir waren zwar der Meinung, die Russen hier in der Gegend vollständig vertrieben zu haben, aber man zeige sich sich wieder in Scharen an einem 5 Kilometer von



Schützende Beobachter von Antitopen zeigen den deutschen Wundposten ihre Pässe vor.

geht es mit Rücksicht auf ein Objekt auf den Waldrand zu (siehe Bild Seite 421). Doch stehend können eigene Granaten von hinten und schlagen tragend daß wir uns im Waldrand ein. Die nächste Lage kommt noch früher. Die Wogen des Kampfes fluten zurück. Doch nur zwanzig Schritt zur nächsten kleinen Deckung. Ein Beweis deutlicher Disziplin! Fortwährend plagen die Granaten 50 Meter vor uns am Waldrand. Feindliche Schützen und Maschinengewehre halten sich dort unentwegt und überschütten uns mit Geschossen, während ein Mästerer eilig mit Meldung zur Artillerie läuft.

Endlich läßt das eigene Artilleriefeuer nach. Mit Surra geht es in den Waldrand. Seiten und Flügel hindern sich dem Vorwärtsschreiten. Keine von anderen Kompanien schweben in die vorrückenden Lage ein. Die vordersten Mästerer sind schon bei den flüchtenden Franzosen. Ihre Maschinengewehre, die sie noch bis kurz zuvor heldenhafte bedienten, waren durch Fortschleppen der Ränne undurchgänglich gemacht worden und wurden jetzt mit Gewehr und Bajonett verteidigt. Doch seien uns Rufen mit neunhundert Patronen in Reichweite, sowie auch allerdings kampfunfähig gemachte Maschinengewehre in die Hände. Dabei lagen sieben Verwundete und Tote, die bis zum letzten Augenblick Widerstand geleistet hatten. Wahrscheinlich ein schöner Erfolg. Wir konnten weiter empor bis zum Gipfel und sahen unter uns, wie auch Montigny gestürzt wurde. Die Franzosen sprangen aus den brennenden Häusern, in denen

Grabownica entfernten Punkte. Am besten ist es, Sie nehmen sich noch einen Kameraden als Beobachter mit. — „Hoff antwortete in seiner einfachen, wiederholten Art. „Wenn Sie gestatten, fahre ich lieber allein! Dann handelt es sich nur um mich, mein Begleiter könnte am Ende doch Schaden leiden, und das will ich vermeiden!“ Ernst nahm der Offizier, aber er betonte nochmals die Wichtigkeit des Auftrags. Als er gegangen, beistellte sich Hoff, seinen Wagen zur Abfahrt zu rufen, und sein Freund Paul tat ihn, mitfahren zu dürfen. Hoff aber meinte: „Es ist genug, wenn einer fällt, die Sache ist ohnehin brenzlich! Du aber bist deiner Eltern einziger Sohn. Ich habe aber einen Mann, und du sollst mir dabei behilflich sein!“ Die jungen Leute gingen in die Scheune, wo die Wagen standen; nach fünf Minuten erlörnte bereits Hoff's Gruppe, und er fuhr davon. Neben ihm jedoch sah ein Soldat im Mantel, mit hochgehaltetem Stragen. So schien der junge Fahrer sich im letzten Augenblick denn doch noch einen anderen besonnen zu haben.

Hoff war ein guter Fahrer, sein Wagen kaskierte auf der Landstraße nur so dahin. Anfangs ging die Sache ganz glatt. Einen furchigen Blick warf Hoff auf bis in den Sonnenstein ganz unruhig und zitternd erscheinende Landschaft. Rechts aber stiegen aus den Säulern eines Dorfes dunkle Rauchwolken auf, ein Zeichen, daß dort wieder Russen ihre Witterkarte abgeben hatten. Eine lange Kaskamentallinie zieht sich von Nowomastaw nach Grabownica. Hier wurde der Weg etwas schlechter, aber



Daselbst bringen von den Mittelschützen verlangtes Material, das von dieser sofort bei Übernahme besetzt wird.

trugden fuhr unter Geld mit starker Geschwindigkeit, denn es kam ihm vor, als sei in der Ferne ein Schuß gefallen. Sollte er ihm gegolten? Der Begleiter Hoff's verhielt sich klamm und hart. Wie sollte es auch nicht? Es war ja gar ein lebendes Wesen, sondern ein Strohmännchen, dem Paul und Hoff den Mantel angehängt und eine Mütze aufgesetzt hatten. Der Strohmännchen aber sollte unserem Feinden noch gute Dienste leisten. 200 Meter ungefähr von Grabownica erreichte Hoff im freien Felde einen Trupp Russen. Sie schickten ihm alsbald einen Gruß aus ihren Flinten herüber. Glücklicherweise traf keine Kugel. In schnellster Fahrt nahm nun der junge Mann den Weg durch das Dorf. Er war darauf gefaßt, von Russen angehalten zu werden, und tatsächlich schickten ihm einige den Weg zu verstopfen; aber der Wagen fuhr mitten durch, und Hoff ließ sich nicht aus seiner Gemütsruhe bringen, sondern die Soldaten auch schrien und schossen. Er duckte sich ganz nieder, so daß kaum der Wagenrand noch zu sehen war. Ihm beschloß die Russen wie während den Strohmännchen. Es war gut, daß dessen Mütze fest angeheftet war, sonst wäre sie bei den laufenden Russen längst heruntergefallen. Endlich war der Fahrer aus dem Bereich der Russen heraus und konnte aufatmen. Er bildete sich um, ob er auch nicht weiter verfolgt werde, und setzte sich dann wieder an seinen Platz. Kurze Zeit danach erschallte von fernem Schuß vor den Toren von Nowomastaw, und Hoff übergab dem General persönlich des Schreibens. Nun betrachtete er aber seinen Strohmännchen! Der war von fünf Augen getroffen worden, ebenso lagen in den Seitenwänden des Wagens drei Augen. Es kamen Kameraden herzu, die Hoff zu seiner Fahrt mitten durch die Feinde beglück-

wünschten. Sie machten ihn aber auch darauf aufmerksam, daß seine Mütze von einer Kugel durchlöcherig sei. Da nahm sie Hoff ab und betrachtete nachdenklich das kleine Loch. Der General aber schüttelte ihm die Hand und sprach: „Sie haben uns einen großen, einen außerordentlichen Dienst geleistet! Mit großer Lebensgefahr haben Sie diese Botenschaft überbracht. Diesen gefährlichen Weg sollen Sie aber nicht noch einmal machen! Sie fahren einfach über die Landstraße von E. zurück. Sie ist allerdings ein Umweg, aber vollständig sicher.“ — Hoff sagte „Ja“ und wartete auf die Antwort, die er zu überbringen hatte. Die Kameraden bewirkten ihm unterdessen mit einer Kasse guten Kaffees, was für Hoff ein ganz leiblicher Genieß geworden war. Nach zehn Minuten kaskierte er wieder ab, und weil ihm sein Chef anbefohlen, so schnell als nur möglich den Auftrag auszuführen, nahm er trotzdem wieder den vorigen Weg über Grabownica. Der Wagen rollerte und fuhr nur so dahin, und Hoff schaute so sehr er konnte nach den Russen aus, sie waren aber nicht mehr zu sehen. Jedenfalls hatten sie sich inzwischen schon wieder einen anderen Ort für ihre Tätigkeit ausgesucht. Groß war die Freude Pauls, als Hoff unverletzt zurückkam. Der lagte trocken, auf die Strohpuppe deutend: „Na, siehst du, wie gut es war, daß ich den da anstatt deiner mitgenommen habe!“

Die Granate, das Schrapnell und ihre Zünder.

Von Major a. D. Schmalz.

Wiederholt werden bei Schilderung der Kriegsbegebenheiten die beiden Geschosarten der Geschütze erwähnt; man weiß auch, daß ein Teil der Geschosse bei leichtem Aufsteigen, andere erst, nachdem sie in ein festes Ziel eingedrungen, wieder an-



Zwei Randflurkasken beim Obdrücken.



Österreichisch-ungarische Casemate beim Festsetzen.

in den Händen der Deutschen. Das auch in anderer Beziehung wichtige Dokument wurde in der Unterwerfung Redoute Chemin de Fer aufgefunden und hat folgenden Wortlaut:

Befestigte Stellung von Duffel, 28. September 1914. Antwerpen. Zettler Wolschmitt.

Generalstab.

An die Wolschmitt-Kommandanten für die Forts- und Redouten-Kommandanten.

1. Jedes Fort oder jede Redoute bleibt ein brauchbarer Stützpunkt, um einen Sturm auszuhalten, selbst im Fall, daß zerstört wurden:

- a) Bunkeranlagen, die Geschütze für Nah- und Fernkampf bedecken,
- b) Überführungsanlagen,
- c) Plantagenanlagen.

2. Jeder Fort- und Redouten-Kommandant, der das Wort ausgibt, das er befehligt, oder der sein Wort verläßt, wird mit dem Tode bestraft.

3. Jeder Offizier, Unteroffizier, Korporal oder Soldat, der sein Fort oder seine Redoute verläßt, wird mit dem Tode bestraft.

4. Es ist ausdrücklich jedem, der ein feindliches Festungswerk besetzt hält, verboten, in Verhandlungen mit feindlichen Parlamentären einzutreten. Es wird ohne Ausnahme auf jeden feindlichen Parlamentär Feuer gegeben, der sich irgendwelchem Punkte der Umwallung des feindlichen Festungswerkes nähert.

Generalleutnant und Kommandant der Gasse.

In Ergänzung unserer Darstellung des Falles von Antwerpen verweisen wir noch auf den Sonderbericht aus jachmannischer Feder, den wir auf Seite 221 brachten.

So groß der Erfolg war, den wir mit der Eroberung von Antwerpen (siehe Bild Seite 425) errungen hatten, war es doch nur ein Teilerfolg, und während der Belagerung der genannten Festung dauerten noch schwere Kämpfe in Nordbrabant. Wir haben auf Seite 328 mitgeteilt, daß die Kavallerie des Generalkommandos n. A. bereits bis vor Paris brachte. Als am 5. September die rechte Flügellinie in der Richtung Groppe-Beaumont unter Mitwirkung zahlreicher Artillerie, darunter viele aus Paris mitgebrachte schwere Batterien. Dieser Ausfall wurde abgewiesen, und die Deutschen drängten auf Paris nach. Im Anschluß an diesen Ausfall und im Verein mit den hierbei geworfenen Kräften unternahm am 6. September eine stark

überlegene englisch-französische Streitmacht einen Vorstoß gegen die Linie Meaux. Die erdrückende Übermacht der nordöstlichen von Paris versammelten gegnerischen Streitkräfte nötigte die deutschen Truppen, ihren rechten Flügel zurückzuziehen. Die Deutschen hielten hierbei den gewaltig überlegenen Feind in solcher Unerwartbarkeit aus, daß nicht nur die eigenen in voller Ruhe zurückgenommen werden konnten, sondern auch der feindliche Vorstoß zusammenbrach. Der Gegner konnte nicht nur nicht folgen, sondern die Deutschen nahmen bei der Zurücknahme des Feindes 30 feindliche Geschütze und 4000 Gefangene mit.

Groppe-Beaumont liegt im nordöstlichen Département Oise und ist Ankerpunkt der Eisenbahn. Gegenwärtig hat es etwa 5000 Einwohner. Die Gegend ist ein reiches Schloß und einer Abtei, merkwürdigerweise mit altertümlichen Häusern erinnert noch an die Bedeutung dieser Stadt, die ehemals Hauptstadt des Departements Meaux war. Meaux, die Hauptstadt des Departements Meaux, liegt an der Marne, etwa 10 Kilometer nördlich von Paris, von dessen Stadt umgeben nur 15 Kilometer entfernt. Es wird von der wichtigsten Eisenbahnlinie der französischen Ostbahn berührt. Die Bevölkerung arbeitet größtenteils in Getreidemühlen und Baumwollfabriken. Bedeutend ist auch der Handel mit Getreide und Reis, dem sogenannten Kornlage der Vie. Montmirail ist eine kleine Kantonshauptstadt im französischen Département Marne. Es liegt ungefähr 80 Kilometer östlich von Paris an dem West-Morin und wird von der französischen Ostbahn berührt.

Kurze Zeit vor der Abweisung des Ausfalls aus Paris waren die Städte Amiens und Reims besetzt worden, wodurch gewissermaßen die Kontrolle über den Zugang zum Meer in unsere Hände geriet. Der Kampf um Amiens währte drei Tage und erreichte seinen Höhepunkt in einem blutigen Treffen bei Moreuil, 20 Kilometer südlich von Amiens an der Aisne.

Als die Deutschen in Amiens einmarschiert waren, begab sich der die Truppen befehlighende Offizier sofort nach dem Rathaus und erstlich einen Aufruf, in dem er der Bevölkerung gute Behandlung zusicherte, falls keine feindlichen Handlungen begangen würden. Einige Stunden später hatte die Stadt für gewöhnliches Aussehen wieder. Frauen trafen an den Türen und Fenstern, und die Männer besprachen die Ereignisse. Ein Franzose, der in seinem Automobil in die Stadt hereinfuhr, ohne zu wissen, daß Amiens von den Deutschen besetzt war, sagte, abgesehen von dem Aufruf habe er an nichts bemerken können, daß die Deutschen von der Stadt Besitz ergriessen hätten.



Von einer Selbstangelegende zum Überqueren von Schächten im Obelisk durch Planiere des Österreichisch-ungarischen Heeres.

Amiens ist die Hauptstadt des französischen Departements Somme und liegt an der schiffbaren, mehrfach geteilten Somme, die hier die Celler aufnimmt. Die Stadt hat ungefähr 30 000 Einwohner. Hier gewann General Mauteuffel mit dem 1. und 8. Korps am 27. November 1870 einen entscheidenden Sieg über die 30 000 Mann starke französische Armee. Tags darauf wurde von General v. Goben die Stadt besetzt, und am 30. November ergab sich auch die Zitadelle.

Welchen Eindruck unsere Truppen in der dortigen Gegend selbst auf unsere Feinde machten, ergibt sich am besten aus einer Schilderung, die der Berichterstatter der „Times“ am 2. September seinem Blatt sandte. Er schrieb: „Das Ansehen der Deutschen vollzieht sich mit feindlich ungläubiger Schnelligkeit. Nachdem General Joffre ein Zurückgehen auf der ganzen Linie anbefohlen hatte, liegen die Deutschen, den besten Kriegsregeln folgend, dem zurückziehenden Heere keinen Augenblick Ruhe und setzen die Verfolgung unaufhörlich fort. Flugzeuge, Zeppelinluftschiffe und gepanzerte Automobile wurden gegen den Feind wie Vögel geschossen. Aber die Tapferkeit der Deutschen zu sprechen erlaubt sich. Sie marschieren in tiefen Abteilungen beinahe geschlossen vor. Fallen die Reihen unter dem Artilleriefeuer, so führen neue Mannschaften vor. Die Übermacht der Deutschen ist so groß, daß man sie ebensowenig wie die Wogen des Meeres aufhalten könnte. Die Überlegenheit der Deutschen in der Zahl der Geschütze, besonders der Maschinengewehre, die sie mit außerordentlicher Wirkung gebrauchen, der ausgezeichnete geregelte Erkundungsdienst mit Flugzeugen und Zeppelinluftschiffen, sowie ihre außerordentliche Beweglichkeit sind die Gründe für das Glück der Deutschen.“

Es entwickelte sich nunmehr eine neue große Schlacht zwischen Mauteuffel (nördlich von Meaux) und Wirz le Français (südlich von Etalons a. d. Marne); hier hatten die Franzosen eine feste Stellung eingenommen, die ihnen große Vorteile bot, während die vorgehenden Deutschen zu fortgesetzten Flucht- und Kanalarübergängen gezwungen waren. Die Deutschen erkannten rechtzeitig diese Sachlage und nahmen ihre Truppen zurück. Vergeblich versuchte General Joffre, durch eine Umgehung des deutschen rechten Flügels den Feind festzuhalten und vorzudringen zu schlagen. Der deutsche Planenteufel am Aisne hielt stand, mußte aber angesichts des Umrückens neuer harter Kräfte aus Paris zurückgenommen werden; dem rechten Flügel folgte das Zentrum der Deutschen, die damit den Schlußpunkt der Kämpfe an einen für sie günstigeren Ort, das Aisnegebiet, verlegten.

Nach italienisch-französischen Meldungen sollen sich bei dieser Schlacht zusammen anderthalb Millionen Mann gegenübergestellt haben. Am 10. September nahm der deutsche Kronprinz die befestigte Stellung der Franzosen südwestlich von Verdun. Gleichzeitig griffen Teile seiner Armee die südlich Verdun gelegenen Sperrforts an, die schon seit dem 9. September von unserer schweren Artillerie beschossen worden waren. Dieser außerordentlich heftige Angriff war gegen den Mittelpunkt der berühmten französischen Festungslinie gerichtet, die von Verdun nach Toul läuft. Der Angriff war vom Kronprinzen geleitet und von der Armee von Metz ausgeführt, nachdem schwere Kanonen in der Ebene von Woëvre in Stellung gebracht worden waren. Das Feuer wurde hauptsächlich auf das Fort Givonne gerichtet, mit der deutschen Absicht, an jener Stelle die Festungslinie der zu Verdun gehörigen Sperrforts zu durchbrechen.

Daß sich Verdun, über dessen Bedeutung unser Artikel auf Seite 384 Aufschluß gibt, so lange halten konnte, lag weniger an der Stärke der Festung und ihrer Besatzung oder an deren Verteidigungsmitteln, als vielmehr daran, daß wir nicht sogleich eine andauernde Beschießung unternehmen konnten, weil unsere schwere Artillerie anderweitig gebraucht wurde.

Wesens ist es das Bestreben unserer Heeresleitung, das Leben der Soldaten nach Möglichkeit zu schonen, weshalb tollkühne Sturmangriffe vermieden werden.

Im heftigen Kampfen um Verdun hat sich so folgend: Der Kampf, der am Fluß, in Wäldern und auf Wiesen tobte, dauerte vier Tage. Die Aisne führte infolge Plutagens Hochwasser, und es war den Verbündeten unmöglich, in die Schlachtfeld, auf die ein heftiges Artillerie- und Geschützfeuer gerichtet war, einzurücken. Das heftige Feuer galt dem Punkt, wo britische und französische Geminetruppen eine Brücke zu bauen versuchten. Dort erlitten mehrere Regimenter, die das nördliche Ufer der Aisne erreichten, sehr starke Verluste. Es war ein furchtbares Duell zwischen britischen Batterien, die den Übergang beschützten, und deutscher Artillerie.

Der Berichterstatter des „Daily Chronicle“ meldete, daß die Deutschen eine sehr vorteilhafte Stellung die Eisenbahn entlang einnahmen. In den „Times“ wurde gesagt, daß schwere Schützengewehre nach Paris gelangt seien. Neben von Toten und Verwundeten bedeckten die Schlachtfelder an der Marne. Die Eisenbahnzüge nach Paris waren überfüllt mit Verwundeten. Die Leichen von 7000 Gefallenen bezeichneten später den Schauplatz dieses Kampfes.



Kavallerieschlacht bei Rohrbach, November 1914.
Nach einer Originalzeichnung von Georg Hanel.

Im Verlauf der französischen Angriffe dehnte sich der Kampf nimmermehr auf die nach Osten sich anschließenden Truppen bis nach Verdun heran aus, so daß eine Kampffront von etwa 180 Kilometer Länge entstand. In einigen Stellen des Schlachtfeldes wurden deutsche Teilerfolge errungen. Bis zum 17. September blieben nun die Franzosen noch in der Offensive. Sie unternahmen täglich Angriffe, die zurückgewiesen wurden, ohne daß es jedoch zu einer Entscheidung kam. Immerhin hatten einzelne deutsche Gegenangriffe Erfolg. Am 17. September machten sich Anzeichen bemerkbar, daß die Widerstandskraft des Feindes zu erlahen begann. Ein mit großer Tapferkeit ausgeführter französischer Durchbruchversuch auf den äußersten deutschen rechten Flügel trach ohne besondere Unterstützung der deutschen Truppen in sich selbst zu sammen. Das 4. und 13. französische Armeekorps sowie Teile einer weiteren Division wurden südlich von Mayon entscheidend geschlagen und verloren mehrere Batterien. Der Rückwärtsbewegung

Hände. Damit ist gesagt, daß wir das Schlachtfeld behielten und gewonnen hatten. Auch an anderen Stellen der Schlachtfeldfront ist der Feind mit seinen Angriffen abgewiesen worden. Und gleichzeitig wurden Ausfälle der in den belagerten französischen Streitkräfte, die den allseitigen Angriff unterstützen sollten, mit Veranlassung zurückgewiesen. Am 18. September kam auch die Nachricht, daß die Franzosen beim Sturm auf das Chatou. Reimont bei Paris 2500 Gefangene in die Hände fielen.

Am 19. September konnte die deutsche Oberste Heeresleitung feststellen, daß auf der ganzen Schlachtfeldfront das englisch-französische Heer in die Verteidigungsstellung gedrängt worden war. Beide Teile befinden sich von nun an in wohlbesetzten Feldstellungen. Der Kampf hat sich aus einer offenen Feldschlacht gewissermaßen in einen Festungskampf umgewandelt. Eine Umgehung der englisch-französischen Streitkräfte war nicht möglich, da sie auf beiden Flügeln durch starke Festungen geschützt waren. So



Überlegen deutscher Truppen über die Schelde.

Die Schiffe im Hafen waren zuvor durch Offensivkräfte verbunden, um den Belgieren und Engländern zur Flucht zu dienen.

unseres aus dem Raume um Paris überraschend angegriffenen rechten Flügels hatte sich unsere ganze Front angeschlossen. Eine solche Rückwärtsbewegung hat, solange sie aus eigenem Entschluß hervorgeht, durchaus nichts Bedenkliches, und es muß angesichts dieser Entwicklung nachdrücklich betont werden, daß der Zweck der Kriegführung die Besiegung und Vernichtung der feindlichen Armee ist und daß sich diesem Zweck schlechterdings alles unterzuordnen hat, auch die Gefühle und Empfindungen der eigenen Armee.

Mayon liegt westlich von Langy, unweit der Oise, eines Nebenflusses der Seine. Hier also ist der Feind in der Stärke von mehr als zwei Armeekorps entscheidend geschlagen worden. Das dabei beteiligte 4. französische Armeekorps, dessen Rekrutierungsgebiet in Le Mans liegt, gehört zu den besten Truppen Frankreichs. Um so bedeutender ist unser Sieg. Gegen unseren rechten Flügel hatte der mit weit überlegenen Kräften unternommene Vorstoß aus Paris eine schwierige Lage für uns zu schaffen gedroht. Diese Gefahr wurde nun durch unseren entscheidenden Sieg abgewandt. Mehrere Batterien belanden wir in unsere

erklärte sich ohne weiteres, daß der deutsche Angriff nur langsam fortgeschritten konnte.

Mit welcher Tapferkeit unsere Truppen zum Führer bis zum letzten Mann kämpften und von welcher unerschütterlichen Mute sie besetzt waren, trotz aller unübersichtlichen Schwierigkeiten, die sich der Lösung ihrer oft sehr schweren Aufgaben entgegenstanden, davon zeugt ein Bericht über einen einzelnen Vorgang in der Schlacht an der Aisne, den Sturm auf Chevillécourt. Hier lassen die englischen Schilderungen im Wortlaut folgen:

„Schon acht Tage hatte die Nielsenstadt an der Aisne gebauert, da endlich erhielten am Abend des 19. September zwei Reservekorps sowie das ... Korps den Befehl, bei Tagesanbruch zum Angriff vorzugehen. Unserem Reservekorps ist die schwere und ehrenvolle Aufgabe zugewiesen, den Feind aus dem von Weim-Aisne nordöstlich sich erstreckenden Seitental herauszutreiben, aus einer harten Stellung, deren Schlüssel das Dorf Chevillécourt bildet. Das ziemlich hoch gelegene, für unsere Artillerie kaum erreichbare Dorf ist als Verteidigungsstellung wie ge-

schaffen. Rings ist der Ort von bewaldeten Anhöhen umgeben. Bei dem Dorf tritt der Wald zweimal bis an die Straße heran, die von beiden Seiten unter Feuer gehalten werden kann. Französische Elite-Truppen, die 63. Infanterie-Jäger aus Grasse sowie das 58. und 60. Infanterie-Regiment — fisch aus Velfort hergeführt — halten Ort und Waldgürtel besetzt.

Ein Reserveleutnant wird mit einer Patrouille, darunter ich, vom Regiment abgeordnet, um die Verbindung mit der angreifenden Division herzustellen und um gleichzeitig dem Brigadeführer einige unserer Jäger als Vorhut zur Verfügung zu stellen. Früh um halb vier Uhr reiten wir von unserem Quartier aus gegen Morsain, den äußersten von uns besetzten Ort. Wir reiten an langen, dunklen Abteilungen Infanterie vorbei — es sind dies Sturmkolonnen, die mit aufgespitztem Bajonett gegen Chevillécourt vorrücken sollen.

hielt es nicht lange an der Stelle; er eilte in dichtem Regen vorwärts, gefolgt von seinem Stab und meiner Patrouille. Jenseit des Straßengrabens will er Dedung suchen. In dem Augenblick riefen die Jäger der Infanterie aus den 150 Meter entfernten Häusern nur so auf die Straße. Der General taumelt, durch einen Querschläger am Schenkel verwundet, und wird von uns rasch in Dedung geführt, wo wir einen Notverband anlegen und das Bein abbinden. Wiedlung auf Wiedlung kommt von vorne, daß ohne Artillerie gegen die Häuser, von denen jedes in eine kleine Festung verwandelt ist, kein Fortschritt zu erzielen ist. Gleichzeitig kommt auch ein Teil der ... zurück, der vergeblich versucht hat, das Dorf von links her zu umfassen, der dort liegende bewaldete Grund ist durch den anhaltenden Regen in einen unpassierbaren Sumpf verwandelt worden. Endlich hat die Artillerie eine leidliche Stellung erreicht, doch muß, um nicht ins eigene



Die deutschen Truppen auf dem Wege von Antwerpen nach Gent und Ostrade.

Der Übergang über die schmale Brücke in Silschede dauerte hebenemal Stunden.

Nur hinter Morsain, in einer offenen Feldschrone, liegt der Brigadeführer, dessen Stab wir uns anschließen. Bald darauf, um fünf Uhr, eröffnen unsere Geschütze das Feuer, und sogleich ist auch das feindliche Geschützfeuer vernnehmbar. Der Stab geht hinter den ersten Kolonnen vor, durch einen engen Waldweg, wo eine weggeräumte Barrikade aus brennendem Strohzeug, bis etwa zwei Kilometer von Chevillécourt. Hier hält der Stab auf der Landstraße, indes ein Teil der Patrouille mit den Kämpfenden am Waldesrande in Dedung geht. Der General beordert Maschinengewehre und einen Zug Artillerie nach vorn. In dem Augenblick erhalten wir heftiges Schützfeuer von der anderen Waldseite her. Da, im rechten Augenblick, erscheint eine fische Kompanie und beginnt mit der Sicherung des Waldes.

Als die Wiedlung eintrifft, daß wieder ein neues Regiment den Dorfstand erreicht hat, geht es vor gegen einen dicht beim Orte gelegenen Soldatenplatz, der wenigstens gegen eine Seite leidliche Dedung gewährt. Den General

Feuer zu geraten, ein Teil der Sturmkolonnen zurückbeordert werden, was uns ziemlich Verluste verursacht. Schuß auf Schuß senden unsere braven Kanoniere aus ihren zwei Geschützen gegen das Dorf, gegen dessen dicke, vielfach mit Schießscharten versehene Mauern unsere Brigade jetzt von neuem anstürmt. Inzwischen beginnt auch die gegnerische Artillerie zu feuern und einige Brummer schlagen hinter uns nahe bei dem Verbundplatz ein, wo sich die Verwundeten befinden. In unserem Glück aber hat es damit sein werden; offenbar mit Absicht auf die im Dorf befindlichen Franzosen wird das Feuer nicht fortgesetzt. Jetzt endlich geht auch auf unserem rechten Flügel das 2. Bataillon in günstigerem Gelände vor, was den Ausschlag bringt. Ein Feldwebel bringt mit ein paar Mann in den Keller eines Hauses ein, säubert es und schießt vom Dach aus auf die hinter Hecken und Zäunen in den Gärten liegenden Franzosen. So wird hart um jedes Haus gekämpft — eine bewundernswürdige Leistung unserer braven holländischen Reservisten! Unser Oberst sehr sich selbst, das Gewehr in



Die zerstörte Cetinogora zwischen Vircpazar und Aulibari.



Die montenegrinische Grenzfestung Vircpazar am Scutari-See.



Befestigung Belgrade durch österreichisch-ungarische Monitore.
Nach einer Originalzeichnung von Graf von Bley St. Louis.

der Sand, mit wehendem Umhang an die Spitze seines Juges und erstürmt eine stark besetzte Scheune.

Da der Straßentampf immer weiter geht, läßt der Oberst das eine Geschütz in das Dorf vorrücken, und auch wir schließen uns mit einem Teil der Patrouille an. Unsere

Obersten zu unserem Regiment zurück, um die Meldung von der Einnahme von Chevillcourt, nach den Worten des Obersten ein zweites Bataillon, zu überbringen. Unsere Reiter erfüllen das freudige Bewußtsein, an einem Tage mit dabei gewesen zu sein, der sich den vielen Ruhmestaten



Wegnahme des montenegrinischen „Langen Tom“ bei Bilica. Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

braven Reiter haben sich durch Überbringen von Meldungen äußerst verdient gemacht. Unbekümmert um den Hagelregen haben sie die Verbindung mit der Artillerie und den seitwärts kämpfenden Divisionen hergestellt und so zum endgültigen Erfolg beigetragen. Grauenhaft ist das Bild, das sich uns im Dorfe bietet, die zerhöhenen, zum Teil brennenden Häuser und die große Zahl der Gefallenen, unter ihnen auch viele Offiziere.

Unsere Patrouille reitet am Abend auf Befehl des

unserer Armee würdig anreicht.“ (Hierzu unser Bild auf Seite 437.)

Auf Seite 330 teilten wir mit, daß Reims am 4. September ohne Kampf besetzt worden war und eine vollkommene Siegesbeute, Flugzeuge und Motoren, im dortigen Luftschiffhafen gemacht wurde. Wir haben aber diese Stadt zunächst nicht gehalten, denn unterm 20. September meldete das Große Hauptquartier: „Im Angriff gegen das französisch-englische Heer sind an einzelnen Stellen Fort-



Die Festung Belgrad.

Schritte gemacht. Reims liegt in der Kampffront der Franzosen. Gezwungen, das Feuer zu erwidern, belagern wir, daß die Stadt dadurch Schaden nimmt. Anweisung zur möglichst schonenden der Kathedrale gegeben.

Die Franzosen verbreiteten die Nachricht, daß von den Deutschen aus Barbarei auf die geschichtlich und künstlerisch denkwürdige Kathedrale geschossen werde, sie verschleien aber dabei die Tatsache, daß sie selbst auf dem Gotteshaus einen Beobachtungsposten errichtet hatten, was natürlich die Beschießung unvermeidlich machte. In folgendem Schreiben an die Mächte erhob die französische Regierung Einspruch:

„Ohne den Schein der militärischen Notwendigkeit anzuführen zu können, haben deutsche Truppen aus reiner Zerstörungslust den Dom von Reims planmäßig heftig beschossen. Augenblicklich ist die berühmte Hauptkirche eine Ruine. Es ist Pflicht der französischen Regierung, diese abscheuliche Tat des Vandalismus, der dadurch, daß ein Heiligtum anderer Geschichte dem Feuer übergeben wurde, die Menschheit eines unvergleichlichen künstlerischen Erbes beraubt, der allgemeinen Entrüstung preiszugeben.“

Delcassé.
Die deutsche Regierung gab darauf folgende Erklärung ab:

„Die französische Regierung hat sich leider nicht vor einer verleumderischen Entstellung der Tatsachen scheut, wenn sie behauptet, daß deutsche Truppen ohne militärische Notwendigkeit den Dom von Reims zur Zielscheibe eines systematischen Bombardements gemacht hätten. Reims ist eine Festung, die von den Franzosen noch in den letzten Tagen mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln ausgebaut worden ist und zur Verteidigung ihrer jetzigen Stellung benutzt wird. Bei dem Angriff auf diese Stellung wurde das Bombardement von

Reims leider zu einer Notwendigkeit. Befehle waren erteilt, die berühmte Kathedrale hierbei zu schonen. Wenn es trotzdem wahr sein sollte, daß bei dem durch den Kampf hervorgerufenen Brand von Reims auch die Kathedrale gelitten hat — was wir zurzeit nicht feststellen vermögen —, so würde das niemand mehr bedauern als wir. Schuld tragen allein die Franzosen, die Reims zur Festung und zu einem Stützpunkt ihrer Verteidigungsstellung gemacht haben. Wir müssen energischen Protest gegen die Verleumdung erheben, daß deutsche Truppen aus Zerstörungswut und ohne dringende Notwendigkeit Denkmäler der Geschichte und Architektur zerstören.“

Diese Tatsache wird auch im neutralen Ausland, nachdem dort längere Zeit die französische Darstellung geglaubt worden war und zu Enttäuschungen von künstlerischen Körperschaften geführt hatte, anerkannt.

So schrieb die „Neue Zürcher Zeitung“: „Es muß mit allem Nachdruck der Aufmerksamkeit entgegengetreten werden, daß die Kathedrale abhändelt vom deutschen Heer unter Kanonen genommen worden ist. Doch auch die französische Regierung in ihrem Protest diese Auffassung sich aneignet und fest behauptet, einzig aus Zerstörungswut hätten die Truppen die Kathedrale einer planmäßigen Beschießung unterzogen, ändert an der offensichtlichen Unrichtigkeit dieser Behauptung nichts. In dieser Beziehung können wir uns unbedingt auf Mitteilungen des Generalstabs verlassen. Es ist also daran festzuhalten: die französischen Truppen selbst haben nichts getan, das Artilleriefeuer von Reims abzuwenden. Vom Feinde aber diese Rücksicht zu erwarten, wäre doch recht naiv.“

Sogar die „Times“ erkannten die Berechtigung der deutschen Beschießung an.

Von dem Gelände an der Aisne, wo sich unsere Truppen auf so lange



Hotel de Ville in Reims — St. Pierre (Zerstört).

Gen. Mangin, Kommandant.

Zeiten stehen mußten, entwarf William Maxwell im „Daily Telegraph“ unterm 20. September folgendes Bild, bei dem man immer beachten muß, daß die Farben in einem den Deutschen ungünstigen Sinne gemischt sind:

„Das ist eine Belagerung, keine Schlacht. Vor ein paar Tagen sagte mir ein gefangener Deutscher: Diese Stellung können wir drei Monate lang halten, falls es nötig ist. Damals dachte ich, er wolle prahlen. Aber augenscheinlich wußte er Bescheid.“

Während die deutschen Heere nach der Marne marschierten, waren gleichzeitig Tausende am Werke, um hinter ihnen Befestigungen anzulegen, Geländehochstellungen herzustellen, Blockhäuser und vorübergehende Festungswerte an der Aisne und zwischen den Höhen um Reims zu erbauen. Die Leute redeten über diese Vorrichtungsbefestigungen als Beweise von Schwäche und Mangel an Selbstvertrauen. Aber sie waren keineswegs von dieser Art. Sie waren gesunder Menschenverstand und vernünftige Voraussicht. Ein guter General steht sowohl hinter wie vor sich.

Das Gelände, das der Feind jetzt besetzt hält, ist schwierig. Die Märsche, von Soissons nach Reims, ist hügelig und stellenweise fast abschüssig. Westwärts, zwischen Soissons und der Aisne, und östwärts, zwischen Châlons und der Maas, ist das Land offen und weggel mit langen Höhenzügen und zerstreuten Gehäusen und Weibern. Es gibt aber noch eine andere Eigenart hier im Westen, der die Soldaten viel Bedeutung beilegen und von der sie in fast geheimnisvollen Tönen sprechen. Das sind die Steinbrüche.

Diese Steinbrüche, die sich östwärts hinziehen von dem Fort von Laque bei Compiègne, liefern einen harten, weissen Stein, der in die Wände geschmitten wird und für bedeutendere Gebäude gebraucht wird. Die Steinbrüche

sind zum größten Teil deutsche Unternehmungen. Die Galerien und Höhlen, aus denen der Stein gebrochen wird, dienen dem Feinde als Forts und verlässlichen feindlichen Stellungswerte. Man kann die ganze Linie, die die Deutschen innehaben, vergleichen mit einer Festung, die von verhängten Lagern eingefast wird, aber ohne alle die Einschränkungen und Behinderungen solcher Verteidigungen. Und aus diesem Grunde ist die Schlacht an der Aisne eine Belagerung geworden.

Wenn die Fortschritte langsam und unsicher sind, so liegt es daran, daß die Schwierigkeiten groß und unerwartet sind. Hinter dem offenen Lande liegen vor uns die Steinbrüche, die einen unangenehmen Ball bilden, der bei Dancourt am nördlichen Ende des Forts beginnt und sich in Abständen auf Meilen hin östwärts erstreckt.

Unseren eigenen Techniker hätten keine fürchterlicheren Stellungen für die schweren Batterien und Maschinen-gewehre erfinden und errichten können als die sind, die der Feind entlang diesen Linien aufgestellt hat. Sie im Sturmangriff zu nehmen, ist unpraktisch; sie zu bombardieren, ist lediglich Vergeudung von Zeit und Munition. Die schweren Geschütze der Franzosen sind gewaltige Waffen und ihre Hochexplosionsgeschosse sind von zerstörender und tödlicher Kraft. Ich habe einige erstaunliche Beweise hierfür gesehen. Ein Schloß, das die Deutschen besetzt hielten, geriet vor einigen Tagen unter das Feuer dieser Geschütze, und sein Inhalt wurde buchstäblich zu Pulver gemahlen; selbst die Blätter der Bäume waren wie Asche. Aber gegen Wehrmassen, wie sie hier vorliegen, haben selbst die mächtigsten Geschütze wenig Wirkung und lassen die deutschen Verteidiger unbewegt.“

(Zerückung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Beschließung und Erstürmung Belgrads.

(Dazu die Anstaltelage sowie das Bild Seite 434 oben.)

„Stadt und Festung Belgrad“, die Serbenhauptstadt, wurde durch österreichisch-ungarische Balkanstreitkräfte eingenommen! Auf ihren Mäulen und Balkonen wehte wieder einmal, wie schon zu mehreren Malen seit zwei Jahrhunderten, stolz die Standarte der Habsburger. Eine Überraschung ist es nicht, wenn man hat sie daran gewöhnt, daß die tapferen österreichisch-ungarischen Truppen, wenn es im Willen der Heeresleitung gelegen hatte, die starken, nordwärts gerichteten serbischen Stellungen in und um Belgrad schon längst eingenommen haben würden. Aber, wie bekannt, ließ die Verhinderung schon zu Beginn des Krieges erkennen, daß das Strafgericht, das Serbien treffen soll, mit Nordostwind zurückgestellt werden müsse und daß man sich auf die militärische Einschließung und die gelegentliche Kanonenschüsse beschränke. Erst zu Anfang November wurde der

Befehl gegeben, zum allgemeinen Angriff vorzugehen. Und was man erwarten durfte, traf ein: es ging von Stund an machtvoll vorwärts.

Von zwei Seiten her traten die österreichisch-ungarischen Truppen den Vormaarsch an. Der Detachement im Westen gelang die schwierigste Aufgabe, binnen wenigen Wochen den verzweifelten Kämpfern des Gegners unter starken Verlusten aus allen Stellungen bis über den wichtigen Schlüssel-punkt Bajewo hinaus zu werfen und ihn zu zwingen, sich in der Richtung auf Kragujevac zu neuem Widerstande zu sammeln. Gleichzeitig überschritt eine Armee die Save über die von den k. u. k. Pionieren erbaute Kriegsbrücke, die Slavonisch mit Serbisch-Mitrowitz verbunden. Hier wehte am rechten Ufer auf dem alten serbischen Flaggenmast eine blau-weiß-rote Fahne, die serbische; aber die findigen Soldaten hatten sie bald umgekehrt, und nun zeigte sie die kroatischen Farben, Rot-Weiß-Blau. Schon in der Nacht vom 1. auf den 2. November wurde hier die zweite serbische Armee in der Stärke von vier bis fünf Divisionen nach



Ein deutsches Motorboot mit Maschinengewehr auf einer Patrouillenfahrt.

Gen. A. Grobe, Kommandant.

hartnäckigen und blutigen Kämpfen aus ihren starken Felsbefestigungen abgedrängt und Schabag erlitten. Am 11. November waren die Serben gezwungen, Mas zu räumen, am 12. befanden sich unsere Verbündeten schon bei Roovjelo, und am 14. waren sie bis Sela an der Save vorgedrungen. Am 15. standen die österreichisch-ungarischen Streitkräfte bei Obrenovac, nur noch acht Kilometer südlich von Belgrad. Damit war im Norden die ganze Macoa und das Grenzland entlang der Save in österreichischem Besitz. Es war eine harte Arbeit, und man muß den Truppen alle Bewunderung zollen, daß sie die lange Strecke in dem spärlichst moralischen Grunde binnen wenigen Tagen kämpfend überwand, in einem Gelände, das selbst zur nächsten Wall nur riesig nur knietiefen Schlamm oder die verfallenen Klumpen der durchwachten Mäsefelder bot. Ganze Graberzeihen bezeichnen den Weg, den sie genommen; schon sind die Stätten vom Wasser zerlegt, die Kreuze im Morast halb versunken.

An allen diesen Kämpfen entlang der Save haben auch die kleinen Donaumontore „Körös“, „Maros“ und „Leitha“ durch ihr vernichtendes Flammenfeuer, das sie in die gegnerischen Stellungen vom Fluße her entsendeten, erfolgreichen Anteil genommen, während die größeren Schwereboote im Verein mit den schweren Haubitzen der Laudonschützen in Semlin den Kometegras, das ist die Festung Belgrad, und die benachbarten befestigten Uferstellungen unter Feuer nahmen. Es sind keine stürmischen Aufschalen, diese Monitore, 1,20 Meter tief gehende Flußboote, die von den Serben den Namen „Kilgende Teufel“ erhielten, wohl auch gumsko Tasje (Gummischiffe) genannt werden, weil die Granaten der Heintalbrüger serbischen Feldgeschütze an ihrer Vanzierung, die an der stärksten Stelle 70 Zentimeter dick ist, glatt abprallten. Dagegen vermochten die Monitore schwerere Festungsgeschütze nicht standzuhalten; gegen dieses kämpften sie in der Weise, daß sie dem Feinde jeweils ein halbes Duzend Granaten zuwandten und dann blitzschnell verschwanden, um eine neue Angriffstellung aufzusuchen. Sie haben so in dem von Minenfeldern reich besetzten Flußgebiet manches tede Husarenstückchen ausgeführt und sich dadurch den Haß der Serben zugezogen, deren Regierung sich im Verlauf der Kämpfe sogar dazu verließ, einen Preis von tausend Dinaren für die Gefangennahme eines Offiziers und fünfzig Dinare für jeden Matrosen auszusetzen.

So vorbereitet kam der 2. Dezember und damit der Tag des 60jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josephs heran, an dem der böhmische Fürst der feindlichen Stellungen und mit ihm die Serbenhauptstadt selbst unter Führung des Generals der Infanterie Viktor Ritter v. Franz vollends genommen werden sollte. Schon waren nach mehrtägiger Artilleriefeuer die serbischen Batterien am Topolaberg, am Topoljida und am Bonovoberg zum Schweigen gebracht worden, als der Sturm von Norden her auf zwei Seiten zugleich erfolgte. Ein Teil setzte frühmorgens auf Hunderten von bereitgestellten Rähnen und Dampfschiffen über die Save, drang über die Zigemerinsel vor, vertrieb durch einen schnellen Bajonettangriff den hinter dem Eisenbahndamm stehenden Feind, nahm den Top-

olaberg und setzte sich in den Besitz des westlichen Stadtteils. Ein anderer stürmte über die Eisenbahnbrücke, die für den Fußverkehr wieder hergestellt worden war und nahm die Bahnhofsgasse. Zugleich drangen auch aus dem Süden die Truppen siegreich vor, die entlang der Save bis nach Obrenovac sich durchgekämpft hatten. So war also Belgrad, dank der ausgezeichneten Führung und der Überwindung zahlreicher Schwierigkeiten, verhältnismäßig leicht und fast ohne Blutopfer genommen. Als es dann aber infolge der widrigen Verhältnisse in Serbien, die jede Verfestigung und Munitionszufuhr unmöglich machten, angezeigt erschien, die österreichisch-ungarischen Streitkräfte zurückzunehmen, wurde Belgrad am 15. Dezember wieder geräumt. (Siehe auch Seite 419.)

Das Treffen bei Kolo.

(Siehe das Bild Seite 424-425.)

Die Deutschen und ihre Verbündeten, die Österreicher und Ungarn, gehen in Rußisch-Polen und Galizien naturgemäß nach einheitlichen Gesichtspunkten vor. Die

Anfang November 1914 von beiden Armeen eingenommen Stellungen bedurften beim Erscheinen harter russischer Kräfte am rechten Weichselufer in der Richtung Warschau—Zwangorod einer gründlichen Prüfung, und die deutsche Armeeoberleitung sah sich aus zwingenden Gründen zur Zurückziehung des nördlichen Heeresstils genötigt. War doch die deutsche Truppenmacht überhaupt nur bis zur Weichsel vorgedrungen, um den russischen Vormarsch auf dem rechten Weichselufer nach Möglichkeit aufzuhalten und Zeit zu gewinnen. Der Weichselübergang sollte den Russen nicht leicht gemacht werden.

Jener Rückgang deutscher Truppen ist von den Russen bereits als Niederlage bezeichnet worden. Mit der deutschen Kriegsumstülpung besser Betraute urteilten jedoch anders. So schrieb das „Svenska Dagbladet“ in Stockholm am 7. November: „Der Rückzug der Deutschen geht ununterbrochen planmäßig vor sich, ohne daß es den Russen gelingt, ihnen irgendeinen schweren Sieg zu verlei-“

Wir sehen in diesem Vorgehen nur eine folgerichtige und zielbewusste Durchführung der taktischen Grundzüge, die immer für den zufällig schwächeren Partner gelten, nämlich entscheidenden Kämpfen auszuweichen, bis man selbst sich seinen Hilfsquellen genähert hat und der Feind von den seinen hinweggelockt ist, so daß ein Ausgleich der Stärkeverhältnisse eintritt. General v. Hindenburg weiß sicher, was er tut. Der russische Vormarsch in Polen ist, besonders was den nördlichen Flügel betrifft, viel zu eilig, um gegen einen Rückschlag gänzlich gesichert zu sein. Die meisterliche Kautschukstrategie der Deutschen in Ostpreußen — ein elastisches Zurückweichen bei jedem russischen Vorstoß, immer von einer kräftigen und erfolgreichen Offensive gefolgt, wenn der Gegner sich weit genug vorgewagt hat — steht in ihrer Art einzig da.“

Diese wenigen Sätze bedeuten einen ganzen Feldzugsplan, dessen Geheimnisse nur der genialste Feldherr beherrscht. So verfuhr auch der alte Blücher an der Saabach, als er seinen Scharen rief: „Kinder, nun haben wir genug über der Elbe!“ Die Russen sollten zwar mit allen Kräften vom Eindringen in preußisches und österreichisch-ungarisches



Der Sturm auf Tschesskowatz am 21. September 1914. Nach dem Bericht eines Augenzeugen erzählt von W. Barabusch.



Die älteste Kirche in Schneckenbusch bei Saarburg. (H. G. G. G.)

Gebiet abgehalten werden; doch durfte die oberste Heeresleitung das wahre Ziel der Operationen nicht aus dem Auge lassen.

Als das schwedische Blatt jene zukunftsreichen Sätze schrieb, wußte noch niemand von dem Eintritt neuer Kämpfe im Gebiete der Warthe. Die meisterliche „Kaufschußstrategie“ der Deutschen feierte wieder triumphale Siege, den 6. November, waren drei russische Kavalleriebrigaden, die die Wartha (nach dem Übertritt auf preussisches Gebiet Warthe genannt) oberhalb des Städtchens Kolo überschritten hatten, geschlagen und über den Fluß geworfen worden. Das etwa 10 000 Einwohner zählende Städtchen liegt an demjenigen Punkte des Flusses, von dem ab er sich nach Westen wendet. Die Entfernung zwischen Kolo und Thorn beziehungsweise Posen beträgt zwischen 60 und 60 Kilometer.

Deutsche Kavallerie räumte nicht nur bei Kolo, sondern auch bei Konin mit dem Feinde auf. Um dieselbe Zeit wurden auch an der ostpreussischen Grenze am Wyszyntensee starke russische Kräfte mit großen Verlusten an Truppen und Kriegsmaterial zurückgeschlagen.

Wohl hatten die armen Grenzgewohner ein neues Eindringen der Russen befürchtet; allein sie ließen ihre Hoffnung auf den heldenmütigen Sieger bei Tannenberg nicht sinken, und sie ist nicht zerschanden geworden.

General v. Rennenkampf.

(Herg. nach Bild Seite 436.)

Als der Krieg ausbrach, hielt man General Paul v. Rennenkampf für den tüchtigsten russischen Führer. Im Boxertrüge sowohl wie im russisch-japanischen Kriege hatte er sich einen glänzenden Namen gemacht. Die Chinesen nannten ihn nur den „Tigergeneral“, die Japaner schätzten ihn so hoch ein, daß sie nach Mitanatz eine halbe Million Mark für seinen Kopf aussetzten. Allerdings fehlte es damals schon nicht an Stimmen, die ihm mehr soldatischen Schmeiß und Draufgängertum als strategische Begabung

zusprachen. Zu Beginn des Krieges befehligte er die Wilnaer Armee (fünf bis sechs Armeekorps), der Generalfeldmarschall v. Hindenburg an den maßgebenden Seen eine vernichtende Niederlage beibrachte. In Jostlefeldern mußte Rennenkampf damals Hals über Kopf aus Gumbinnen flüchten, wenige Stunden nach dem Generalfeldmarschall Nikolaj Nikolajewitsch.

Aus einer ursprünglich deutschen, leider aber längst fast ausschließlich gewordenen Familie stammend, ist Paul v. Rennenkampf im letzten Sommer des vorigen Jahres alt geworden. Seine Ausbildung erhielt er in der Junkerschule zu Selsingfors; 1873 wurde er Offizier, 1895 Oberst und Chef des 36. Dragonerregiments, 1899 Stabschef der Truppen im Transbaikalien. Im Kriege gegen Japan soll er durch die Eiferlust Kuropatkins in seiner Wirksamkeit stark behindert worden sein. Danach wurde er kommandierender General des 3. Armeekorps in Wilna und im Jahre 1913 Oberbefehlshaber des ganzen Wilnaer Militärbezirks. In den großen Schlachten um Lowitz und Lodz Anfang Dezember wurde ihm ein so großer Anteil an der Niederlage der Russen beigemessen, daß er beim Jahr in Ungnade fiel und nach dem Rautaus verlegt wurde.

Von den tapferen Schwaben.

Nach den Aufzeichnungen eines Oberleutnants vom württembergischen Reservebataillon Nr. 120.

Das württembergische Reservebataillon Nr. 120, aus Kesselerleuten und Leutnantsmännern zusammengesetzt, wurde von Anfang an in die ebenso hartnäckigen wie schwierigen Vögelfeldkämpfe verwickelt. Mühte hierbei doch Schritt für Schritt Terrain erobert werden, meistens unter sehr erschwerten Umständen. Besonders bei der Erstürmung des Donon zeichneten sich die 120er Reservebataillone aus, mit wahrer Todesverachtung drangen sie vor.

Auch von Verrätereien hatten sie manches auszuweisen. Man beschloß sie aus Häusern, hinter halbgeschlossenen Fensterrahmen das verdorbenste, meuchelmörderische Gesindel lauerte, das dann meist den wohlverdienten Lohn empfing.

Eine weitere Aufgabe war die Erstürmung des Dorfes P.; sie erfolgte in finsterner Nacht, fünf brennende Häuser am Dorfeingang beleuchteten den Weg, den die Tapferen zu nehmen hatten. Es wurden Quartiere bezogen, und die Besatzung zeigte sich willfährig. Zwei alte Frauen bereiteten zu später Stunde dem Stab noch ein frugales Nachtessen und hielten sogar einige Flaschen Rotwein herbei. Das war mehr, als man erwarten konnte in Feindesland! Anderen Tags übernahm dann wieder die vielberühmte, segensreiche „Feldküche“ die Verpflegung der braven Truppen. Von P. marschierten unsere Schwaben gen B., es wurde am Mittag angegriffen und war gegen Abend in deutschem Besitz. Die Stellung der 120er erwies sich aber als ziemlich vorgeschoben, und so wurde der Befehl gegeben, das Bataillon ... solle sich befeigen. Man grub vor dem Dorfe einen Schützengraben, und kaum war der fertig, kamen auch schon die Granaten der Franzosen geflogen. Unheimlich züchte es durch die Luft und schlug fünf Schritte vor der Stelle ein, wo sich der Offizier befand. Glücklicherweise kreierte das Geschloß nicht, diesmal kam man noch einmal mit dem Schrecken davon. Eine Wand des Grabens aber stürzte ein und begrub zwei Leute. Unter dem Schreck wurde es sofort lebendig, und die total beschmutzten Soldaten erhoben zuerst die Hände, dann den über und über von Schmutz überhäuteten Kopf.

Ein paar Tage später ging es nicht so glücklich ab. Es fiel dem Stabe auf, daß das Bataillon, kaum daß es ausgerückt war, sofort auch schon mit allerbestmöglicher Artillerie überhäuft wurde. Wie war das nur möglich? In massiven Häusern waren schließlich die Mannschaften untergebracht worden und eines derselben wurde außer von einer Anzahl Leuten auch vom Stabe bezogen. Sonderbar! Nun nahm sich die feindliche Batterie sogar dieses Haus zur Zielscheibe! Es kam eine Granate geflogen

und richtete eine furchtbare Verheerung an. Ein Offizier befand dann ebenfalls noch eine Verwundung durch eine an der Fensterwand abprallende Schrapnellkugel. Die Verwundung hinderte den Tapferen jedoch nicht, seinen Dienst nach wie vor zu tun. Derselbe Satz endete dann auch in Kessel des betreffenden Hauses ein unterirdisches Telefon, das in gerader Linie in Verbindung mit den benachbarten Häusern stand und von einem der französischen Hausbesitzer bedient wurde. Der Mann hatte in jedem Augenblick den vor dem Dorfe stehenden Feinde die Maßnahmen der Schwaben, weshalb sie überall so hart bedrängt worden waren. Verrat war im Spiel gewesen!

In der Nacht vom 2. zum 3. Oktober hatten die Franzosen unseren Schwaben noch eine besondere Überfallaktion angedacht. Sie wollten sie um drei Uhr morgens in die dichte Schützengrabenlinie drängen. Man ließ also die dichte Schützengrabenlinie drängen. Dann ertönte ein Pfiff des Kommandierenden, und ein Hellenfeuer begrüßte die Notlosen aus nächster Nähe. Nur wenigen ist es gelungen, zu entkommen. Die braven Schwaben aber vom 120. württembergischen Reservebataillon riefen laut „Hurra“. Sie selbst hatten keinen einzigen Mann verloren.

Die von Schneckenbusch.

(Herg. nach Bild Seite 438.)

Nicht nur in den Schützengraben und hinter den donnernden Kanonen, nicht nur in den Kolonnen, die durch den Granatenregen führten und mit hellem Auf der Fahnen grühen, ehe sie fallen, sind die Helden zu finden. Die Tag und Nacht sahen und mit dem eigenen Leib die Kinder deden dankbar! Rief jenen anderen Soldaten, zählt das nach dem 21. August die Trümmer wegdrücken aus den Gehäusen und von der Dorfstraße und dann fällt an die Arbeit gingen: Frauen und Greise hinter dem Pflug her, grüßen wir, wie man Helden grüßen muß.

Frage die von Schneckenbusch, was sie am 20. August erlebt! Sie erzählen von einem Tag, der über das kleine Dorf wie das Weltgericht kam. Sie führen durch Häuser,

die niedergebrosen sind; in Keller, die ihnen und ihren Kindern Zuflucht boten; durch die Straßen, die verstümmten, geängstigten Tag her; zu ihrer Kirche, die zerstört ist. Und sie erzählen! Droben liegt Saarburg, die zerstört ist. Und kamen die Granaten. Und ringsum, Höhe den Höhen herab auf. Da prasselten von den Dächern die Ziegel, da sprangen die Fenster in Scherben; es kitzelten die Mauern, und Flammen zuckten hoch. An Schneckenbusch führt der Rhein-Warne-Kanal vorbei. Der Kanal war der französischen Truppen Stützpunkt, und um Schneckenbusch her bewegten sich die Heere. Das französische, das von Westen gekommen war, durch die stillen Vögelfeldwälder, und das am 20. August schon mußte: die Schlacht ist verloren; und die Bagnen, die von Osten und Nordosten her wie ein Sturmwind über die französischen Kolonnen kamen. Hinter jeder Heide im hedenreichen Land, hinter jedem Baum, hinter den niederen Gartenmauern, in den Kellern drückten sich die Weichen, dufften sie sich vor dem furchtbaren Unrath darrischer Kraft. Und es half ihnen doch nicht. Der Sturmwind trieb sie zurück, warf die Kolonnen um wie ein überreifes Ährenfeld, setzte Feld und Dorf rein und gab der Ebene um Saarburg her ihre Ruhe wieder.

Das sahen die von Schneckenbusch. Sie hörten, in den Kellern geborgen, das Brausen und Toben und wußten: niemand hält diesem Riesen stand, der sein Reich verteidigt und seiner Heimat Feinde jagt, daß sie Rettung suchen hinter den hohen Mauern ihrer Festungen. Aber für die Leute von Schneckenbusch ward der Tag noch furchtbarer. Das werden sie nie wieder den Franzosen vergessen, wie man sie aus den Kellern drängte, durch die Dorfstraße, Kirche trieb, an deren Wände und auf deren Dach die französischen Granaten aufschlugen. Die Stunden der Not und der Todesangst vergingen sie ihnen nicht mehr. In der Kirche zu Schneckenbusch fielen neun Männer und Frauen, von Granaten und flügendem Mauerwerk erschlagen — und laut zeugt gegen Frankreichs Heere, die nach Lothringen gekommen waren, die verurteilten Kirche, der Blutstiel an der Wand, der zerfallene Christus, zeugen die neun Gräber auf dem Friedhof bei der Kirche.

Erlösung war's, als die deutschen Truppen kamen, die Befreier Lothringens von Tagen der Angst und des Zitterns.



Das letzte Kriegdenkmal 1914 auf dem Düdelsberg bei Saarburg.

(H. G. G. G.)

Zur Erinnerung an die im Kriege gegen Frankreich bisher gelassenen Kanonen errichtet vom Landwehr-Infanteriebataillon Reusdorf a. d. O.

Auf der Brücke, die über den Kanal nach Schnedenbusch führt, hält der deutsche Landsturm jetzt Wacht. Und wenn die stillen Lothringer, die wortlos und verschlossenen, zu dieser Nacht hinleben, werden die Augen ihnen warm; deutsche Treue steht, die die Flut, die im August von den Wäldern her sich in das Saarburger Land ergoß, bricht sich an dem Ball, der jenseits der Wälder, jenseits der Grenze von deutschen Truppen errichtet ist. Noch liegen die Häuser niedergebrosen. Noch sind die Wunden offen, die der August Lothringen schlug. Die Gloden sind verstummt. In Scheunen kommen, die dahelie blieben, zusammen, wenn sie die Hände salben und die Arie beugen wollen vor dem Ewigem. Und wenn durch alle deutschen Lande der Ruf gehen wird: Viktoria! und Frieden!, wenn die Gloden von allen Türmen läuten werden, die von Schnedenbusch werden's hören von ferne. Aber eines ganzen Volkes Dankbarkeit und Treue wird ihnen ihre Kirche wiederbauen und ihre Häuser, und ein ganzes Volk wird des Tages sich freuen, an dem auch in Schnedenbusch und in den Dörfern um Saarburg die letzte Spur dieses trübsamen Tages gelöscht ist. Die sie durchgingen und durchlitten, die stillen Heiden vom 20. August, grüßen wir heute, sie und die anderen, die im Schatten der Häuser von Schnedenbusch schlafen. Und mit dem Land, das wieder zum Leben erwacht, freuen wir uns: Lothringen, dessen Erde das Blut unserer Tapferen trank, bleibt deutsches Land.

Die „technischen Truppen“ Österreich-Ungarns.

(Hierzu die Bilder Seite 426 und 427.)

Da in diesem Krieg die technischen Arbeiten der Truppen, insbesondere der Bau von Schützengraben, von Deckungen, dann die Verpflegung und der Wiederaufbau von Brücken, endlich die Instandhaltung der Festungen eine so große Rolle spielen, verdient es sich, die „technischen Truppen“ auch der österreichisch-ungarischen Monarchie eingehender zu besprechen. Sie werden gebildet von der Sappeurtruppe und der Pioniertruppe; aber abgesehen von diesen, besitzen auch Infanterie, Kavallerie und Artillerie eigene technische Ausrüstungen. Die Infanterie ist mit kurzgekauften Infanteriepaten und mit hammerförmigen Beispiden ausgestattet. Jedes Infanterie- und Jägerbataillon hat außerdem je eine Pionierabteilung, so daß das Regiment durch Zusammenziehung dieser Abteilungen über je eine Regimentspionierabteilung verfügt.

Die Sappeurtruppe hat zur Aufgabe den Bau von Befestigungen, Straßen, Eisenbahnen und Brücken. Die Sappeurtruppe der österreichisch-ungarischen Monarchie besteht aus 16 Sappeurbataillonen. Unter ihren zumeist aus der technischen Militärakademie hervorgegangenen Berufs- und ihren durch eine entsprechende Tätigkeit im bürgerlichen Beruf gut vorbereiteten Reserveoffizieren haben die Sappeure im gegenwärtigen Kriege, insbesondere in Galizien, Hervorragendes geleistet.

Unser Bild auf Seite 426 zeigt eine Abteilung dieser Truppe, wie sie eben das äußere Fort einer Festung durch einen entsprechenden Bau ergänzt. Für den Krieg in Serbien sind besondere für den Gebirgskrieg ausgestattete und ausgebildete Sappeurabteilungen zur Verwendung gelangt. Sie sind hauptsächlich auch mit Werkzeugen versehen, die sich für Arbeiten in feinem Boden eignen.

Die Pioniertruppe der österreichisch-ungarischen Monarchie besteht aus acht Bataillonen und einem Brückenbataillon. Ihre Aufgabe ist in erster Linie der Wasserdienst; hierzu gehören insbesondere der Bau von Kriegsbrücken und die Durchführung von Übersetzungen.

Die Konstruktion der Brücken ist je nach den Verhältnissen sehr verschieden. Sehr interessant ist der Bau der Seilbrücken, die unser zweites Bild (Seite 427) veranschaulicht. Auch die österreichisch-ungarischen Pioniere haben in diesem Kriege bisher schon eine große Rolle gespielt und sich vielfach ausgezeichnet. Dies gilt sowohl für den südlichen, wie insbesondere auch für den nördlichen Kriegsschauplatz. Im Norden sind die Pioniere vorzüglich am San, an der Weichsel und am Dniestr, im Süden an der Donau und Save, hauptsächlich aber an der Dina tätig gewesen. Gleich in den ersten Tagen des Krieges der Monarchie gegen Serbien hörte man von einer bedeutenden Heldentat der Pioniere. Am 28. Juli, also schon am Tage der

Kriegserklärung, gelang es einer kleinen Abteilung Pioniere, im Verein mit Mannschaften der Finanzwache, bei Semlin zwei serbische Dampfer, die mit Munition und Waren beladen waren, wegzunehmen. Nach kurzem, heftigem Kampf wurde die an zahl überlegene Schiffbesatzung überwältigt, und die Schiffe samt deren gefährlicher Ladung gelangten in den Besitz der Sieger.

Französische Fliegerpfeile.

(Hierzu das Bild Seite 444 unten.)

Als vor ungefähr zwei Jahren ein Franzose ein Patent nahm auf einen Pfeil, der durch Flieger auf feindliche Truppen geschleudert werden sollte, knüpfte man jenseits der Vogesen sogleich die kühnsten Hoffnungen an die Wirkungen dieser neuartigen Waffe. Unsere Krieger haben jetzt vielfach Bekanntschaft mit diesem Wurfgeschloß gemacht, und das Urteil lautet nach einem Bericht von Unterarzt Dr. Volkmann im Schutzarten Zeitschrift: „Mehr lässig als gefährlich.“ Wohl waren bei dichtgedrängten liegenden Abteilungen bis 33 Prozent Treffer zu verzeichnen, aber nur wenig tödliche; die weitaus größte Zahl der Wunden war leicht, wie einfache Stichverletzungen im Frieden, und heilte in wenig Tagen unter einem einfachen Verband. Vergiftungsercheinungen, die man anfänglich befürchtete, traten nirgends auf; auch wurden große Blutgefäße oder gar Knochen nur selten verletzt. Bei günstigem Aufstreifen kann ein solcher Pfeil allerdings den sofortigen Tod herbeiführen. Die Pfeile wiegen je 16 Gramm, bestehen aus Weichblei von 8 Millimeter Dicke, sind 10 bis 12 Zentimeter lang und am unteren Ende nadelförmig zugespitzt. In den beiden oberen Dritteln sind nur vier dünne Rippen, die im Querschnitt ein Kreuz ergeben. Durch diese Verminderung im oberen Teil ihrer Masse laufen die Pfeile fast senkrecht zu Boden; auch wurde beobachtet, daß sich der von einem Fieber damit bestrichene Raum über ein ganzes Bataillon erstreckte. Aber sie können neben sonstigen notwendigen Dingen a ohl kaum in so großen Mengen mitgeführt werden, daß die Beschickung für den Fortgang des Gefechtes von nachhaltiger Wirkung wäre, besonders beim Kampf von Schützengraben zu Schützengraben oder in lang ausgezogenen Linien.

Spahis auf Feldwache.

(Hierzu das Bild Seite 441.)

Zur Verstärkung ihrer Streitkräfte hat die französische Regierung auch Kolonialtruppen aus dem nahen Afrika nach dem Festlande schaffen lassen. Frankreich verfügt in Afrika über 4 Juaveregimenter, 5 Bataillone leichter afrikanischer Infanterie, 4 Regimenter eingeborener Schützen (Turcos), 2 Fremdenregimenter, 12 Bataillone Senegalschützen (Negers), 4 Regimenter Chasseurs d'Afrique und 6 Regimenter Spahis. Nach dem Geleß vom 7. Juli 1900 können diese Kolonialtruppen neben ihrer Verwendung in den Kolonien auch zur Verteidigung des Mutterlandes herangezogen werden, was Frankreich bekanntlich schon in dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 getan hat.

Auch diesmal sind diese zum Teil noch halbwildem Norden auf die deutschen Truppen gesetzt worden. Besonders bei den Kämpfen in den Vogesen sind unsere Soldaten mit Turcos, Senegalschützen und den leichteren Reitern der Spahiregimenter zusammengestoßen. Die Spahis eignen sich sehr gut zu Aufklärungsdiensten, denn in einem unbemerkten Herankommen an den Feind sind sie Meister. Auf ihren ausdauernden arabischen Pferden sind sie überaus beweglich, wie der Witz bald hier, bald da. Sie sind zum Teil wie die französische Kavallerie organisiert, zum Teil bestehen die Regimenter aus zwei mobilen Eskadrons und drei Escadrons sédentaires, die im Lande bleiben und mit ihren Familien in Zelten hausen. Die ersteren werden von europäischen Offizieren befehligt. Die Uniform ist ähnlich der der Turcos; sie tragen gelbe Reiterhüte, den Turban auf dem Kopf und den weissen arabischen Mantel mit Kapuze. Die Bewaffnung besteht aus modernen Karabinern und schweren geschweiften Säbeln, die eine gefährliche Hieb-Waffe abgeben. Ob diese Reiter sich aber für den europäischen Kriegsschauplatz mit der modernen Kriegsführung ebenso gut eignen, wie für die Verwendung im eigenen Lande, das bleibt einstweilen noch zu bezweifeln; jedenfalls



Algerische Spahis und Chasseurs d'Afrique im Oberlauf auf Feldwache im Morgenrausch.
Nach einer Originalzeichnung von A. Vieille.



Deutscher Mars-Doppeldecker (auch im englischen Heere benutzten).

hat man von besonderen Taten dieser Truppe in diesem Feldzuge noch nichts vernommen.

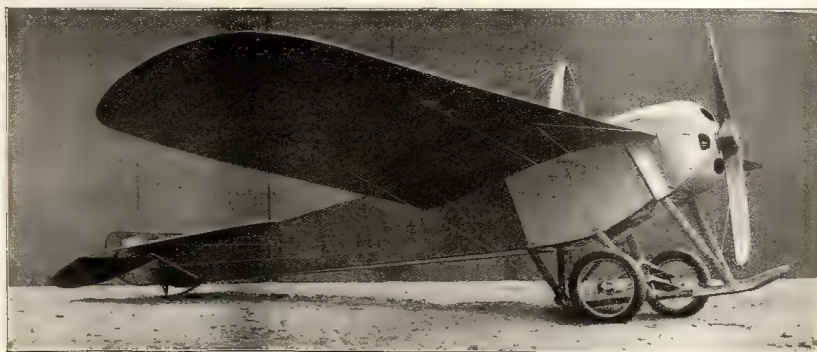
Unser Bild zeigt eine Spahiabteilung auf Feldwache im freien Gelände. In der Ferne erbliden wir den Posten, der aufmerksam in die Richtung nach dem Feinde ausspäht. Um ein Wachfeuer fröhlich gelagert, hört die Wachtmannschaft, die sich in ihren heimatischen Lauten unterhält. — Wie im Kriege 1870/71, so haben auch diesmal die Kolonialtruppen die Grausamkeit des Krieges verschärft. In den Berichten unserer Soldaten und auch nach französischen Meldungen haben die Turcos und die Senegalesen (Neger) die deutschen Verwundeten und Gefangenen vielfach verstümmelt. So war in dem Tagebuch eines französischen Offiziers zu lesen, daß einer der Marokkaner sechzehn abgehackte Ohren in seinem Brotbeutel hatte. Ein anderer führte sogar den abgeschnittenen Kopf eines Deutschen bei sich im Tornister. — Die Heranziehung dieser halbwildten Barbaren gereicht den verbündeten Gegnern wahrlich nicht zur Ehre.

Die Eroberung des „Langen Tom“.

(Hierzu die Bilder Seite 442 und 443.)

Die Kämpfe der österreichisch-ungarischen Truppen gegen die Montenegriner erhielten durch das außerordentlich schwierige Gelände ihr besonderes Gepräge. Die Grenze verläuft dort von der 2239 Meter hohen Mubitschaja

Isanina bis zu den Gipfeln zwischen Vrepaar und Antivari meist durch rauhes, ödes Gebirgsland voll Schluchten und Vertiefungen, aber fast ohne Spur von Pflanzenwuchs und Wegsamkeit. Von Schlachten großen Stils kann dort keine Rede sein. Nach Art des aben, lichtenreichen Guerillakampfes erfolgten vielmehr bald da, bald dort fette Vorstöße in Feindesland, ohne daß erhebliche Truppenmassen in Betracht kamen, und da die österreichisch-ungarische Heeresführung jene Kämpfe nur als Nebensache betrachtete im Vergleich zu den Schlachten in Galizien und Rußisch-Polen, lehte sie auch nur soviel Kräfte ein, als zur Abwehr des feindlichen Einbruchs nötig waren. Infolgedessen wurden von dort unten mehr Einzelkämpfe bekannt, heldenhafte Leistungen kleinerer Gruppen, die auf den Nielsenschlachten hinter dem Gesamtergebnis zunächst verschwunden waren. Eine solche ist die Eroberung des „Langen Tom“, des größten Geschützes der Montenegriner, das sie einst von Rußland zum Geschenk erhielten. Eine katalische Schar Montenegriner war Ende August gegen Bileca vorgerückt und hielt diese Grenzfestung eng umschlossen. Gegen sie marschierte die 3. österreichisch-ungarische Gebirgsbrigade unter Befehl des Generalmajors Heinrich v. Douglaz, sowie Truppen aus Trebinje und Bileca unter Oberst Vertolac. In mehrstägigen heißen Kämpfen wurden die Söhne der Schwarzen Berge über ihre Grenze zurückgeworfen und die hart bedrückte Befestigung von Bileca befreit. Die österreichisch-ungarischen Truppen, unter denen sich besonders Mann-



Deutscher D.-H.-Kann-Eindecker mit deutschem Osmomotor, berührt den Kopf der schnellen französischen Eindecker.



Deutscher Albatros-Militär-Doppeldecker mit Mercedesmotor.

schaften vom vierten Bataillon des Infanterieregiments Nr. 37 unter Major Alexander v. Balogh auszeichneten, nahmen im Sturm die Höhen von Mali Vardar, Rocoeg und den Gipfel des Kosof, von wo die feindliche Artilleriestellung wirksamst beschossen werden konnte. Schließlich drang ein Jagd-Flieger unter den Kadettalptranten Matthias Krstić und U. Emil Salatos als erste in die feindlichen Stellungen ein. Es kam zu einem wilden Handgemenge, in dem die Montenegriner unterlagen, und der „Lange Tom“ blieb samt einer großen Menge Munition in den Händen der Sieger.

Die Flugzeuge der kriegsführenden Staaten.

Von Alexander Thureau (Berlin).

(Hierzu die Bilder Seite 442–443.)

In dem gewaltigen Völkerringen, das jetzt auf der Erde tobt, hat zum erstenmal ein Kriegswerkzeug größere Anwendung, auf das man viele Hoffnungen gesetzt hatte: das Flugzeug. Es wird teils zur Aufklärung, zur Beobachtung, zur Artillerievermittlung, teils als Angriffswaffe verwendet. Entsprechend diesen verschiedensten Aufgaben, durch die an die Konstruktion auch verschiedene Anforderungen gestellt werden, baut man die Flugzeuge in den verschiedenen Staaten je nach dem beabsichtigten Zweck. In Deutschland zum Beispiel legt man Wert auf große

Tragfähigkeit und Flugdauer (Stabilität); in Frankreich dagegen bevorzugt man leichte und schnelle Flugzeuge.

Für jedes Flugzeug bedeutet eine Ersparnis an Gewicht immer eine bessere Ausnutzung der Motorkraft, also eine Erhöhung der Leistung. Die Art und Güte des Materials, der verwendete Motor und die durch ihn bedingte Menge Betriebsstoff sind von bedeutendem Einfluß auf das Gewicht. Die französischen Flugzeuge, vor allem die Eindecker, zeichnen sich durch hervorragende Leichtigkeit aus. Von Nachteil ist, daß sie nicht viel tragen können; andererseits, da sie selbst wenig wiegen, vermögen sie einen größeren Teil der motorischen Energie in Geschwindigkeit umzuwandeln.

Wie schon vorher erwähnt wurde, legt man in Deutschland mehr Wert auf große Tragfähigkeit. Unsere Maschinen können bedeutend weitere Strecken mit Beobachter zurücklegen, auch viel mehr Bomben mitführen. Da sie mehr zu tragen haben, müssen sie natürlich fester gebaut sein; das ergibt einen Zuwachs an Gewicht und eine Vergrößerung der Geschwindigkeit.

Die Flugdauer hängt von verschiedenen Umständen ab, nicht zum mindesten natürlich von der Festigkeit, die bei den deutschen Maschinen erheblich höher ist als bei den französischen. Die bedeutendste Rolle aber spielen die Stabilität und die Zentrierung. Stabil fliegt eine Maschine entweder, wenn sie, durch Böden aus ihrer normalen und sicheren Lage gebracht, von selbst in dieselbe



Deutscher Jannin-Eindecker 1914. (Verbesserte Laube.)



Hauptleutnant Caspar und der Beobachtungsoffizier Oberleutnant Ross werden bei ihrer Rückkehr vom ersten Flug nach England von der Mannschaff ihrer Flugabteilung begrüßt.

zurückkehrt, aber wenn sie sich gar nicht erst aus ihrer Lage bringen läßt. Ein bekanntes Beispiel dafür ist die „Taube“. Unter Zentrierung kann man zweierlei verstehen: einmal die Zusammenordnung aller Gewichte um den Schwerpunkt der Maschine, wodurch die Steuerung sehr erleichtert wird; sodann aber nennt man eine Maschine zentriert, wenn das schwebende Flugzeug in jeder Lage im indifferenten Gleichgewicht ist. Dadurch wird der Flug sehr ruhig. Die Zentrierung fand zuerst bei den bekannten französischen Eindecker Anwendung; doch findet man jetzt in allen Ländern zentrierte Flugzeuge. Dagegen haben Deutschland und das verbündete Österreich-Ungarn das Verdienst, die einzigen Länder zu sein, in denen brauchbare stabile Flugmaschinen gebaut worden sind.

Für den Krieg ist die Geschwindigkeit, sei es Flug- oder Steuergeschwindigkeit, von großer Bedeutung. Sie ermöglicht dem Piloten, seine Aufgabe schnell zu erledigen, gewährt ihm einen gewissen Schutz gegen Beschädigung und setzt ihn instand, feindlichen Flugzeugen zu entfliehen oder sie feinerseits zu verfolgen. Eine Flugmaschine, die schnell steigt, vermag auf ungünstigem Terrain zu landen, da sie leicht über die das Abflugfeld umgebenden Bäume, Häuser oder gar Berge kommt; fliegt sie niedrig, um genauer beobachten zu können, so ist sie im Falle einer Beschädigung durch schnelles Steigen weit besser geschützt als irgendeine andere Maschine. Wohl aus diesen Gründen ist in Frankreich die Stabilität und Tragkraft zugunsten der Geschwindigkeit allgemein vernachlässigt worden.

Was den Motor anbetrifft, so ist in Frankreich fast nur der rotierende Motor mit Luftführung verbreitet. Die bekanntesten Systeme sind: Gnome und Le Rhône. Sie haben den Vorteil, daß die Luftführung mit ihren empfindlichen, oft zu Störungen Anlaß gebenden Teilen fortfällt, wodurch das Gewicht bedeutend geringer wird; dem stehen aber die Nachteile gegenüber, daß sie sich schneller abnutzen und der Brennstoffverbrauch erheblich größer ist als bei Standmotoren, so daß der Gewichtunterschied nach 3-4 Stunden Laufzeit ausgleichend ist; von da an ist der Vorteil auf Seiten des Standmotors. Bei uns sind vor allem die Standmotoren eingebürgert. Auch Österreich baut ganz hervorragende Flugmotoren.

England besetzt seine Motoren größtenteils aus Frankreich, von dem es in der Flugtechnik überhaupt sehr abhängig ist.

In Deutschland erfreut sich die „Taube“ der größten Volkstümlichkeit. Sie ist eines der stabilsten Flugzeuge, selbst heftiger Sturm vermag sie nicht aus der Gleichgewichtslage zu bringen. Nicht ganz

einfach ist indessen das Landen mit ihr, weil sie träge ist, das heißt, nicht sofort auf das Steuer reagiert. Ein Nachteil der Taube ist ihr langamer Flug, auch arbeitet sie nicht sehr sparsam. Man hat sie daher vielfach zu verbessern versucht, indem man überflüssige Drähte und Streben fortließ, alle biegsamen Teile, die größerer Bruchgefahr ausgesetzt sind, durch in Schmieröl drehbare Klappen ersetzte usw. Diese verbesserten Tauben, wie zum Beispiel der Rumpier-Eindecker 1914, bekannt geworden durch Linnetogels Retardflüge, oder der Jeanin-Eindecker 1914 (Abb. S. 443 unten) arbeiten bedeutend sparsamer als die alten Tauben, vermeiden auch deren sonstige Nachteile.

Seit dem letzten Frühjahr zeigt die deutsche Heeresverwaltung, wohl durch Pogdous Leistungen veranlaßt, ganz entgegen ihrer früheren Anschauung ein lebhaftes Interesse für leichte und schnelle Kavallerieeindecker. Sie sind in den meisten Fällen mit deutschen Gnomemotoren (Abb. S. 442 unten) ausgerüstet. Bei den Doppeldeckern (Abb. S. 442 und 443, je oben) hat man in vielen Fällen die Pfeilform, die im Vorjahre Triumph war, aufgegeben und dafür die Maschine leichter, gedrungener und besser zentriert gebaut. Doch ist die Pfeilform vielfach noch beibehalten worden.

Frankreich ist das einzige der feindlichen Länder, das eine eigene, unabhängige Flugzeugindustrie hervorgerufen hat. Seine leichten, schnellen, zierlichen Eindecker sind über die ganze Erde verbreitet. Im Doppeldeckerbau dagegen ist Frankreich längst von Deutschland übertroffen worden.

Die meisten englischen Flugzeuge sind Kopien französischer Maschinen, sie werden in England von Tochtergesellschaften französischer Firmen hergestellt. Außerdem besitzt das englische Heer selber auch einige österreichische Tauben und deutsche Motor-Pfeildoppeldecker.

Aber Auslands Flugwesen ist wenig zu sagen. Hier beschränkt man sich darauf, aus dem Auslande, und zwar aus dem verbündeten Frankreich, Flugzeuge zu beziehen. Daneben besitzt Rußland auch beträchtliche Mengen deutscher Wright-Doppeldecker, die aber veraltet sind.

Japan ist gleichfalls ohne eigene Flugzeugindustrie. Es besitzt in der Hauptsache französische Flugzeuge oder doch Kopien von solchen.



Stabteile aus einem französischen Flugzeug.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Unseren strategischen Rückzug auf die Maas stellten unsere Feinde, wie nicht anders zu erwarten, als Niederlage dar, als die deutsche Armee schon vollständig aufgerieben sei. Daß dies nicht der Fall war, haben die folgenden Tage auszuweisen. Vertroß ist dabei aber auch ein neutraler Urteil, das am 22. September in Rom veröffentlicht wurde. Parisin schreibt im „Corriere della Sera“ die französischen und deutschen Taten auf dem Schlachtfeld an der Maas. Während die Franzosen, sagt er, noch im Lode den Eindruck ungezügelter Vorwärtstürmens machten, bieten die deutschen Leichen das Bild der Ordnung und Disziplin. Die deutsche Armee ist zurückgekommen, ist aber nicht besiegt. Sie mußte sich vor der Übermacht zurückziehen, aber es war keine Verwirrung, sondern nur eine Losmachung. Gewiß mußten die Deutschen da und dort Material, auch Verwundete in den Händen der Feinde lassen, aber das deutsche Heer in seinem Kern ist völlig intakt.

Unser Rückwärtsbewegung auf die Maas hat übrigens den Franzosen keine günstigere Lage geschaffen. Am besten erkennt man das aus den Äußerungen französischer Fachleute. So schrieb zum Beispiel Oberleutnant Roussel am 22. September im „Petit Parisien“: „Wir müssen Gebuld haben und abwarten, denn in Anbetracht der starken Stellungen und Befestigungen, die der Feind innehat, können Änderungen in der militärischen Lage nur langsam vonstatten gehen. In der erbitterten Schlacht, die diese Deutschen gegenwärtig mit um so größerer Energie liefern, als es ihnen klar ist, daß dieselbe für sie eine Lebensfrage bildet, verteidigen sie sich nicht bloß, sondern versuchen auch auszuweichen. Trotz der äußersten Ermüdung ihrer Truppen zeigen sie nicht, kräftigen Widerstand zu entfallen, und überdies mit unbestreitbarer Geschwindigkeit auch in der Nacht. Die jetzt im Gang befindliche Schlacht tobt heftig, und nach den Aussagen derer, die an den ersten beiden

Schlachten teilgenommen haben, übertrifft sie diese bedeutend an Erbitterung.“

Am selben Tage schrieb auch der Berichterstatter der „Daily News“ von der Westfront, daß der heftigste Kampf des Krieges während der letzten Tage geliefert wurde und daß am Tage und in der Nacht unaufhörliche Kämpfe stattfanden. Die deutsche Infanterie wogte fortwährend in der Richtung der französischen und englischen Stellungen. Die deutschen Artilleristen bestimmten die Schußweite sehr genau. Am 18. September plakte eine Granate im englischen Hauptquartier und verursachte große Verwirrung. Der englische Stab kam jedoch mit dem Leben davon. Die Deutschen haben ihre schwersten Geschütze, darunter Kanonen von 30 cm, auf einem Hügel an ihrem rechten Flügel aufgestellt. Nach einer englischen Meldung vom 20. September stehen die in Front befindlichen Franzosen und Engländer infolge des anhaltenden Regens in den Laufgräben bis an die Hüften im Wasser.

In welcher vortrefflicher Weise das Zurücknehmen unserer Truppen von der Maas erfolgte, geht aus dem Brief eines deutschen Fliegeroffiziers hervor, aus dem einige wichtige Stellen wiedergegeben seien. Da heißt es: „Wir sind in Berlin etwas verwöhnt. Man reist Paris nicht im 40-Kilometer-Tempo ein. Also Gebuld und Vertrauen. Unsere Sache steht hier nach wie vor vorzüglich. Besser, als sie je stand, trotz unseres Abmarsches. Mehr darf ich nicht sagen. Wir standen an der Maas, mächtige Schlacht, Borst bis unter die Fests von Paris, während der Schlacht bis hinter die Maas. Abbruch einer siegreichen Schlacht und Abmarsch 50 Kilometer ist natürlich ungemein schwer. Trotzdem klappte es tadellos. Nur eine Fliegerabteilung ist überfallen worden. Der Gegner hat keine ganze südfranzösische Armee nach Norden verlegt, diese fünffache Übermacht durften wir nicht allein erwarten, deshalb hat man uns zurückgeholt. Hier an der Maas haben die



Auf Vorposten im Schnee in Westlandern
Neustadt. Copyright 1915 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Hier. Rederer, Paris.



Der Schlachtfeldplan in Westlandern: Der Schlachtfeldplan der erbitterten Kämpfe um Verdun.

Franzosen und Engländer sechsmal sinnlose Versuche gemacht, durchzubrechen und rechts einzubringen. Tadellos hat sich die Truppe gehalten. Jeder französische Angriff scheiterte. Aber von dieser Schlacht macht sich ein Mensch keinen Begriff. Fünf Tage lang, Geschützschweren Kallibers, Bajonettangriff, ein lustiger Luftkrieg mit Bomben und Pistolen, wie das schönste Titelblatt einer Schaufensterauslage: „Der Krieg der Zukunft“.

Es war ein fürchterliches Ringen, das sich in Nord-Frankreich abspielte, wie frühere Zeiten es nicht gekannt haben. Weitere Einzelheiten finden unsere Leser auf Seite 334.

Am 23. September wurde Varennes, östlich vom Argonnenwald, von den Deutschen genommen. Auf dem rechten Flügel des deutschen Westheeres, also auf dem nördlichen Ufer der Oise, wurde andauernd gekämpft, ohne daß es zu einer Entscheidung kam. Die Franzosen versuchten, da sie im Frontalangriff nicht vorwärts kamen, den rechten deutschen Flügel zu umfassen, ohne damit Erfolg zu haben.

Die gegen die Sperrforts südlich Verdun angreifenden Armeeteile mußten am gleichen Tage heftige, aus Verdun über die Maas und aus Toul erfolgende Gegenangriffe ab-schlagen; dabei wurden Gefangene, Maschinengewehre und Geschütze von uns erbeutet.

Der Argonnenwald zieht sich auf der westlichen Seite des Meuse hin. Mit seinem breiten, fahlen Schmelz erreicht er die Höhe von 375 Meter. Gegen Westen geht er in die Tiefebene der Champagne, gegen Norden in die Argonnen über. Trotz der geringen Höhe erschweren die Argonnen durch Unwegsamkeit und harte Bewaldung die Verbindung nicht unerheblich, wodurch kriegerische Operationen sehr behindert werden. Diese Schwierigkeiten, die das Gelände verursacht, haben wir bereits mehrfach geschildert (siehe Seite 374 und 391).

Der Angriff auf die Sperrfortlinie südlich von Verdun hatte bereits am 25. September den ersten Erfolg zu verzeichnen: das Fort Camp des Romains bei St.-Mihiel wurde genommen, das bayerische Regiment von der Tann pflanzte dort seine Fahnen auf, und deutsche Truppen überschritten dort auch die Maas. Infolgedessen stellten am 26. September die übrigen Sperrforts ihre Feuer ein, und die deutsche Artillerie ließ sich nunmehr im Kampf mit Kräften, die der Feind auf dem westlichen Maasufer in Stellung gebracht hatte.

Mitten zwischen Toul und Verdun (siehe auch die Karte Seite 392) liegt an einem S-förmigen Bogen der Maas die Militärsiedlung St.-Mihiel, überragt von dem von unseren Truppen eroberten Camp des Romains, wohl dem stärksten Sperrfort der sich im Tale der Maas hinziehenden französischen Festungsreihe. Breit strömt der durch künstliche Bauten schiffbar gemachte Strom dahin, über den sich die Bogen einer alten kleineren Brücke spannen, des Verbindungsgliedes der von Osten, also aus der Gegend von Metz, über das Gebirge kommenden Straße mit der großen, westwärts durch den südlichen Ausläufer der Argonnen in das Tal der Mosne

hinüberführenden Landstraße. St.-Mihiel ist ein Industrie-städtchen von kaum 10 000 Einwohnern mit Süderseilen und Leinwandwebereien. Doch das bürgerliche Leben in dem von alten Klosterbauten und Privathäusern aus der Blütezeit des gotischen Stils umrahmten Strahlen verschwindet unter dem Treiben der hier in Garnison liegenden Soldaten. Oben auf den fahlen, südlich der Stadt gelegenen Höhen, die man durch die Vorstadt von Nanjiz erreicht, ragen drohend schwere Befestigungen und verteidigen die Stadt St.-Mihiel mit ihrem wichtigen Übergang über die Maas. Schon Roms Legionen sollen hier verlassene Lager bezogen haben. Daher stammt auch der Name „Camp des Romains“.

In neuerer Zeit spielt der Bogen bei der Verteidigung der französischen Ostgrenze eine große Rolle. Nur fünf Kilometer unterhalb von St.-Mihiel mündet der die Côtes Vorraines tief durchschneidende Enghaus, das die Gegend von Verdun. Hier befindet sich das von uns zum Schutze gebrachte Sperrfort Les Paroisses, doch auch die weittragenden, das Tal beherrschenden Geschütze des Römervorganges sollen den Ausgang des Enghauses schützen. Nur zehn Kilometer sind es, von denen unsere Truppen jeden Fußbreit unter schweren Kämpfen den Franzosen abtrotzen mußten. Durch seine großen Kasernen und militärischen Vorratshäuser erscheint St.-Mihiel viel größer, als es in Wirklichkeit ist. Ein bedeutender Hafen vermittelt den Schiffsverkehr auf der Maas, die ebenfalls militärischen Zwecken dienstbar gemacht ist. Einzelheiten über den Sturm auf Camp des Romains haben wir bereits auf Seite 380 gebracht. Es ist nur noch der Tagesbefehl, den Graf Hegn nach der Eroberung des Forts an seine Truppen richtete, erwähnt. Er lautet: „Die bayerische 8. Infanteriebrigade mit zugeteilter preussischer Fußartillerie und Pionieren hat heute das Sperrfort bei St.-Mihiel im Sturm genommen. Die Fußartillerie und ein Teil der Feldartillerie hat in dreißigstündigem Kampf vorgebracht. Die 12. Infanteriebrigade mit den Pionieren 16 hat in dreißigstündigem Kampf Stein um Stein, Wall um Wall erobert. Die 11. Infanteriebrigade mit dem Rest der Feldartillerie hat in langem, schwerem Kampf feindliche Entlastungsversuche abgewiesen. 5 Offiziere, 453 unverwundete und etwa 50 verwundete Mannschaften wurden gefangen. Der Rest der Besatzung liegt tot auf den Trümmern und auf den Kalematten des Sperrforts. Dant Euch allen, Offizieren und Mannschaften, für die glänzende Waffentat. Ehre aber auch dem Andenken der Opfer, die wir bringen mußten. Was wir und sie taten, geschah für das Vaterland, geschah für unser und unserer Kinder und Kindeskinder Glück und Gedeihen.“

Ein äußerst wichtiges Vorpiel für die Eroberung des Sperrforts Camp des Romains und den Durchbruchfeldzug gegen die Sperrfortlinie Verdun—Toul war die Zerstörung der Eisenbahnlinie zwischen Verdun—St.-Mihiel, auf der die Franzosen fortwährende Munitionsversärfungen aus Verdun erhielten. Die tapfere Tat wurde von zwei Offizieren und 24 Pionieren erfolgreich durchgeführt. Diese schlichen durch die feindlichen Posten, durchschwammen

hier die Maas, nahmen den gefährlichen Weg durch die Schlamm- und Schlammgräben, zwischen den französischen Vorposten und schlammigen Straßens, und sprengten sodann den Bahndamm. Einer der Offiziere, die an dem Streich teilgenommen haben, erzählt: Es war Nacht, dunkelster, harter Regen, und heulende Winde verbargen unsere Bewegungen. Wir kletterten mitten durch die feindlichen Linien der französischen Befestigungen schleichend, die diesseits der Maas von starkem Posten bewacht wurden. Es gelang uns, trotz der französischen Bewachung die Brücke fallzuzustellen. Wir waren bis auf die Knochen naß, mit Schlamm bedeckt, durchfroren, mit Zerschlagungen auf dem Nacken und Wundschmerzen unter der Mütze. So durchschwammen wir den Fluß, waten bis an die Knie im Schlamm, bis wir an jene Stelle kamen, die wir zu zerstören beabsichtigten. Dort legten wir die Sprengladungen, zündeten sie an und zogen uns sodann schleunigst zurück. Die durch die Explosion aufmerksam gemachten Kavalleriepatrouillen beschnitten uns, aber der Sumpf rettete uns diesmal. Der Rückweg war derselbe. Wir erreichten in mühsamer Fahrt unsere Quartiere. Leider kostete unsere Tat dem zweiten Leutnant und einem Unteroffizier das Leben.

Am 26. September meldete das Große Hauptquartier, daß der Feind unter Ausnutzung seiner Eisenbahnen einen weit ausholenden Vorstoß gegen die äußerste rechte Flanke des deutschen Heeres eingeleitet habe. Eine hierbei auf Sarpaune vorgehende französische Division wurde von den schwächeren deutschen Kräften zurückgeworfen. In der Mitte der Schlachtfeldfront kam unter Angriff an einzelnen Stellen vorwärts.

Gegen Schluß des Monats machten die Verbündeten nochmals gewaltige Unternehmungen, um die Deutschen durch Angriffe von verschiedenen Seiten her zu schwächen. Es gab Misfälle aus Toul und Verdun, die aber erfolgreich von uns zurückgeschlagen wurden. Wir machten zahlreiche Nachangriffe, die von unserer Heeresleistung nicht

gemeldet, wohl aber im französischen Tagesbericht vom 29. September vermerkt wurden, bezeichnenderweise ohne daß man hinzufügte, welchen Erfolg diese Nachangriffe hatten. Daraus ist zu schließen, daß die Erfolge auf unserer Seite waren. Der französische Tagesbericht meldete weiter, daß sich die Franzosen in den Argonnen und an der Maas starken Befestigungen gegenüber fänden. Ein Anlauf, den rechten Flügel der deutschen Armee zu umgehen, ist vollständig gescheitert. Unsere zahlreichen Versuche, die französische Front zu durchbrechen, fügten den Feinden sehr starke Verluste bei, und selbst Londoner Blätter berichteten, daß die Verbündeten außerordentlich geschwächt seien. Am 30. September gab die deutsche Heeresleitung folgenden Bericht aus: Rüdlich und südlich Albert vorgehende überlegene feindliche Kräfte sind unter schweren Verlusten für sie zurückgeschlagen. Aus der Front der Schlachtfeldlinie ist nichts Neues zu melden. An den Argonnen geht unser Angriff stetig — wenn auch langsam — vorwärts. Vor den Sperrforts an der Maaslinie keine Veränderung. In Elsass-Lothringen fließt der Feind getrieben in den mittleren Vogesen vor. Seine Angriffe werden kräftig zurückgeworfen.

Im fernen Osten hatten sich unsere Helden tapfer gewehrt, und mit Stolz verzeichneten wir ihre Taten, soweit wir aus den frühen englischen Nachrichtenquellen davon Kunde erhielten. Wir haben zuletzt erzählt (Seite 206), daß die kleine Besatzung Tlingtau ihre gelben Feinde geschlagen und ihrer 2500 vernichtet habe. Dann kamen lange, bange Tage, in denen wir nichts weiter erfuhren, aber wohl ahnten, daß die Japaner alle ihre Kraft zusammen-rasteten, um der Besatzung Tlingtau den Untergang zu bereiten. Während dieses Harrens griffen wir begierig nach der kleinsten Nachricht über die Unfrigen, die in Ostasien für uns bluteten. Wir erfuhren da auch, daß die Verschönerung Englands und Japans zur Vernichtung von Tlingtau schon von



Das Rathaus in Tientsin.

Prof. Dr. Zentgraf & Co., Leipzig.

Infolge der Überschwemmung der Küstengebietes am Neuenport ist Tientsin zum Mittelpunkt der schweren Kämpfe in Westlandern geworden, in deren Verlauf auch das altertümliche Rathaus schwer gelitten hat. Die Stadt, ein sehr ausgedehnter Festungsbau, zählt etwa 20 000 Einwohner und liegt an der kanalisiertesten Spree. Sie war schon in früheren Jahrhunderten, während der Kriege mit Frankreich und Spanien, der Schauplatz häufiger Belagerungen und Beschäftigungen.



Sturmangriff des achten preussischen Jägerbataillons auf englische Schützengräben am 30. Oktober 1914 bei Zandvoorde in der Schlacht bei Ypern.
 Nach eigenen Skizzen an Ort und Stelle gezeichnet von E. Zimmer.

langer Hand vorbereitet war. Englands Fährde, als es Japan gegen uns hegte, ist von diesem, wie wir nun erkannten, noch überboten worden. Anfang Oktober gingen uns die Rumoren der „Deutschen Japan-Rost“ vom 1. 8. und 15. August zu. Seitdem ist die Zeitschrift, nach dreizehnjährigem Bestehen, unterdrückt, ihr kluger und tapferer Leiter aus Japan verwiesen worden. Aber er hat sich ein Verdienst erworben, indem er wichtige Äußerungen der japanischen Presse zusammengestellt hat, die beweisen, daß Japan offenbar im geheimen Bunde mit England den Raubzug auf Kiautschou längst vor Übergabe seines frechen Ultimatums plante.

Es ist ganz sicher, daß das englisch-japanische Bündnis auch durch seinen Artikel 11 Japan nicht zu einem Eingreifen nötigte. Denn dieser Artikel stellt die Bedingung, daß England durch eine dritte Macht in seinen ostasiatischen und indischen Besitzungen und Interessen angegriffen sein müsse. Selbst wenn sich Kämpfe zwischen England und Deutschland in Ostasien abgespielt hätten, würde Japan keinen Grund zum Eingreifen gehabt haben. Erst dann wäre Japan zum Weltland verpflichtet gewesen, wenn etwa Deutschland, ohne eine Herausforderung von englischer Seite, Besitzungen und Rechte Englands in Ostasien und Indien angegriffen hätte. Der Bündnisfall ist also für Japan überhaupt nicht eingetreten. Dem entspricht es, daß der japanische Staatsmann Okuma (wohl am 28. Juli) erklärte, Japan werde als Englands Verbündeter „vornehmlich freundliche Neutralität wahren“. Er „glaube nicht“, daß es „nötig sein werde“, Japans Neutralität „öffentlich zu erklären“. In ihrer hinterhältigen Gewundenheit sind diese Worte echt japanisch. Von demselben Okuma berichtet nun aber die „Tohjo Mainichi“ (4. August) Äußerungen, die das Gegenteil belegen: Wenn es zum Weltkrieg komme, könne Japan nicht uninteressiert beiseite stehen, aber, um Okumas Worte genau zu übersetzen: nicht ruhig schlafen. Japan muß militärische Vorbereitungen treffen, und für Optimismus ist eben kein Raum. Im Kriegsfalle hat daher Japan mit in der Front zu stehen. Auch wenn Japan neutral bleiben sollte, so wird es seine dahin lautende Erklärung abgeben, und diese Neutralität wird zweifelhafter Natur sein. Schon am 3. August hatte die „Maji“ erklärt, daß für Japan der Anlaß zum Eingreifen gegeben sei.

Der 28. Juli läßt sich bisher als der Tag feststellen, wo zwischen England und Japan alles vereinbart war. Das war damals auch schon in Paris bekannt. Die zur Mäßigung ratende Anfrucht: Okuma an die Journalisten Japans vom 11. August sollte nur den wahren Sachverhalt verschleiern. Damit stimmt überein, daß die englische Rabelgesellschaft am 28. Juli ein Telegramm aus Niederländisch-Indien an ein Hamburger Haus nicht mehr befördert hat.

Ehrlich setzte sich von den japanischen Zeitungen nur der „Chuo“. Er schrieb am 5. August: „Es sind verschiedene Stimmen laut geworden, daß Deutschland die Verantwortung für den Ausbruch des Krieges trage. Das ist eine absichtliche Entstellung und zeigt eine vollständige Unkenntnis des wahren Sachverhalts... Der friedliebende deutsche Kaiser bemühte sich trotz alledem nach mit der Vermittlung. Aber das unaufhörliche Verhalten Russlands und Frankreichs hat es schließlich dahin gebracht, daß der Krieg ausgebrochen ist.“

Der „Ostasiatische Mond“ vom 4. September teilte über den Beginn der Kämpfe um Tjingtau einige interessante Einzelheiten mit, von denen wir folgendes wiedergeben:

Die Japaner eröffneten die Feindseligkeiten mit der Blockade des Pachtgebietes. Sie erhielten folgende Bekanntmachung: „Ich erkläre hiermit, daß am 27. Tage des 8. Monats des 3. Jahres Taisho die ganze Küste des Pachtgebietes Kiautschou zwischen 35 Grad 54 Minuten nördlicher Breite, 120 Grad 10 Minuten östlicher Breite, 26 Grad 7 Minuten nördlicher Länge und 120 Grad 36 Minuten östlicher Länge durch ein von mir befehligtes Geschwader in Blockadezustand versetzt worden ist, daß Schiffe besetundeter und neutraler Mächte 24 Stunden Zeit gegeben ist, das Blockadegebiet zu verlassen, und daß alle Mahnungen, die nach dem Völkerrecht und den Verträgen des Kaiserlichen Reiches mit den neutralen Mächten gestattet sind, im Namen der Regierung des Kaisers von Japan gegen alle Schiffe durchgeführt werden, die die Blockade zu brechen versuchen. — Gegeben an Bord Seiner Japanischen Majestät Schiff „Suwo“, am 27. Tage des 8. Monats des 3. Jahres Taisho.“

Dieses Flaggschiff „Suwo“ war früher in russischen



Man den Kämpfen am Ostkanal: Mit Stroh ausgelegt deutsche Stellung bei Neuport. Hinter aufgeworfener Bedeckung.



Untersuchungshäute einer Schweizer Grenzpost.

Best. Es wurde im Jahre 1900 in Petersburg gebaut, im Russisch-Japanischen Kriege von den Japanern erobert und danach etwas modernisiert.

Zeitungen aus Ostasien entnehmen wir auch folgende Erlasse des Gouverneurs von Tjingtau, Kapitän zur See Werner Walder, die angeht die heldenmütigen Verteidigung dieses verworrenen Postens in Ostasien nicht ohne Stolz und Bewegung gelesen werden können:

„Tagesbefehl. Am 15. August hat Japan Deutschland ein Ultimatum gestellt, in dem die so wichtige Jurisdiktion oder Entschaffung aller deutschen Kriegsschiffe des Kreuzergeschwaders sowie die bedingungslose Übergabe Tjingtaus bis zum 15. September gefordert wurde. Trifft zur Beantwortung bis 23. August mittags. Mienals werden wir freiwillig auch nur das kleinste Stück Land hergeben, über dem die hehre Reichskriegsflagge weht. Von dieser Stätte, die wir mit Liebe und Erfolg seit 17 Jahren zu einem kleinen Deutschland über See ausgeglasten bemüht waren, wollen wir nicht weichen. Will der Gegner Tjingtau haben, so mag er kommen, es sich zu holen. Er wird uns auf unserem Posten finden.“

Der Angriff auf Tjingtau steht bevor. Gut ausgebildet und wohl vorbereitet, können wir den Gegner mit Ruhe erwarten. Ich weiß, daß die Befestigung von Tjingtau fest entschlossen ist, treu ihrem Fahneneid eingebend des Waffenehms der Väter, den Platz bis zum äußersten zu halten. Jeder in zähem Widerstande errungene neue Tag kann die unberechenbarsten, günstigsten Folgen zeitigen.

Zu stolzer Freude gereicht es uns, daß nunmehr auch wir für Kaiser und Reich kämpfen dürfen, daß wir nicht dazu verurteilt sind, latentlos beiseite zu stehen, während unsere Brüder in der Heimat in schwerem Kampfe liegen.

Befestigungsbefehl von Tjingtau! Ich ermahne

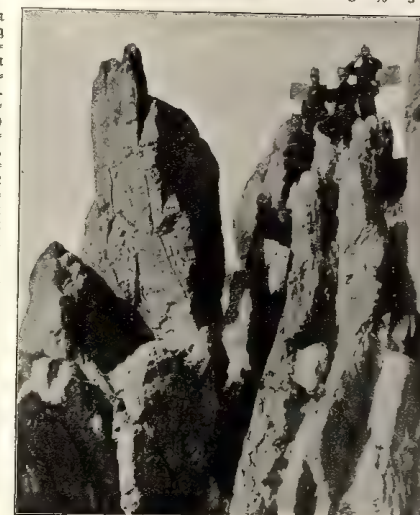
euch an die glorreichen Verteidigungen von Kolberg, Graudenz und den schließlichen Festungen vor mehr als hundert Jahren. Nehmt euch diese Helden zum Beispiel. Ich erwarte von euch, daß ein jeder sein Bestes hergeben wird, um mit den Kameraden in der Heimat an Tapferkeit und jeglicher Soldateneigenschaft zu wetten. Wohl find wir zur Verteidigung bestimmt. Halte euch aber stets vor Augen, daß die Verteidigung nur dann richtig geführt wird, wenn sie vom Geiste des Angriffs erfüllt ist.

Am 18. August habe ich Seiner Majestät drablich versichert, daß ich einträte für Pflichterfüllung bis aufs Äußerste. Am 19. August habe ich den allerhöchsten Befehl Seiner Majestät erhalten, Tjingtau bis aufs Äußerste zu verteidigen. Wir werden Seiner Majestät unsern allergrößten Kriegseinsatz durch die Tat beweisen, daß wir des in uns gelegten allerhöchsten Vertrauens würdig sind. Es lebe Seine Majestät der Kaiser! Der Festungskommandeur.“

An die Bürgerchaft von Tjingtau hat der Gouverneur gleichzeitig nachstehenden Aufruf gerichtet:

„Bürger von Tjingtau! Der Augenblick naht heran, wo auch wir den Beweis unserer nationalen Gesinnung und Aufopferungsfähigkeit zu erbringen haben. Ich bin fest überzeugt, daß jeder wehrfähige Bürger bis zum äußersten seine Pflicht tun wird, um unseren Platz zu halten. Jeder in zäher Verteidigung gewonnene neue Tag kann die unberechenbarsten, günstigsten Folgen nach sich ziehen. Das halte sich jeder stets vor Augen.“

In schwerem See- und Landkämpfe stehen unsere Volksgenossen in der Heimat. Eifert wir denselben nach, jetzt, wo es auch uns vergönnt ist, für Kaiser und Reich zu kämpfen. Der in vergangenen Tagen oft bewährten Wehrkraft deutscher Bürger eingedenk, wollen wir mit unsern Brüdern in der Heimat an Vaterlandsliebe und kriegerischer Tüchtigkeit wetteifern. Am 18. August habe ich Seiner Majestät drablich versichert, daß ich einträte für Pflichterfüllung bis aufs Äußerste.“



Signalposten auf einem Berggipfel an der Schweizer Grenze.



Schweizer Grenzposten.

lung bis aufs Äußerste. Am 19. August habe ich den allerhöchsten Befehl Seiner Majestät erhalten, Hingtau bis aufs Äußerste zu verteidigen. Es lebe Seine Majestät der Kaiser!

Der Kaiserliche Gouverneur.
Aus Hingtau trafen Anfang Oktober noch Briefe von Ende August und Anfang September ein, die Mitteilungen über den Beginn der Kämpfe enthielten. Einiges aus solchen Briefen möge hier folgen:

Hingtau, 22. August.
Als sich der politische Himmel in den letzten Tagen des Juli mehr und mehr verdüsterte, war in H. schon alles in degreiflicher Aufregung. Verschiedentlich wurden die Reservisten auf ihre Pflichten aufmerksam gemacht, und am 1. August hieß es dann tatsächlich: „Auf nach Hingtau“.

Um halb drei Uhr verließen wir H. Wir hatten eine Reforschfahrt bis Pulow, die vom schönsten Wetter begünstigt war. Unser recht stattlicher Transport wurde gut und reichlich verpflegt. In Hingtau wurden wir dann

20 Kilometer in der See entfernt liegende Felseninsel (der „Heuhaufen“) zu beschließen. Die Insel ist völlig unbewohnt, nur getränkt von einem jetzt auch verlassenen Leuchtturm. Die Japaner vermuteten dort scheinbar starke Befestigungen. Es war spähig, zu sehen, welche Mühe sie sich bei der Beschießung gaben! Gegen zwölf Uhr wurde ein drahtloses Telegramm verlesen, worin der Chef des japanischen Geschwaders Blockade von Hingtau anlagte und dem amerikanischen Konsul und der Kreuzers freien Abzug innerhalb 24 Stunden bewilligte. Nach dieser Bedenktzeit, auf die Österreich-Ungarn mit der Kriegserklärung an Japan antwortete, hat man nichts weiter von den Schiffen gehört. Aus dem Brief einer Pflegschwester:

12. September 1914.

Ob diese Zeilen noch durchkommen und sich zu Ihnen finden werden — ich weiß es nicht, glaube es kaum. Trotzdem will ich es versuchen.



Decksverhauf auf dem östlichen Kriegsschiffplatz zur Verhinderung des feindlichen Vorgehens.

in die Hsinsanfu-Pulow-Bahn verfrachtet; in Hsinsanfu wurden wir aufs neue umgeladen und traten die letzte Etappe unserer Reise an. In Hingtau nahmen uns am Bahnhof die Bataillonskapelle in Empfang und führte uns sofort in Vieh und Giebel nach der Kaserne. Es geht stramm und kriegsmäßig zu, und wir müssen alles daran setzen, um in kürzester Zeit eine Waffe zu werden, mit der zu rechnen ist. Die Aufgabe unserer Kompanie ist es, vorläufig den ganzen Nachdienst der Festung zu übernehmen, da alle ausgebildeten Leute die Werke und Forts besetzen müssen.

Hingtau, 29. August.
Seit meinem letzten Schreiben hat sich die Sachlage wesentlich geändert, indem Japan das erwartete Ultimatum tatsächlich gestellt hat. Nun haben wir seit Sonntag mittag und warteten und warteten, aber bis vorgestern geschah nichts. Endlich am 27. morgens erschienen Schiffe am Horizont, die wir — wir waren gerade mit Schanzarbeiten in unserer neuen Verteidigungsstellung beschäftigt — sofort als feindliche Kriegsschiffe erkannten. Die Schiffe kamen näher, verschwanden wieder und begannen dann, eine etwa

Von der Seeherseite sind wir schon belagert. Vom Fenster aus sehe ich die japanischen Kriegsschiffe. Vom Land können wir jeden Augenblick abgeschnitten werden, denn gelandet sind die japanischen Truppen schon.

Wir wissen alle, daß die Lage hier hoffnungslos ist — den Helden, die hier kämpfen, winkt kein Sieg; hier gibt es nur drei Dinge: Tod, Verwundung oder japanische Gefangenschaft. Des Kaisers Befehl lautet: Kampf bis zum Äußersten. Gewiß ist dies der würdevollste Weg, aber schwer ist er und wird viel edles Blut und viele Tränen kosten. Von japanischen Kulis müssen sich unsere edlen deutschen Männer todschlagen lassen, und dies ist das Werk des Briten, der sich bisher nicht genug tun konnte in Kalkutta; jetzt kämpft er Seite an Seite mit diesen Gelben gegen das Brudervolk!

Ich werde hier pflegen. Es sind viel zu wenig Pflegerinnen da. Wenn es ernst wird, werden wir schwere Arbeit haben. Vorderhand wird hier immer noch fieberhaft gearbeitet an den Befestigungen.

Aber die Verteidigung Hingtaus heißt es in einem



Erfürmung von Valjevo durch die österreichisch-ungarischen Balkanstreitkräfte.
 Nach einer Originalzeichnung von R. Altmann.



Verfeinerungsbau bei Laplan.
 Auf den Bergen eines Wasserwerks geschnitten von großer Hart Gestein.



Der erste Brief nach Hause aus Pohl.

Briefe, den ein in Schanghai lebender Kaufmann an einen Züricher Freund richtete:

[illegible]

Illustrierte Kriegsberichte.

Feldpostbrief aus der Schlacht bei Lodz.

R . . . (nordöstlich Rodz), 4. Dez. 1914.

Liebe Eltern!

Der erste Kugeltag seit Beginn dieser Riesenschlacht. Wir sind zwar auch in Alarmbereitschaft und nur achthundert Meter hinter dem Schützengraben im Strichfeuer der russischen Infanterie und Artillerie, aber man hat doch einmal wieder ein Dach über sich, und ich konnte zum ersten Male

Abgesehen von derartigen Briefen sind wir auf englische Quellen angewiesen, die, wie stets, mit Vorsicht aufzunehmen sind. Erst nach Beendigung des Krieges, wenn die gegenwärtig in Japan gefangenen Ueberlebenden der Besatzung von Tsingtau nach Europa zurückfahren, wird man mehr erfahren.

wieder seit 7. November die Wäsche wechseln. Eben sind ein paar Fäden eines Schrapnells, das einer „Tauben“ von uns erfolglos nachgeschickt war und vierhundert Meter hoch gerollt ist, in unseren Gefangenschaft.

Nun will ich Euch zunächst über den Beginn der Schlacht erzählen. Am 17. November wurden wir am ... fluß durch die ... er abgelöst und markierten in Eilmärschen über den ... fluß, dann über die Bahn direkt auf ... los. Als wir die Höhe zwischen J. und M. überschritten, fahen wir

von überall die weißen Schrapnellwäffchen in der Luft
sahen. Unsere Romanpion, meine auf dem linken Flügel,
gaben zum Angriff über. An einem weit hingestreckten Wald
schlang erhalten wir, es war gegen vier nachmittags,
zu ersten russischen Kampf: neun schwere Granaten, die
zu fünfzig Meter Luft seitwärts zwischen den Bäumen
fielen. Wir bringen tiefer in den Wald ein, die Roman-
pion entfallen sich breiter und breiter, es wird fast dunkel.
Ich Wachtelstiel halte ich meine Romanpion zusammen.
Hochstet preis's. Tief gebudd folgen wir im Lauffschritt
unser vordersten Schützenlinie. Mit Surra nehmen wir
den ersten schließlichen Schützengraben. Zwei Verwundete
hat es gekostet. Wollige Dunkelheit ist heringebrochen.
Wir hoffen auf den zweiten, stark besetzten Schützengraben
am jenseitigen Waldrand. Auch er wird genommen im
ersten Ansturm. Er war schon teurer. — Weiter. Meine
Romanpion lasse ich nach links verlängern auf die dunklen
Schatten des Dorfes A. los. Wir hoffen durch. Es ist
noch voll fliehender Russen. Wir machen Gefangene. Aber
immer weiter, immer vorwärts!

Ich's ach, einem feuerliebenden Berg entgegen, dem
langen Schuppen der Ziegeln von K. Dine zu schiefen,
tauchen wir mit aufgeplanztem Seitengeweige kopf- und
auf den hartgefrorenen Adergassen vorwärts. Und nicht
fiattert's, pieft's und furr't. Eben ruf' ich meinen Leuten zu:
„Wehr nach halbrechts vorwärts!“, da schwirrt mir
etwas am Mund entlang und ich verpüre einen scharfen
Zisch an der Zunge. Ich fasse an die Bäden — nichts; aber
aus dem Mund tropft das Bluth. Doch zum Nachsehen ist
keine Zeit, meinen Mund halte ich jetzt sehr still.

Von zwei Seiten dringen wir in die Feste ein. Von den Rüfen macht sich davon, was kann. Doch machen wir viele Gefangene. Aus einer Scheune ziehen meine Leute gegen vierzig heraus. Dabei kommt's zu folgendem heftigen Stößen. Ein Offizier, ein noch junger Mensch, tritt aus der Reihe auf mich zu und sagt in tadellosem Deutsch: „Bitte Baron L. möchte nicht mit diesen laufigen Soldaten weiter laufen müssen.“

Mit rufen und schreien, was wir können. Das Feuer schweigt.
Dahin ruft uns der andere Seite: „Wer ist dort?“
Wir rufen zurück und hören wieder schreien, als ob drüben
ganz deutlich russische Kommandos zu hören wären. Wir stoßen
zu Boden, und da beginnt auch das Schnellfeuer wieder.
Kriechend und springend zurück. Aber Glück im Unglück. Wir
kommen an einen verlassenen Schützengraben. So konnten
wir uns bücken und bedecken. Doch die Russen folgen uns:
es waren wohl zwei Regimenter mit sechs Maschinen-
gewehren. Da heißt's Dedung suchen in der Ziegellei.
Wieder kriechend und springend weiter. Ich blieb mit
dem Feldwebel, meinem Burgen und zwei Mann weit
zurück, denn ich kann mit meinem so Johannistaler Ab-
schuß nicht weiter. Eine nicht so schnell vorwärts. Endlich,
nach etwa vierhundert Meter, räumen wir eine Stellung
in der Lehmgarbe der Ziegellei hinunter. Aufstehen. Ein
Bisfil verschluckt, dann durchs Wasser den jenseitigen Gang
wieder hinauf und hinter dem Brennvorn in Dedung.
Dem Regimentskommandeur Meldung gemacht. Mit drei
weiteren Kompanien gehen wir wieder vor, nehmen auch
den ersten Schützengraben wieder und halten den Befehl.

Die ganze Nacht dauert die Schießerei fort. Erst am folgenden Morgen können wir unsere Verluste übersehen — das ganze Feld vor der Ziegelei liegt voller Russen, und gegen 300 Gefangene haben wir auch.

Am 19. schenken wir uns auf der Höhe weislich nach N. ein. Ich bin eben zur Meldung in einem Gehöft beim Brigadefelds. Da proßelt ein Schuß durch die Scheibeein Aufsicht: unser Divisionsführer liegt mit Rossfußsch tot auf dem Ziegelboden.

Am 20. nachmittags erhalte ich und drei andere Kompanien „Sonberauftrag“: Das N. vor. Es dämmert schon, da kommen schon die Russen — ein bidster schwarzer Anäuel mit einem — Gebirg — Setzengefahr — raus. Schnellfeuer bis auf dreifig Meter. Da schwärzen sie ab. Es war das 18. und 19. jüdrische Regiment. Bis tief in die Nacht dauerte die Schieberei. Sie verloren an dem Tag 250 Tote und 60 Gefangene.

Am 21. mittags bekam ich einen Schnupfenschub, leichter
Nitz am Oberarm, Mantel und Rock haben mehr gelitten.
Meine Zunge war vier Tage lang geschwollen, jetzt kann
ich aber wieder fest essen. Also braucht Ihr Euch im
Päckchenscheiden nicht zu genieren.

Weiterer Bericht folgt, sobald ich wieder einmal Zeit habe. Herzlichen Gruß.
E. R.

Die Erstürmung von Valjevo.

(Hörzu die Anstaltsfrage.)

Schon verhältnismäßig bald nach Beginn des Krieges waren die österreichisch-ungarischen Truppen von West und



In den Kämpfen um Bodz gefangene Russen, darunter auch Weibskosaken des Baren (an ihren hohen Mützen kennlich)

Nord über die serbische Grenze gegen Valjevo vorgebrungen. Es ist dies eine Stadt von über 5000 Einwohnern, fast 200 Meter hoch am Oberlauf der Kolubara gelegen. Valjevo ist nicht nur als Kreuzungspunkt vieler Straßenzüge, sondern auch deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil es der Endpunkt der von Zagreb über Obrenovac gegen Süden führenden Eisenbahn ist. Als dann schon Mitte August ein großer Teil der österreichisch-ungarischen Truppen vom serbischen Kriegsschauplatz auf den nordöstlichen gegen die drohende russische Übermacht geworfen werden mußte, räumten die im Süden Verbliebenen freiwillig viele der bereits eroberten Stellungen, um sich mit Rücksicht auf das so geschaffene Kräfteverhältnis vorerst auf eine reine Verteidigung der Grenzen der Monarchie zu beschränken.

Als dann Anfang November die entscheidende Angriffsbewegung gegen Serbien wieder einsetzte, als nach einem beglückten Armeebefehl des Feldzeugmeisters Potiorek (siehe das Bild Seite 419) die Armee sich rüstete, noch vor dem eigentlichen Winter den Feind zu belagern, darstellten sich die Maßnahmen der über Schabatz vordringenden Abteilungen in erster Linie gegen Valjevo. Nach dreitägigem Kampf überschritten die Österreicher am 9. November die Linie Loznica—Krupanj—Ljubovija. Sie zwangen den dort befindlichen Feind, der aus der ersten und dritten serbischen Armee mit zusammen 120 000 Mann bestand, zurückzugehen. Nach dem Verluste seiner tapfer verteidigten Stellungen mußte er sich gegen Valjevo zurückziehen, während die österreichisch-ungarischen Truppen die Loznica östlich beherrschenden Höhen und den Haupttrüden der Solofsa planina südöstlich von Krupanj besetzten. Bald darauf gelangte nach erfolgreichem Kampf — 3000 Serben wurden gefangen genommen, darunter 40 Offiziere; ferner wurden 8 Belagerungsgeschütze und 12 Maschinengewehre erbeutet — auch die von Krupanj nach Janakia führende breite Landstraße in ihren Besitz. Unter steten Kämpfen und mit bewundernswürdiger Tapferkeit ging es nun durch außerordentlich schwieriges Gelände frisch vorwärts. Um für den Abzug ihres Trains Zeit zu gewinnen, leisteten die Serben aber nördlich und westlich von Valjevo, auf das die österreichisch-ungarischen Truppen im Halbkreis marschierten, noch großen Widerstand. Am 14. November abends gelang es jedoch, den Schlüssel zum Feindlichen Stellung in den Höhen bei Kamenica zu erobern. Schon hier bemächtigte sich der 1. u. 2. Truppen bei ihrem schließlichen Vordringen vielfach eine solche Begeisterung, daß es den Offizieren große Mühe kostete, das weitere Vordringen der Truppen in den Rahmen der strategischen Notwendigkeit zu zwingen. Unauhaltbar stürmten sie vor und ließen durch ihre hartnäckige Verfolgung dem Gegner keine Zeit, sich in seinen zahlreichen, gerade bei Valjevo seit Jahren vorbereiteten



Die Beschichtung von Zeebrügge durch englische Kriegsschiffe am 23. November 1914. Nach einer Darstellung von Wreteller Bild 456.

Stellungen neu zu ordnen. Nach kurzen Kämpfen wurden am 15. die Nachhut von Valjevo geworfen und zum Teil gefangen genommen. Im Sturm ging es nun auf die Stadt selbst zu, die am selben Abend noch erobert wurde.

Der Kampf war kurz, aber ungemein erbittert. Der Hauptangriff erfolgte von Südwest. Die österreichisch-ungarische Artillerie zeichnete sich hier wieder rühmlich aus, aber auch die Infanterie — die im Anmarsch zuweilen schon wegen der Geländeschwierigkeiten Unerhörtes geleistet hatte — socht geradezu bewundernswert.

Die Beute war groß: über 8000 Mann wurden gefangen genommen, reiche Verpflegungsporträte und viel Kriegsmaterial fiel in die Hände der Sieger.

Becelaere, Zonnebeke, Zandvoorde und südwestlich davon über Wytschaete und Hollebeke auf Ypern, die Hauptstadt des gleichnamigen Arrondissements (siehe Bild Seite 447), vorzutragen. Die verbündeten Gegner hatten dort große Truppenmassen, Franzosen, Engländer und Belgier, angehäuft und starke Festbesetzungen angelegt, die überdies durch zahlreiche schwere Artillerie verteidigt wurden.

Am 30. Oktober gelang es gemischten deutschen Truppen, Zandvoorde zu erstürmen, wobei sich die 8. Jäger besonders auszeichneten. Die Kämpfe wurden, wie immer, durch Artilleriefeuer eingeleitet. Als die feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht waren und die Infanterie vorging, wurde sie mit mörderischem Kleingewehrfeuer überschüttet, das unsere angreifenden Bataillone wiederholt nötigte, sich im freien Felde niederzuwerfen und den Geschöbägel, der zum Glück etwas zu hoch gehalten war, über sich ergehen zu lassen. Sprungweise ging es gleichwohl vorwärts, und endlich legten die Tapferen zum unmittelbaren Sturm auf die feindlichen Schützengräben ein, die von englischen Gardehularen besetzt waren und tapfer verteidigt, vom Kampfesangestimmten unserer Grünen aber, die im vordersten Treffen sich befanden, genommen wurden. Was sich nicht ergab, wurde niedergemacht oder in die Flucht geschlagen. Noch aber war nicht die ganze Arbeit getan, galt es doch, nun auch die Ortschaft in unseren Besitz zu bringen. Das führte zu einem hartenlangen erbitterten Straßenkampfe, in dem die Engländer sich als hartnäckig kämpfende Gegner erwiesen, die größtenteils nicht nur gut zu schießen, sondern auch zufällige Umstände vorzüglich auszunutzen und sich besonders in den Häusern vorzüglich zu verbergen mußten. Wenn unsere Feldgrauen schon glaubten, daß eine Straße vom Feinde gesäubert sei, dann mußten sie immer wieder die Erfassung machen, daß eine Abteilung sie aus irgendeinem anderen Versteck unter Feuer nahm. So kam es, daß Haus für Haus genommen werden mußte. Erst als in der darauffolgenden Nacht unsere Artillerie am Eingange des Dorfes abprokte und mit den Verhaun und den vom Feinde besetzten Häusern ausräumte, nahm der Straßenkampf ein Ende.

Das Bombardement von Zeebrügge.

(Siehe das Bild Seite 456/457.)

Zeebrügge, die belgische Handels- und Hafenstadt, ist durch einen Kanal mit Brügge verbunden und hat von Jahr zu Jahr im Handels- und Seenerkehr an Bedeutung gewonnen. 50—60 Millionen Mark kostete den Belgiern dieser Hafen.

Der Weltkrieg hat auch hier seine Spuren hinterlassen: die Bevölkerung ist geflüchtet, und die Deutschen haben den Ort besetzt. An der Nordseeküste gelegen, war auch

Der Sturm auf Zandvoorde.

(Siehe das Bild Seite 448—450.)

Die wochenlangen Kämpfe in Flandern und in der äußersten Nordwestecke Frankreichs wurden mit der größten Hartnäckigkeit und Erbitterung durchgeföhrt. Die vorwiegend flache Bodenbeschaffenheit, wozu unsere Ansicht der Umgebung von Becelaere (Seite 448) eine Vorstellung gibt, ermöglichte nur ein ganz allmähliches Vordringen, wobei anfangs der Artillerie, dann der Infanterieschäufel und zuletzt dem Bajonett die Hauptrollen zufielen.

Als der Hauptstoß nach Dixmuiden und Birschoote von Norden her im Sturm genommen und der Yperlekanal nach heißen Kämpfen überschritten war, galt es, den Kampf über

dieser Stützpunkt, wie Ostende (siehe auch die Bilder Seite 458 und 459), Middelburch und andere Plätze, die von den deutschen Truppen nach dem Fall von Antwerpen erobert wurden, den Engländern ein Dorn im Auge. Nach der Beschießung von Ostende, durch die die englischen Kriegsschiffe die deutsche Stellung am Merkanal belästigt hatten, zogen sie sich etwa am 15. November zurück, da einige ihrer Schiffe stark beschädigt worden waren.

So brach der Morgen des 23. November an. Die belgischen Nordseefestungen waren in leichten Nebel gehüllt, seine plätscherten die Wellen am Strande bei Zeebrügge, sie murmelten ihr uraltes Lied vom Werden und Vergehen. — Angestrengt lugten hier deutsche Marineraugen in die See hinaus, hinter den Dünenabhängen hatte deutsche Matrosenartillerie Küstengeschütze in gedeckter Stellung gebracht, deren eherner Mund sprechen sollte, sobald sich nur ein einziger Feind von der Wasserseite her zeigen würde.

Da! — Was war das? — Kanonendonner aus südwestlicher Richtung! Leises Summen in den Lüften: feindliche englische Flieger auf ihrem Erkundungsflug. Sie verschwanden wieder, der Geschützdonner wurde schwächer. So verließ der Vormittag, der Nachmittag kam heran. Gegen drei Uhr schoben sich durch die graue Nebelwand langsam die Umrisse einiger Kriegsschiffe vor; es waren englische Kreuzer und Torpedoboote, die wohl deutsche U-Boote im Hafen vermuteten. Plötzlich ward der Nebel durch grelle Lichtblitze getrieben! Die Engländer eröffneten das Feuer mit furchtbarer Heftigkeit. Wohl antworteten die deutschen Küstengeschütze, aber die Feinde waren stärker armiert. Geschloß auf Geschloß kaskierte auf das Hafenviertel, furchtbar war ihr Strahlen beim Aufschlag, als hätte die Hölle ihre Geister losgelassen! Hier und da zuckten Flammenblitze auf, dann rollte wieder Geschützdonner, Mauern barsten, Häuser stürzten ein! Plötzlich schoß bei der Rotsfabrik von Rombach eine hohe Feuerfäule in die Luft, taghell beleuchtete sie die Umgebung — einer der Gasbehälter war in Flammen aufgegangen! Explosion folgte auf Explosion. Die Elektrizitätswerke brannten schon. Welch ein unermesslicher Schaden an belgischem Eigentum, den die Engländer hier ihren Verbündeten zufügten! — Da draußen feuerten ununterbrochen deutsche Kanoniere auf den Feind, den der Nebel nur zu sehr bei seinem Vorgehen begünstigte, unter dessen Schutz die Engländer bei eindringender Dunkelheit auch entkamen.

Die Schweizer an der Grenze.

(Siehe die Bilder Seite 451.)

Als zu Anfang August 1914 die politische Lage sich immer bedrohlicher gestaltete, eilten wir Schweizer an die



Deutsche Kavallerie reitet über eine Brücke des Rains in Ostende.

Wolff, H. Groß, Berlin.

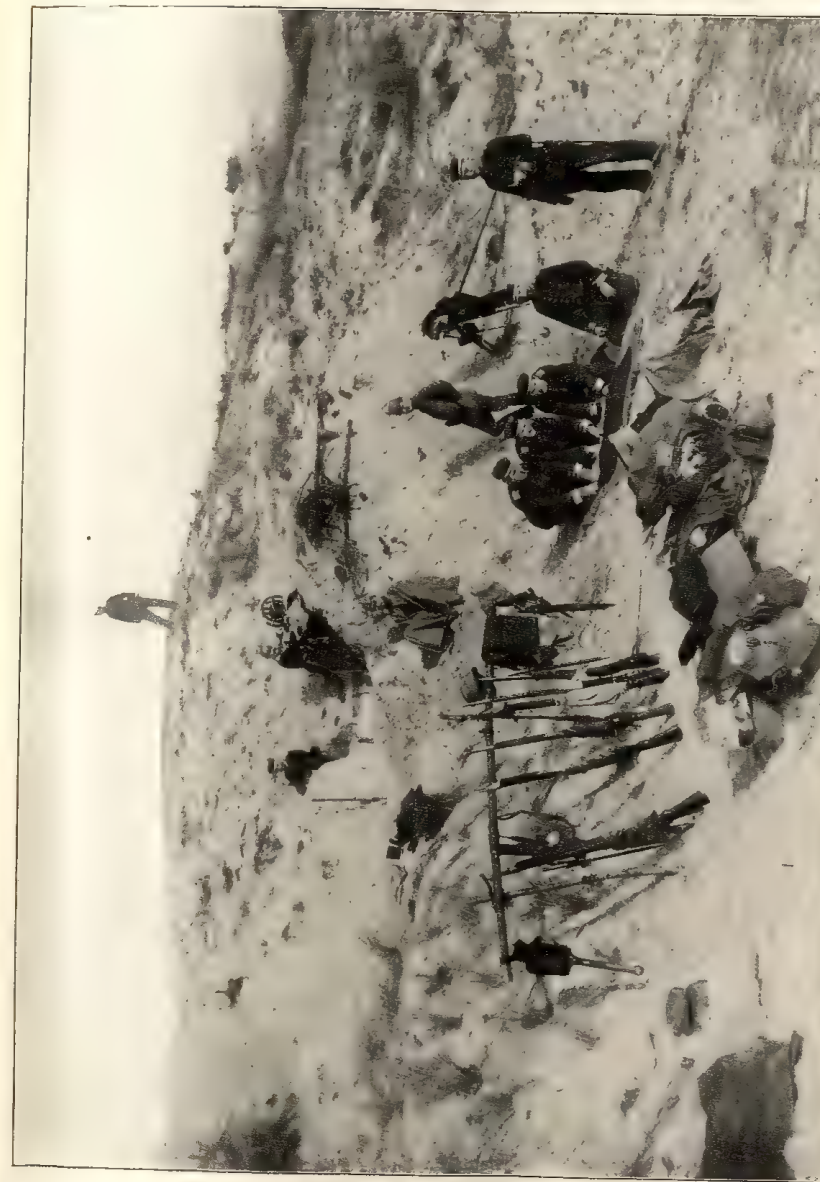
Grenze, um Gewehr bei Fuß bereit zu sein, die Neutralität unseres geliebten Landes wenn nötig mit der Waffe zu verteidigen. Am 4. August ließ der schweizerische Bundesrat den Mächten seine Neutralitätsverklärung zugeben, doch schon drei Tage vorher waren die Grenzbahnhöfe und -brücken, sowie Eisenbahnbrücken, Bahnhofsgebäude, Munitions- und Vorratslager im Innern des Landes von unseren Landsturmmännern besetzt. Bereits am 2. August waren an den öffentlichen Anschlagsstellen die Mobilisierungsbefehle mit dem überflüssigen, mehrfarbigen Kriegsfahrplan erschienen, und am 4. August rückte der „Auszug“ ein, der die Jahrgänge 1882 bis 1894 umfaßt.

Rasch und reibungslos vollzog sich die Mobilisation. In kürzester Zeit hatte, der ganzen Grenze entlang, in allen vier Windrichtungen der Auszug die Landsturmruppen abgelöst. Sogleich wurde mit dem Bau von Feldbefestigungen begonnen. Ein Schützengraben reihte sich an den anderen, und bald war unsere ganze Grenzlinie dermaßen besetzt, daß wir vor Überraschungen geschützt waren.

Hinter diesem sicheren Wall vervollständigten die übrigen Truppen ihre militärische Ausbildung in großen Konzentrationslagern im Innern des Landes. Drill war die Lösung der ersten Wochen. Uns älteren Soldaten des Auszugs, die nur noch jährlich vierzehn Tage Dienst getan hatten, kam es merkwürdig an, wieder geübt zu werden und gar noch schneidiger als einst in der Rekrutenschule. Doch so wenig uns der Drill auch zulegte, wir taten den Dienst doch willig und ohne Murren, wir sahen die Notwendigkeit strenger Manneszucht und Disziplin ein. Mit um so größerer Freude hielten wir unsere Schießübungen ab, ist doch in der Heimat Tills das Schießen die große Nationalkunst, und galt es doch jetzt gar, unsere neue Waffe, das schweizerische Infanteriegewehr Modell 1914, zu erproben. Man erzählte sich Wunderbares von seiner Treffsicherheit und Durchschlagskraft, und seit wir es tennen, sind wir nicht wenig stolz auf unser neues Gewehr.

Gefechts- und Marschübungen folgten auf den Drill, und als wir endlich an die Grenze zogen, waren wir alle wieder so gefechts- und marschgewohnt wie als junge Rekruten. Das ganze Land schien in Bewegung zu sein in diesen Tagen, überall in den zerklüfteten Bergen und Tälern unserer Grenzgebiete begegneten wir Truppen. Sie langten ihre alten frischen Marschlieder, froh darüber, daß sie ihre Ungebuld nicht mehr zu zügeln brauchten, daß nun auch sie den Ehrendienst an der Grenze tun durften.

Dorne bei den roten Grenzfährgen herrschte reges Leben. Auf den Berggipfeln sind Beobachtungsposten aufgestellt (siehe Abbildung Seite 451), die durch Zeichen ins Tal hinunter melden, was sie da draußen, jenseits der



Eine Abteilung des deutschen Gebirgsjägerbataillons in den Dünen von Ostende. Oben ein Bergspitze in der Ferne.

Wolff, H. Groß, Berlin.

so daß die seltenen Strahlen allerorts gangbar sind, teilweise auch für schwere Fahrzeuge. Dann folgen häufige Wochen mit Regen und Schnee bis Anfang Dezember, die Zeit der eiligen Ostwinde, die vom Ural her wehen. Aber bereits vor Weihnachten zeigt Polen das charakteristische Bild der russischen Winterlandschaft, die ruhige, nicht allzugroße Kälte (mittlere Temperatur -4°C), dem Klima Ostpreußens und Galiziens ähnlich. Nur an milden Tagen, wenn die Sonne nicht eben selten durchbricht, schmilzt der Schnee und wandelt sich in unergründlichen Schmutz. Im späten Frühjahr setzt die Überschwemmung ein; das ist die schlimmste Zeit für die Kriegführung. Die Straßen sind dann grundlos, der Nachschub einfach unmöglich, der Kampf muß ruhen. — Verkehr ist nur möglich auf den spärlichen Verbindungsstraßen, die den Namen „Chaussees“ nicht beanspruchen. Und diese wenigen sind zum Teil durch künstliche Befestigungsanlagen gesperrt. In seinen Sümpfen und Flüssen liegt die Verteidigungskraft Polens. Nehmen wir das scheinbar unbedeutende Dniwec (Linie Lvd—Walschod); es ist geradezu als ein Einfallstor anzupreisen in das Gebiet östlich des Bobr. Bis zum Frühjahr sind die Wege fest und daher tragfähig; dann aber werden sie ungangbar.

Es leuchtet ein, daß der Wert einer russischen Festung mit besonderer Berücksichtigung der Jahreszeit eingeschätzt sein will; die im Winter fest zugefrorenen Flüsse und zahlreichen Sümpfe bilden dann keine Bewegungshinderung mehr — im Gegenteil, sie erleichtern die fehlenden guten Straßen. Damit schwindet dann auch die Bedeutung der Festung als Sperre!

Eine ganz eigenartige Bodenentwicklung bildet die Poljesse, ein Bild auf eine gewöhnliche Eisenbahnstrecke zeigt einen weiten, dünn bewaldeten Raum, der nur durch drei von Ost nach West ziehende einspurige Bahnliesen durchzogen wird. Wie ein Kell schließt sich dieses Dreieck zwischen Nord und Süd. Die Spitze liegt etwa in Brest, die Basis bildet der Dniپر auf der Linie Mohilew—Kiew. Diese Fläche entspricht etwa dem Raume



Müheliger Transport eines österreichisch-ungarischen Munitionswagens auf gewöhnlichen Wegen.

zwischen Berlin—Wien und Stuttgart, mit Seitenlänge von etwa 500 Kilometer. Dieses entlegene Gebiet, die Poljesse, ist ein einziger großer Morast, der nur in seinem westlichsten Teil, westlich der Bahn Rowno—Berezowitsch, gangbar ist. Sie trennt Moldawien vom Reichshauptland der Ostsee und unterbindet den Verkehr von Armenien, die etwa von Petersburg auf Ostpreußen und von Kiew auf Galizien marschieren. In ihrem südlichsten Teile, nördlich Rowno bis zum Pripiet hin, ist sie uns schon aus der Schreibung bekannt unter dem Namen Kossinowsümpfe.

Von größter Bedeutung sind natürlich die Wegeverhältnisse. Nach dem Oktober bis zum Beginn des Dezember, wenn die Dürre brausen, sind die Wege grundlos. Erst wenn eine fuhhohe Schneedecke alles in ein endloses weisses Tuch hüllt, besteht nur noch eine einzige Schlittenbahn — dann gibt es überhaupt nichts, was einen Weg nur andeuten möchte. Der Oktober ist so ziemlich die Zeit der besten Wege in diesem weiten Lande der fetten schwarzen Erde ohne Eisenbahnen.

Die Eisenbahnstrecke zeigt, daß die russische Regierung wahrscheinlich nicht ohne Rücksicht solche Gebiete an den



Inneres eines verlassenen serbischen befestigten Lagers südlich von Masel.

Leopold G. m. H. S. Wien.

ist die Hauptlebensader im Gebiete hart westlich der Weichsel, wie überhaupt alle Lebens- und Beförderungsbedingungen gegen die schlesische Grenze hin eher günstiger liegen.

Der verschrieene polnische Winter ist also für den Angreifer ebenso günstig oder nachteilig wie für den Verteidiger. Er ist ein Umwerter aller strategischen Begriffe, aller taktischen Grundzüge; er zwingt zu einer Verlangsamung der Bewegungen, schließt solche aber nicht aus. Er ist das gegebene Feld für den Positionskrieg (Matten). Die Anlage von Feldbefestigungen ist im Schnee ebenlogisch möglich wie im harten Boden. Die Regelung des Nachschubs bedarf besonders sorgfältiger Vorbereitung; das Land selbst liefert nichts.

Man sieht, daß die kalte Jahreszeit uns wie den Russen Vor- und Nachteile bringt, die man erst später wird abschätzen können.

Was für Norwegen der Regen, für die Tropen der Tropen, sind für Polen Pelz und warme Strümpfe.

Die Verteidigung der Dniwestung bei Tapiau.

(Siehe das Bild Seite 454.)

In Gumbinnen und Insterburg hat den zu Beginn des Krieges nur schwache deutsche Streitkräfte, so daß ein Vordringen der Russen auf Wehlau und Tapiau nicht verhindert werden konnte, wo sich die Deime vom Bregel löst, um nördlich dem Haff zuzustreben. Hier sollte der preussische Widerstand gebrochen werden; dann lag Königsberg frei, das alte, stolze Königsberg, die berühmte Krönungsstadt der preussischen Könige, die mächtige Trutzburg am Bregelstrande, von den deutschen Rittersen erbaut und dem böhmischen Kaiser Otto IV zu Ehren Königsberg genannt.

Am Montag, den 24. August, sollten sich viele junge Leute in Insterburg (siehe Bild Seite 251) zur Musterung stellen; allein schon am Samstag vorher war das Bezirkskommando nach Elbing verlegt worden, und die Musterungspflichtigen begaben sich deshalb nordwestlich nach Stals-



Der russische Feldzug.

Grenzen ohne Bahnverbindung gelassen hat. Sie sind geradezu Hallen, in denen eine Armee auf alle modernen Hilfsmittel der Fortbewegung verzichten muß und lediglich auf den Nachschub mit der Achse — unter Umständen mit Schlitten angewiesen ist. Ein solches Gebiet ist zum Beispiel die Niederung der Weichsel westlich und nördlich von Arasau, das durch den Sieg der Österreicher unter dem Kommando wurde, bis östlich zum Bug und noch darüber hinaus. Auch die Kossinowsümpfe sind in ähnlicher Weise abgeräumt, daß kein Mensch die Behauptung aufstellen möchte, es seien „Kossinowsümpfe“. Und selbst diese hören einige Meilen von der Grenze auf. So kann man zum Beispiel von Cholm, der ersten Pfortenstadt von Kongresspolen, die mit ihren bunten farbigen Zwiebelkuppen schon ganz moskowitisch anmutet, nur bis Grubiszew herankommen; jenseits bis zur reichreichen Grenze gibt es keine Kunststraße. Ist man erst einmal in Cholm oder Rowel angelangt, so hat man durch die Eisenbahn endlich wieder Verbindung mit der freien Welt, westlich über Lublin—Zwangorod nach Warschau, südwestlich nach Beuthen. Die letztere Strecke



Infanterielager österreichisch-ungarischer Truppen an der russischen Grenze.

Leopold G. m. H. S. Wien.

gebrochen. Verluste nicht genau übersehbar, aber trotz schwersten anhaltenden Feuers wie durch ein Wunder viel geringer als zu erwarten.

Meyer-Walbed.

Schließlich geben wir noch die folgenden zwei Telegramme über unsere deutschen Kriegsschiffe vor Tlingtau wieder:

Peking, 13. November.

Die „Exchange Telegraph Company“ meldet: Die Japaner haben zwei Kanonenboote, einen Zerstörer und fünf Transportschiffe erbeutet. Man glaubt, daß es leicht sein wird, den gesunkenen österreichischen Kreuzer „Kaiserin Elisabeth“ durch ein Schwimmbot zu heben.

Wien, 13. November.

Vom Kommando Seiner Majestät Schiff „Kaiserin Elisabeth“ ist durch Vermittlung der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft in Peking die Meldung hier eingetroffen, daß das genannte Kriegsschiff nach Erschöpfung der Munition versenkt worden sei, worauf seine Besatzung zu Lande weitergekämpft habe. Soweit bisher festgestellt werden

werden mehrere feindliche Kavalleriedivisionen vor den verbündeten Armeen hergetrieben.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes: v. Höfer, Generalmajor.

In beiden Reichern erweckte diese Nachricht besondere Freude, denn nun war es amtlich anerkannt, daß Deutschland Schülern an Schülern mit Österreich-Ungarn zusammensteht, den gemeinsamen Feind niederkürigen. Doppelte Spannkraft erfüllte jede Brust diesseits und jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle, denn man sah sich auf beiden Seiten jetzt doppelt so stark. Die Waffenbrüderschaft wurde nicht mehr nur in Zeitungsartikeln vertündet, sondern sie betätigte sich offen und frei auf dem Schlachtfelde. Die führenden Wiener Blätter ließen es sich auch nicht entgehen, das gemeinsame Vorgehen der österreichisch-ungarischen und der deutschen Armeen, oder wie wir sie jetzt nennen wollen, der Verbündeten, gebührend zu würdigen. Das „Fremdenblatt“ schrieb: „Die Tatsache, daß eine deutsche und eine österreichisch-ungarische Armee nummehr vereint sind, um den gemeinsamen russischen Feind zu bekämpfen, wird sowohl bei uns wie in dem treuverbündeten Deutschen Reich die größte Genugtuung und aufrichtige Begeisterung hervor-



Österreichisch-ungarische Feldbahn mit deutscher Begleitmannschaft in Rußisch-Polen.

konnte, sind von der Schiffsbesatzung 8 Mann gefallen, Fregattenleutnant Baierle und 80 Mann verwundet. —

Die deutschen Gefangenen und ihr Kommandant sind in japanischer Gefangenschaft und sollen, wenn die zu uns gekommenen Nachrichten auf Wahrheit beruhen, gut behandelt werden; auch habe Japan dem belämmerten Verteidiger alle Achtung gezeigt, indem den Offizieren ihre Degen belassen wurden. Die planvolle Verteidigung Tlingtaus hat noch über dessen Fall hinaus gewirkt. Wiederholt kamen noch Nachrichten, daß japanische Schiffe auf deutsche Minen gestoßen und untergegangen seien. Eine Flattermine bei den Festungswerten hat mehrere Wochen nach der Besitzergreifung durch die Japaner noch große Verwüstungen angerichtet und den neuen Besitzern Tlingtaus zahlreiche Tote und Verwundete gebracht. — Zur Ergänzung unserer Darstellung verweisen wir noch auf unseren früher gebrachten Artikel „Das bedrohte Tlingtau“ (Seite 161).

* * *

Das gemeinsame Vorgehen der Deutschen mit den Truppen der uns verbündeten Donaumonarchie auf dem östlichen Kriegsschauplatz wurde zum erstenmal amtlich ausgesprochen in dem Telegramm des österreichisch-ungarischen Kriegspressquartiers vom 29. September:

„Angesichts der von den verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräften eingeleiteten neuen Operation sind beiderseits der Weichsel rückgängige Bewegungen des Feindes im Zuge. Starke russische Kavallerie wurde unsererseits bei Bierz zerprengt. Nördlich der Weichsel

rufen. Es ist jetzt die Gelegenheit geboten, die Waffenbrüderschaft auf das glänzendste zu bewahren, und mit hoffnungsvoller Zuversicht bilden wohl alle Völker der verbündeten Staaten den Ereignissen entgegen, deren Szene der nördliche Kriegsschauplatz werden mag.“ Die „Neue Freie Presse“ wies auf das seit vierzig Jahren bestehende deutsch-österreichische Bündnis hin und sagte: „Niemand in diesen vierzig Jahren hat Europa daran zweifeln können, wo Österreich-Ungarn stehen werde, wenn Deutschland von einer Gefahr bedroht sei, und wo Deutschland sein werde, wenn die Monarchie gegen einen Feind sich wehren müsse. Nun stehen beide Kaiserreiche im Norden zur Verteidigung ihrer Zukunft und Sicherheit, nun stehen sie fest zusammen, und die wärmste Sympathie begrüßt in Österreich wie in Ungarn die unüberwindliche Kampfgenossenschaft. Schnelligkeit Wünsche begleiteten sie auf allen Wegen.“ Und ähnlich sprachen sich die anderen führenden Blätter aus.

Wir haben schon früher (Seite 365 u. folg.) von dem Einfall der Russen in Ungarn gesprochen. Die Überschreitung der Karpathen durch die Russen war nur eine einzelne Begebenheit, die sich schon Anfang Oktober ihrem Abschlusse näherte. An den Stellen, wo russische Truppen erschienen, im Hainfelder Bosse und in der Gegend von Dörmeß im Warmauer Komitat, wurden sie am 1. Oktober geschlagen, so daß sie über die Grenze zurückgehen mußten. Auch in der Gegend von Körmöcz, dem südlichsten Punkt, an dem ein russischer Einfall stattfand, war die Vertreibung der eingebrungenen russischen Kräfte im Gange, und binnen kurzem war diese Gegend gleichfalls vom Feinde gesäubert. Die Russen konnten kein Interesse daran haben, starke Truppen-

massen ihrer Hauptmacht zu entziehen und in die ganze, innerhalb des Kriegsschauplatzes gelegenen Ostasien zu werfen. Es handelte sich also offenbar um kleinere Gruppen, die für den Ausgang des Feldzuges ganz ohne Bedeutung waren und nicht so sehr militärisch als vielmehr politischen Zielen dienen sollten. Man wollte offenbar durch diese Einfälle die Bevölkerung Ungarns beunruhigen. Daneben suchte man vielleicht auch Stoff für neue „Siegesbulletins“, wie sie von russischer Seite seit Beginn des Krieges so oft mit ebensowenig Berechtigung ausgegeben worden sind wie anfänglich dieser Einfälle in die Karpathen, um auf diese Weise die Neutralen irrezuführen. Was zunächst die Bevölkerung betraf, so gelang deren Beunruhigung nicht im geringsten. Daß die Karpathen nördl. hierzu auch die Karte Seite 231) keine unüberwindliche Grenze für den in Galizien operierenden Feind bildeten, das wußte man auch vorher. Ebenso war aber bekannt, daß alle Vorlesungen getroffen waren, um den feindlichen Angriff, auch wenn er von dieser Richtung kam, mit vollem Erfolg zu parieren. Die Bevölkerung Ungarns bewachte vollkommene Kaltblütigkeit, und nirgends befürchtete man,



General v. Mackensen.

Hist. G. v. S. v. S. v. S.

daß es der russischen Hauptmacht gelingen werde, den Kriegsschauplatz noch weiter nach dem Innern in das Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie zu verlegen. Daß Ungarn keine starken Truppen von seiner in Galizien stehenden Hauptmacht entziehen konnte, besonders aber nicht in dem Augenblick, in dem die verbündeten Heere Österreich-Ungarns und Deutschlands sich an anderer Stelle zu einem neuen Vorstoß vereinigten hatten, lag auf der Hand. Immerhin läßt sich begreifen, daß einzelne Teile der Bevölkerung der nordöstlichen Komitate Ungarns ihre Wohnorte verlassen hatten. Die meisten Flüchtlinge bekannten jedoch selbst, daß sie weder feindliche Truppen gesehen, noch auch nur Kanonendonner gehört hätten. Die Behörden bemühten sich, die Bevölkerung zum Weichen zu bewegen. Sie konnten das mit ruhigem Gewissen tun, da es von vornherein feststand, daß die Russen nicht über die eigentlichen Grenzgebiete hinaus in das Land ein-

bringen würden. Auch die Behörden blieben alleamt an ihrem Plaze. Der beste Beweis dafür, daß man die Lage von Anfang an ruhig beurteilte.

Ebenso wenig machten die russischen Einfälle auf die



Hist. G. v. S. v. S. v. S.

General Rubenow.



Hist. G. v. S. v. S. v. S.

General v. Morgen.



Befegung der kleinen französischen Ortschaft Cunel vor Verdun durch deutsche Truppen.



Das von den Deutschen besetzte Epinonville im Departement Meuse wurde vollständig zerstört: links die Überreste der Kirche.



Explosion untermittelter französischer Schützengraben bei Chaumont, einem Vorort von St. Mihiel, auf dem jenseitigen Ufer der Meuse.
Nach einer Originalzeichnung von Gustav Thiel



Unter: Bildersaal, Photographisch. Nonberg L. S.
Seeschiffungsapostel des schwarzen Ozeanverkehrs mit Schiffsfeuerzeichen.
Auf dem östlichen Kriegsfeldzug.

ruthenische Bevölkerung im Nordosten Ungarns Eindrud. Es lagen sogar Berichte darüber vor, daß es gerade die Ruthenen waren, die statt auf das Erscheinen der Russen zu warten und sich dann mit ihnen zu verdrängen, wie es in einigen Gemeinden Ostgaliziens geschehen ist, die ersten waren, die die Flucht ergriffen und nur mit Mühe beruhigt werden konnten. Die ruthenischen Soldaten, die unter der Mannschafft des letzten Korps, das sich in den galizischen Kämpfen besonders ausgezeichnet hat, sehr stark vertreten sind, haben sich dort als durchaus zuverlässig und tapfer erwiesen, und von ganz vereinzelt Fällen abgesehen, hat sich auch das ruthenische Volk in Ungarn als völlig treu bewährt. Die russischen Einfallstruppen sahen sich also in ihren gegenteiligen Erwartungen getäuscht.

Freilich mußte noch eine Zeitlang getämpft werden, um sich der unerbetenen russischen Gäste zu erwehren. Am 6. Oktober wurde gemeldet, daß nordwestlich bei Warmaros-Sjogel und Zarzdoz eine russische Kolonne zurückgeschlagen wurde. In diesen Gefechten nahmen auch inzwischen eingetroffene deutsche Streitkräfte teil. Zwischen Polen und Litauen versuchten die Russen durchzubrechen, sie wurden aber auch hier zurückgeschlagen. Die Verfolgung wurde sofort aufgenommen, und dabei wurden viele Gefangene gemacht. Schon am 6. Oktober war das Komitat Beregh von dem letzten Mann der russischen Einfallstruppen befreit, die aus einer Kasanendivision, zwei Infanteriedivisionen und zwanzig Geschützen bestanden hatten und in der Richtung nach Sambor verfolgt wurden. Am 14. Oktober nahmen die österreichisch-ungarischen Truppen nach viertägigen Kämpfen Latorpa zurück und verfolgten die Russen gegen Wyszow. Kleinere erfolgreiche Gefechte mit zurückgehenden feindlichen Abteilungen fanden auch im Bistotale statt. In der Warmaros nahmen am 16. Oktober die den Feind verfolgten Abteilungen Kaho in Besitz. Im Tale der Schwarzen Bistrica zogen sich die Russen, von den t. u. l. Truppen bei Kasalowa geschlagen, gegen Wilna zurück.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als die Russen über die Karpaten nach Ungarn einbrachen, begannen sie auch die Belagerung von Przemyśl. Es mußte ihr eifriges Be-

streben sein, diese Festung in ihren Besitz zu bekommen, da sonst eine dauernde Belagerung Galiziens und insbesondere der Hauptstadt Lemberg nicht gut denkbar ist. Przemyśl bildet die wichtigsten Verbindungs-linien, und Ausfälle aus der Festung konnten den Russen stets gefährlich werden, was in der Folge auch eingetreten ist.

Auf Seite 216 haben wir bereits die erste Belagerung und den Entschluß von Przemyśl geschildert. Hier möge noch eine Einzelheit nachgetragen werden.

Am 1. Oktober führte ein österreichisch-ungarischer Generalstabsoffizier einen bewundernswürdigen Flug mit einem Blotzen nach der von den Russen umzingelten Festung aus. Die Festungswerke wurden unter einem Hagel feindlicher Geschosse glücklich überflogen. Trotz des heftigen Artilleriefeuers des Feindes eilte die ganze Bevölkerung der Stadt zusammen, um die sich sendende Maschine mit unbeschreiblichem Jubel zu empfangen, in den die ohnmächtigen Schüsse der schweren russischen Geschosse wie Paukenschläge hineinklangen. Nicht nur Befehle für die Belagerung der Festung, sondern auch Zeitungen brachten die Flieger den von aller Welt abgeschlossenen Truppen und Bewohnern der belagerten Stadt. Die ganze Fahrt bis zur Landung war in einer Stunde zurückgelegt. Wegen des schlechten, böigen Wetters mußte die Rückkehr bis zum 6. Oktober verschoben werden. Aber auch an diesem Tage war das Wetter nichts weniger als günstig. Raum wurde die Maschine über den Festungswerten sichtbar, als die Russen wieder ein so heftiges Feuer eröffneten, daß das Gesicht und der Anblick der Geschosse selbst das Brummen des Motors überdünnte, das Flieger sonst gegen alle anderen Geräusche unempfindlich zu machen pflegt. Manchmal war das Flugzeug in eine Wolke ringen, explodierende Geschosse schüllten, deren Aufbruch es nicht selten weit aus seiner Bahn rief. Achtmal durchbohrten Splitter die Tragflächen. In den weiternden Schneefurken, die seit Wochen über Galizien dahinwühlten, fand das Flugzeug dann einen noch weit gefährlicheren Feind. Trotzdem erreichten die Flieger nach vier langen Stunden die österreichischen Linien.

Sie konnten aus eigener Anschauung berichten, daß die Verteidigung der Festung von der kampfbereitsten Besatzung mit großer Lichtheit und Umsicht geführt werde.

Die Russen hatten zwischen den Toten ihre Schwerwunden liegen lassen, und als Przemyśl befreit wurde, wurden Tausende solcher unter Leichen gefunden und in das Festungshospital befördert. Es waren dabei einige, die schon sechs bis acht Tage ohne Nahrung dort gelegen hatten und gänzlich geschwächt waren; ihre Wunden waren brandig, so daß, sofern es sich um Arme oder Beine handelte, sofort amputiert werden mußte. In den Brusthöhlen der Leichen fanden sich viele Juwelen, die die Leute ebenfalls geraubt hatten. In der Umgebung von Przemyśl flugten die Bewohner, daß die Russen alles geraubt und ihnen sogar die Kleider vom Leibe gerissen hatten.

Groß war der Jubel sowohl in Österreich und Ungarn wie in Deutschland, als die Kunde von der Befreiung Przemyšls, das eine fast dreiwöchige Belagerung erduldet hatte, bekannt wurde. Der Gedanke, eine Festung mit Sanflüsse anzulegen, stammt aus dem Jahre 1821. Damals war es Erzherzog Karl, der eine Befestigung von Jaroslau vorschlug. Zur Ausführung kam es erst später, und zwar wurde 1854 nicht Jaroslau, sondern Przemyśl zunächst als festmächtiger Brückenkopf angelegt. 1871 begann der weitere Ausbau. Da die Mittel nicht zu reichlich flossen, gingen die Arbeiten nur langsam vorwärts. Mit Beginn der neunziger Jahre wurde die Panzerbefestigung eingeführt, wodurch ein Teil der Verteidigungsgelände den Panzerfeldzug erhielt. Um den Ausbau von Przemyśl hat sich der verdorbene Feldmarschallleutnant Ritter v. Brunner das größte Verdienst erworben; ihm ist es zu danken, daß der Platz zu einem großen Teile den Rang einer modernen Gürtelfestung einnimmt.

Przemyśl liegt am rechten Ufer des San, über den eine 180 Meter lange Brücke führt, und ist Knotenpunkt zweier Staatsbahnlinien: Straka-Lemberg und Przemyśl-Mezd-Laborcz. Es betreibt lebhaften Handel und hat mit der etwa

9000 Mann betragenden Garnison in Friedenszeiten 57 000 meist jüdische Einwohner.

Während der Belagerung von Przemyśl herrschte auch in der umgebenen Galizien keineswegs idyllische Ruhe. Im allgemeinen nahmen die Kämpfe einen für die österreichisch-ungarische Monarchie günstigen Fortgang. Am 7. September wurde der Feind an der Straße nach Przemyśl bei Wancz geworfen und das von den Russen besetzte Reszow ihnen wieder entzogen, wobei viele Geschütze erbeutet wurden. Am 9. Oktober festten sich bei Sonat den Österreichern sechs russische Kavalleriedivisionen entgegen, mußten aber schon nach kurzem Gefecht gegen den Sanflus fliehen (vgl. auch Seite 334). Die österreichisch-ungarische Angriffsbewegung, die nunmehr wieder aufgenommen wurde, hatte zur Folge, daß viele Orte, die vorher von den Russen besetzt waren, eiligst von diesen unwillkommenen Gästen geräumt wurden, so zum Beispiel Rozwadow, Dymow, Jaroslau, Begajst, Sienawa und Chyrow. Die österreichisch-ungarischen Truppen waren auf den Feind, und bald fehlten in viele Städte, wo sich noch einige Tage vorher die russische Besatzung und die von den russischen Generalen eingeleitete Verwaltung aufgehalten hatte, die Landesbehörden zurück, deren erste Aufgabe es war, die Schäden des russischen Zwangsregimes wieder gutzumachen. In einigen Tagen waren die von den Russen zerstörten Telegraphen-, Brücken- und Bahnhöfe wieder hergestellt. Auch der Bahnverkehr konnte wieder aufgenommen werden. Viele Flüchtlinge kehrten in ihre verlassenen Wohnstätten zurück. Aber unter welchen Verhältnissen sie sie vorgefunden haben mögen, zeigt nachfolgende antike Meldung aus dem österreichisch-ungarischen Kriegspressequartier:

Unsere Truppen, die auf Jaroslau und Reszow vorrückten, hatten Gelegenheit, sich von dem allen militärischen Begriffen hochbedeutenden barbarischen Vorgehen der russischen Truppen gegenüber der einheimischen Bevölkerung zu überzeugen. Alle Ortschaften der Straße bieten das Bild ächter Verwüstung. In Dombia ist ein Teil der Stadt eingeleert worden. Das schöne Schloß Zwadow wurde, da die einzige mit der Russen betraute Person sich weigerte, das ihr anvertraute Eigentum widerstandslos der Plünderung preiszugeben, vollständig ausgeraubt, in seinem Umkreis mit Petroleum begossen und angezündet. Alle Herrenhäuser bieten ein trauriges Bild der Verwüstung. Die meisten Möbel sind zertrümmert, die Spiegel müßwillig zerbrochen, die Wände zerkratzt und solbarte Gemälde zerstört; der Boden ist bedeckt mit Bergen von Fellen, Häuten und Scherben. Auch es ist ein Bild des rohesten Bandenismus. Die russischen Soldaten sind in den von ihnen besetzten Orten nach dem gleichen, offenbar von vornherein beschlossenen System vorgegangen, das mit einer christlichen geordneten solbaltigen Kampfesweise nichts gemein hat, sich vielmehr als ein unter dem Deckmantel militärischen Vorgehens unternommener Raubzug darstellt. Die Bewohner wurden auf der Straße einer Verbesichtigung unterzogen, und es wurde ihnen alles, was irgend Wert hatte, auf die Hüften abgehoben, die mit meist sehr unansehnlichem Griff aus der Westentasche des Besitzers in die Stiefelrohre der Kosaken wanderten. Beim Raub der Hüften taten sich auch die Offiziere keinen Zwang an. Geraubt wurde nach einem sehr einfachen, dabei praktischen System. Die Kosaken drangen in Rudeln von acht bis zehn Mann in die Läden und Wohnungen ein und padten unter Vorhaltung von Revolvern Kleider, Pelze, Wäsche und Einrichtungsgegenstände in mitgebrachte Säde. Der Inhalt wurde sodann mit den Offizieren geteilt. In einem Spital in Reszow wurden sogar sparsam erkrankte österreichisch-ungarische Soldaten aus den Betten gelagt, ein Beweis dafür, daß selbst Kranken gegenüber das einfachste Gebot der Menschlichkeit nicht beobachtet wurde.

Am 14. Oktober eroberten die österreichisch-ungarischen Truppen die Höhen

von Starajol. Gleichzeitig machte ihr Angriff gegen Stary-Sambor Fortschritte. Am ganzen San wurde flussabwärts von der Festung Przemyśl lebhaft gekämpft, und dabei waren die t. u. l. Truppen stets im Vorteil. Am 17. Oktober konnten sie bereits auf dem östlichen Sanufer festen Fuß fassen. Stary-Sambor ist eine Stadt in Galizien und liegt etwa 18 Kilometer südwestlich von Sambor (siehe die Karte Seite 231) am linken Ufer des Dniestr. Es hat ungefähr 5000 deutsche, polnische und ruthenische Einwohner.

In den Kämpfen gegen Rußland schloß sich den österreichisch-ungarischen Truppen die sogenannte polnische Legion an, eine Art Freikorps, das in erster Linie die Befreiung aus dem polnischen Verbanne der „Schönen“ hervorgerufen. Im Januar des Jahres 1914 nahm die russische Polizei bei ihr verdächtigen Personen in Warschau Hausdurchsuchungen vor vom Boden bis zum Keller, die gewöhnlich damit endeten, daß mehrere Bewohner in Ketten fortgeschleppt und nach Sibirien geschickt wurden. Viele Flüchteten daher über die Grenze nach Kratau, und bald sammelten sich dort 2700 polnische Freiwillige, darunter 200 Frauen und Mädchen. Ihr Anführer war ein ehemaliger Hauptmann in russischen Diensten, namens Nidard, den die russischen Spione wie ein Wild umstellten hatten, bis es ihm doch endlich gelang, durchzubrechen und die alte polnische Armeehauptstadt zu erreichen. Am Cleanderplatz in Kratau hielten sie Kett- und Schießübungen ab, und bald wurden ihnen österreichische Offiziere zur militärischen Ausbildung zugewiesen. Nach jenem furchtbaren 28. Juni, der uns die Kunde von der Bluttat in Sarajewo brachte, wußten sie alle, daß nun der Augenblick nicht mehr fern sei, endlich dem russischen Verdräde in den Arm zu fallen. Die Kriegserklärung an Rußland entfachte beispiellose Begeisterung, die in folgendem Aufruf Ausdruck fand:

Polen!

Der gegenwärtige Waffengang des polnischen Volkes richtet sich gegen Rußland, nur gegen Rußland, wie ja auch unsere Kämpfe vom Jahre 1831 und 1863 ausschließlich gegen Rußland gerichtet waren.

Schändlich wäre es, für das russische Joch zu kämpfen. Das würde bedeuten, daß uns die Sklaverei entwürdigt hat und daß die Fesseln, die uns knechten, unsere Seelen schon umgefaltet haben.

Laßt euch nicht in die Netze der russischen Ränke fangen! Laßt euch nicht zu Auslieferungen gegen das deutsche Heer, das sich zeitweise in vielen Ortschaften Polens aufhält, verleiten. Vermeidet alle Reibungen mit den deutschen Soldaten.

Wer für die Unabhängigkeit Polens kämpfen will, der trete eilig den Scharen der Jungkrieger bei, dem Reime der polnischen Arme! Die Stunde der Entscheidung hat geschlagen! Sie wird das Schicksal unseres Volkes bestimmen, und nun eröffnen sich uns Möglichkeiten, ein Leben in Unabhängigkeit zu führen, aber erst, wenn unser Erbfeind Rußland zerschmettert liegen wird.

Nun gab es kein Halten mehr, und schon am 7. August marschierten drei polnische Legionen hinaus ins Feld, jeder



Unter: Bildersaal, Photographisch. Nonberg L. S.
Soldaten mahlen sich ihre Weist zum Vorwachen selbst.



Straße in Lodz.

Bibl. Dr. Ziemer & Co., Leipzig.

einzelne bereit, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen und Polen zu befreien. 35 Mädchen meldeten sich freiwillig zum Patrouillendienst. Sie waren wohl ausgerüstet mit Säbel und Revolver, und in der Satteltasche trug jede von ihnen ein Bauerngewand verborgen, um sich im Notfall durch Verkleidung retten zu können. In Wlonechow erhielten die jugendlichen Legionäre die Feuertaufe, und mit außerordentlicher Tapferkeit schlugen sie nicht nur die mächtige Überzahl der Russen zurück, sondern erfochten im Vorwärtsschreiten bis Kielec Sieg um Sieg. Dort wurden sie mit der Ärmel darauf verehrt; sie wurden aufgefordert, den Eid auf die Fahnen Österreich-Ungarns abzulegen, und freudig schworen sie dem großen Österreichischen Kaiser Treue und Gehorsam bis in den Tod. Unter der Führung des Feldmarschalleutnants Dursch kämpften sie Schulter an Schulter mit den braven Truppen in der Schlacht bei Kielec (Krasnik) am 21. August. Viermal wurden sie zurückgeworfen, aber immer wieder stürzten sie vor mit einer Todesverachtung, die nur der ganz Versteht, der weiß, wie sie sich

Jahr um Jahr ohnmächtig und zähneknirschend unter das russische Joch hatten beugen müssen; all ihre Kraft, ihr aufgeregter Geist, all ihre Lust im Kampf um die Freiheit. 300 Legionäre haben den Sieg bei Kielec mit dem Leben bezahlt. Ein großer Teil des eigenen heißgeliebten Vaterlandes war hauptsächlich mit Polenblut erkaufte worden.

Und wie hier, so war es überall. Wo immer sich Kosakenhorden zeigten, in Ungarns Ebenen, in den Karpaten, in Galizien, überall tauchten diese mutigen Freiheitskämpfer auf, mit wilder Wut sich auf ihre Opfer stürzend. Sie wollten Rache für die lange Knechtschaft, unter der die Polen bisher geseufzt hatten.

Die Herrlichkeit der Russen nach ihrem ersten Einbruch in Ungarn währte nicht lange. Von ihrem Auftreten entwarf ein alter Wirtschaftsbeamter das folgende Stimmungsbild:

Es war am Montag. Man behält solche Tage im Kopf. Ich hatte mit meiner Frau und einigen anderen alten Leuten im Schloß Wohnung genommen. Es goß in Strömen,



Gesamtansicht von Lodz.

Bibl. Dr. Ziemer & Co., Leipzig.

als die Russen anlangten. Erst waren es nur zehn oder fünfzehn Reiter, dann folgte die ganze Horde, mit Kanonen, Maschinengewehren, der ganzen Bagage, beschmutzt und geräuschvoll ein jämmerlicher Anblick. Kein Mensch kam ihnen zuhelfend entgegen. Sie verlangten Quartier, und ihre Offiziere machten es sich sofort im Schloß bequem. An der Spitze ritt die spindeldünne Zwirnfigur des Obersten, um ihn der Schwarm der übrigen Offiziere. Eine alte Dienerin öffnete das Tor, und sie waren da. Die Weiber drängten mich, daß ich den Leuten etwas sage. Ich ging und erwartete sie an der Veranda, wo es zur Treppe hinauf führt. Der Oberst tänzelte mit seinem Gaul auf mich zu und schrie mich an: „Sind Sie der Herr?“ — „Ich bin nur ein Diener.“ war meine Antwort. Die Offiziere sprangen von den Pferden und folgten mir, nachdem sie sich vorher die schmutzigen Stiefel im Treppenhause gehörig geäubert hatten. Der Adjutant des Obersten verhängte mich, mehr bittend als fordernd, daß er von mir ein feines Essen, das heiß sein müsse, für das Korps erwarte. „Und Wein, wissen Sie, Wein muß dabei sein, von dem sogenannten Totai.“

öffnete die Türe. Vor den Pferdetritten war alles schön sauber gekehrt und auf zwei langen Tischen stand alles recht zierlich mit Blumen und Silber serviert. Ausgerechnet für zweihundert Offiziere. Sie waren verblüfft. Der Oberst wollte mich mit seinen blutunterlaufenen Augen verschlingen, die übrigen fluchten und schrien: „Was ist denn das? Was hat das zu bedeuten?“ — „Nichts.“ — war meine naiv verschmitzte Antwort — „ich bebaute lebhaft, nicht im Speisesalon aufwarten zu können, da dort die Hofe ihre Notdurft verrichteten. Es geht nicht gut an, in jener schmutzigen Nähe das hohe Offizierskorps gastlich zu bewirten. Sie sehen, ich habe hier alles sauberlich geordnet. Es paßt so besser.“ Der Oberst hörte und hörte, bis sich nichts mehr in der Unterlippe, fuchelte mit dem Monokel, hampelte mit dem Fuß und schrie dann etwas, das ich, weil es Russisch war, nicht verstand. Ich dachte, daß es mein handrechtliches Todesurteil sei. Es kam aber anders. Die Offiziere zerhoben nach allen Wänden. Binnen fünf Minuten waren die Pferde von den Rossen herabgeholt. Diese brachten das Schloß rasch in Ordnung und trugen allein Teller und



Typen der von unseren Truppen in Polen gefangenen Russen: Kaschiken, Kozaken und Tataren.

Bibl. Dr. Ziemer & Co., Leipzig.

Gut, gut — dachte ich — den wir's natürlich auch geben. Wenn nur zuerst die Unsrigen herkommen wollten!

Die Offiziere machten sich breit, und die Weiber gingen ans Kochen. Da wurde plötzlich ein Schreien, Johlen, Poltern und Schimpfen laut, daß wir glaubten, unser Schloß werde aus den Fugen getrieben. Die russischen Soldaten brachten die verhassten Offizierspferde geradeaus in die Hallen, Salons, Billardzimmer und Schlafgemächer meiner Herrschaft. Die Wut hatte mir fast die Sinne geraubt. Ich lief zum Obersten: „Es ist ungeheuerlich, die Teppiche, Gobelins und Möbel so omdalisch zu verwüsten.“ Die Offiziere lachten mir ins Gesicht. „Ah nichts! Schauen Sie, daß Sie weiter kommen.“ — und sie fuhr fort, unseren guten Wein zu trinken.

Es kam die Mittagszeit. Sie standen eben über eine Mappe gebückt und berieten, als ich einzul und an allen Gliedern zitternd meldete: „Herr Oberst, es ist angerichtet!“ Sie kamen wohlgeklaut und freundlich mit. „Ist auch das Essen gut? Auch etwas Paprika?“

Wir gingen über Treppen und Gänge, durch den Garten, quer über den Hühnerhof, nur immer zu, bis ich die Herrschaften vor unsern Stall halten ließ. Ich

Ehging in den Speisesaal, wo bald darauf die heiße Hühnersuppe ihren kochenden Dampf verbreitete.

Gesellen aber haben sie nichts von all den guten Sachen. Denn kaum lekten sie sich hin, da brüllten unsere Kanonen von den Bergen herab ihr „Gelegene Mahheit“ und die teuren Gäste flohen, was sie konnten. Das Essen war aber noch lau, als es mit Löffelstücken von den polnischen Legionären verzehrt wurde.

Auch in der Butowina mußten die Russen Mitte Oktober viele Orte, die sie vorher besetzt hatten, räumen, so Sereth, Strojiska und Czernowiz. Auch hier hatten sie sich während der kurzen Zeit ihrer Herrschaft wieder vieles aufzubauen kommen lassen. Sämtliche Geschäfte wurden geplündert, am meisten die den Juden gebörenden. Aus der Synagoge in Strojiska schleppten sie sieben alte Juden fort, die dort beteten und führten sie zu Fuß 75 Kilometer weit. Jeder, der nach der rumänischen Grenze flüchten wollte, mußte hohe Summen an die russischen Offiziere bezahlen. Aber auch die in der Butowina wohnenden Rumänen litten von den Schandtaten der Russen nicht verschont. So verteilten die Russen das den rumänischen Bauern geraubte Vieh und sonstige Habseeligkeiten unter die von ihnen in

den rumänischen Ortschaften eingelegten ruthenischen Bauern aus der Bukowina und Rußland, um die Ruthenen für Rußland zu gewinnen. Den griechisch-orientalischen Bischof von Nepla versuchten sie durch wiederholte Drohungen zum Erlass eines in russischem Sinne gehaltenen Hirtenbriefes zu zwingen. Der Gouverneur diktierte dem Kirchenfürsten Zimmerarzt und ließ ihn durch Vollen bewachen. Um der erzbischöflichen Person eine besondere Schmach zuzufügen, legten die Russen in das dort errichtete Rote-Kreuz-Spital 200 russische Soldaten, die an erheblichen Krankheiten litten.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Vertreibung der Russen aus den Karpathenpässen.

(Hierzu die Bilder Seite 468 und 475.)

Die Karpathen, die sich in einem Halbhogen von Mähren bis hinunter nach Siebenbürgen um Ungarn lagern (siehe auch die Karte Seite 231), bilden einen von der Natur geschaffenen Grenzwall, der die Länder der Stepanstrome von dem flachen Galizien trennt. Eine solche Grenze läßt sich vernünftiger ihrer natürlichen Beschaffenheit sehr leicht in eine unüberwindliche Feste umwandeln, die jeden feindlichen Einfallsweg kräftig abzuwehren imstande ist. Wenn daher die österreichisch-ungarische Heeresleitung nach dem Rückzug aus Galizien, dessen sumpfige und unwegsame Gegenden einer günstigen Entfaltung großer Heeresmassen überaus hinderlich sind, auf eine wirksame Verteidigung der Karpathenpässe verzichtete und auch diese leicht zu behauptenden Stellungen freiwillig den nachdrängenden Russen preisgab, so lag diesem wohlwollenden Plan die leicht erkennbare Absicht zugrunde, den Feind an dieser Stelle tiefer in das Land zu locken, um ihn dann von vorn und im Rücken zu packen — eine Artzange, die auf dem westlichen Schauplatz den Franzosen den Einfall bei Mailhausen und Saarburg ermöglichte und die im Osten Generalfeldmarschall von Hindenburg mit großem Erfolg anwandte, als er der stolzen Rarowarmee in den Masurischen Schümpfen ein tragisches Ende bereite. Auch in den Karpathen gingen die Russen in die Falle, die ihnen die Österreichisch-ungarische Heeresleitung gelegt hatte. Nachdem die russischen Truppen Galizien überschritten hatten, zeigte sich ihre Vorposten bereits in den Wäldern der Karpathen, schwarzen Kolaten über den Waldbäumen und befestigten eine Reihe von Ortschaften in den ungarischen Komitaten Marmaros-Gyöze, Saros und Bereg. Bald folgten diesen Vorposten größere Truppeneinheiten, darunter auch Feldartillerie und Munitionstransporte, was darauf schließen ließ, daß die Russen um jeden Preis von Nordungarn aus einen kräftigen Vorstoß planten, um den Österreichern in den Rücken zu fallen und möglicherweise im Süden Fühlung mit den hartbedrängten Serben zu gewinnen. Allein die Kolaten hatten kaum ihre struppigen Hügel in den Fluten der Theiß getränkt, als sie auch schon von den k. u. k. Truppen angegriffen und unter schweren Verlusten aus Ungarn hinausgeworfen wurden. Indes ließen sie sich durch diesen ersten Mißerfolg nicht beirren und wagten kurz nach der zweiten Einschließung von Przemyśl, als sie sich im Rücken gebet fühlten, einen neuen Einfall in die Karpathen. Und abermals ließ man sie über den Bülla- und Ujlofer Paß bis nach Marmaros und Jemynin herin. Hatten sich die Russen bei ihrem ersten Versuch in Ungarn ziemlich gut gehalten und sich nirgends Übergriffe und Grausamkeiten erlaubt, so verführten sie jetzt, da die Bevölkerung von den umgebenen Gassen nichts wissen wollte und die österreichisch-ungarische Herrschaft dem russischen Regiment vorzog, um so barbarischer und wilder (siehe auch Seite 468 u. folg.). Inzwischen sammelten sich die österreichisch-ungarischen Truppen zum energischen Gegenstoß. Von Rind auf vertraut mit dem zerklüfteten Gelände, besetzten ungarische Spionetruppen die engen Hohlwege und Wäldertäler, verankerten sich Tiroler Kaiserjäger, die Urenkel der waderen Gefährten des Savoyers von Palestro, die am Jelsberge einst französische Garde besetzten, auf den Wäldhöhen und brachten ihre Gebirgsgeschütze auf allen Höhen, die die Ebene und das Tal beherrschten, in Stellung, während bosnische Infanterie, die wilden Söhne des Karst,

auf dem Lande wurden vor allem Schlösser und Wirtschaftshäuser des rumänischen Großgrundbesitzes geplündert. Zahlreiche Bewohner rumänischer Dörfer verließen aus Furcht vor russischen Gewalttaten ihren Heimatort und suchten Schutz bei den österreichisch-ungarischen Truppen, wo sie von den Soldaten mit allem Notwendigen versorgt wurden. Den k. u. k. Truppen war es dann auch zu verdanken, daß diese armen Flüchtlinge nach einiger Zeit in die Heimat zurückkehren konnten.

(Fortsetzung folgt.)

die auch hier in Ungarn unter dem Doppelsatz in den heiligen Krieg wider die Feinde Allahs zogen, und polnische Jungmänner, die schon so oft Beweise ihres Heldennutts und ihrer Aufopferung an den Tag legten, mit dem Bajonett einen russischen Schützengraben nach dem anderen eroberten, zahlreiche Gefangene machten und eine große Menge Munition, Geschütze und Transportmittel erbeuteten, die von den in wilder Flucht in die Wälder zurückgehenden Russen im Stich gelassen wurden. Dort nahm der Kampf allmählich den Charakter eines Gebirgskrieges an, der sich in kleine Gefechte aufblies, wobei die Russen, die ja weder über eine eigentliche Gebirgsartillerie verfügten noch den Kampf in Wäldern und Schluchten gewohnt sind, jedesmal erhebliche Verluste erlitten. Am heftigsten tobte der Kampf um die Stadt Homonna, die die Russen von den durch sie besetzten Höhen des Karpathenpässes aus behaupteten, bis sie nach dreitägiger, erbitterter Schlacht auch hier unter Zurücklassung von zahlreichen Gefangenen, Toten und Verwundeten zum Rückzug nach Galizien gezwungen wurden.

Die Sprengung französischer Schützengraben bei Chauvonnecourt.

(Hierzu die Bilder Seite 478 und 481.)

Der Ausnutzung der großen Siege bei Saarburg und Metz setzten sich in den letzten künftigen Befestigungswerken, die die Franzosen entlang der Lothringisch-elsässischen Grenze besaßen, außerordentliche Hindernisse entgegen. Die Höhen entlang dem Maas- und Mosellal sind besetzt mit widerstandsfähigen Sperrwerken, denen die modern ausgestatteten Festungen Verdun—Toul—Epinal und südlich davon bis Belfort als Hauptstützpunkte dienen. Allen diesen Werken ist durch Feldbefestigungen in bestimmten Abschnitten noch besondere Widerstandskraft verliehen. In dieser Zone mußte also der Durchbruch, um auf dem westlichen Ufer der Maas Fuß zu fassen, erst durch besondere Kraftanstrengungen erzwungen werden.

Verdun wurde zunächst umschlossen und erst Mitte September, nach dem Vormarsch über Belgien an die Marne und nach der Festlegung vor der Westfront, mit dem unmittelbaren Angriff gegen die Westfront begonnen. Schon am 21. September war der Zugang zu den östlichen Maas Höhen erlangt. Nach kurzer Beschließung durch unsere schwere Artillerie wurden bei St. Mihiel vier Forts zum Schweigen gebracht und das starke Fort Camp des Romains durch deutsche Pioniere und bayerische Infanterie im Sturm genommen, was bereits auf Seite 360 ausführlich erzählt wurde. Am 25. nahmen unsere Truppen die Brückenköpfe bei St. Mihiel, überschritten die Maas und setzten sich in den Besitz des blatt nordwestlich davon gelegenen Dorfes Chauvonnecourt.

Dieser kleine Abschnitt war nun wie im benachbarten Argonnenwald, über dessen hartnäckige Verteidigung wir an anderer Stelle bereits berichtet haben, der Schauplatz unausgesetzter, blutiger Kämpfe. Während es sich in den vierzig Kilometer langen Wäldern südwestlich von Varennes in der Hauptsache zunächst darum handelte, sich in den Besitz der überaus wichtigen Bahnlinie Verdun—Châlons zu bringen, diese Verbindung zu durchschneiden, galt es in Chauvonnecourt, sich sowohl gegen die von Verdun wie von Toul aus geführten unablässigen Angriffe zu behaupten. Schon hatten die Franzosen einen Teil des Dorfes wieder erobert, aber sie mußten sich am 19. November unter schweren Verlusten dieses Vorteils wieder begeben. An diesem Tage soll der kommandierende französische General die Mitteilung



Schützengräben in den Karpathen.



Beständige Deckung der Truppen in den Karpathen. Die Höhen im Schnee sind durch Gänge miteinander verbunden.



Feind in Sicht.



Geschützstand des Feindes. Auf der anderen Seite der Höhe liegt unser Lager.



Notbrücke in der Bukowina.



Wetterfeste Pferdestände am Pusch.

Osterreichisch-ungarische Truppen im winterlichen Karpathengebiet.
Photographien von G. Brant, Berlin.



Die verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in den Kämpfen bei Czenstochau am 25. November 1914.
 Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.

erhalten haben, daß der gegen den französischerseits besetzten Teil Chauvonnecourt gerichtete deutsche Angriff nachzulassen scheint, als eine furchtbare Explosion die ganze französische Stellung zerstörte. Unsere mutigen Pioniere, die schon in den Abschnitten der unteren Maas und im Argonnenwald so viel hervorragende Taten vollbracht, hatten es unternommen, die feindlichen Laufgräben in aller Stille zu unterminieren und in die Luft zu sprengen. Der Feind erlitt hierbei sehr bedeutende Verluste. Unsere Truppen besetzten daraufhin mit kräftigem Hurra ganz Chauvonnecourt mit den ihm benachbarten Punkten.

Die Kämpfe bei Gzenstochau.

(Siehe S. 474/475)

Während der später in Ungnade gefallene General v. Rennenkampf erneut gegen Ostpreußen vordrang, aber überall blutig abgewiesen wurde, bildeten sich aus der russischen Hauptarmee zwischen Thorn und Krauau zwei gesonderte Kampfpläne im nördlichen und südlichen Polen. Die Strecke Lomża—Łódź—Ralsk ist dabei im wesentlichen das nördliche vom südlichen Schlachtfeld. Im Norden fielen im November die vernichtenden Schlagen gegen die Russen bei Młocławek, Ruzno, Kolo, Łowicz, Łódź, über die zum Teil schon berichtet wurde.

Die Eisenbahnlinie Warschau—Skiernewice—Petritau—Gzenstochau führt uns in das südliche Kampfgebiet, auf historischen Boden. Denn hier fand in den sonstigen Herbsttagen vom 15. bis 17. September 1884 die Zusammenkunft der drei Kaiser von Deutschland, Österreich-Ungarn und Rußland im kaiserlichen Lustschloß zu Skiernewice statt. Auch Petritau ist historischer Boden. Und erst Gzenstochau! In kultureller Hinsicht bildet Gzenstochow, wie es Rußisch heißt, eine Wertwürdigkeit ersten Ranges. Das Gnadenbild von Gzenstochow („Die schwarze Madonna“) ist weit über den Ort hinaus berühmt, und bei einiger Kultur würde die Gegend größten Wohlstand aufweisen.

Zwischen Krauau und Gzenstochow stand die russische Hauptmacht. Die beiden Bahnhöfen Warschau—Łódź—Ralsk und Warschau—Petritau—Gzenstochow bildeten die Lebensadern der Russen. Gelang es den Deutschen, diese beiden Linien zu zerstören, dann lag es um die Russen bedenklich aus. Am 27. September waren deutsche Heereskräfte von Gzenstochow über Nowa Radomsk, Koselitz, Radom und Jeziora nach Warschau marschiert. Auf dem Rückmarsch wurden alle Eisenbahnbrücken, Telegraphen usw. zerstört, um die Russen an ihrem Vordringen soviel wie möglich zu hindern.

Der deutsche Oberfeldherr v. Hindenburg scheute die russische Übermacht nicht. Hatte er es doch ausgesprochen, daß nicht die Zahl der Kämpfer den Ausschlag gibt, sondern ihre geistige Bildung und die damit zusammenhängende

sittliche Kraft. In dieser Hinsicht kann sich die russische Armee mit der deutschen und österreichisch-ungarischen nicht messen.

Am 20. November hatte der russische Generalstab über die Kriegslage in Polen geschrieben: „Auf dem linken Ufer der Weichsel entwickelte sich in den letzten Tagen auf zwei Schauplätzen, nämlich auf der Front zwischen Weichsel und Barthe und auf der Linie Gzenstochau—Krauau eine Aktion. Die Kämpfe nahmen einen äußerst erbitterten Charakter an und zeigten allgemein einen unaufhörlichen Wechsel von Offensive und Defensive.“

Dieser unaufhörliche Wechsel von Angriff und Verteidigung war durch das immer weitere Anrücken russischer Kräfte hervorgerufen. Die Verbündeten konnten ihre Vorteile vielfach nicht ausnutzen und mußten sich wieder auf die Verteidigung beschränken; aber die Erfolge blieben nicht aus. Wie ein Kartenhaus brachen auf einmal die russischen Streitkräfte im Norden und Süden zusammen. Im Norden errang General v. Wladenski den Siegeslocher. Gleichzeitig scheiterten alle russischen Vorstöße östlich von Gzenstochau. „Man muß sich vor Augen halten“, schrieb ein Wiener Blatt, „aus welchen ungeheuren Schwierigkeiten die Tapferkeit und Ausdauer der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere solche großartigen Erfolge herauszukristallisieren vermochte. Als sich die Verbündeten von dem Raume Wlangoz—Warschau freiwillig zurückgezogen hatten, da war es die gesamte militärische Kraft des 180-Millionen-Reiches, die ihnen folgte, um endlich zum trügenscheitenden Schlage auszuholen. Das Jarenreich wurde auch nicht darüber im Zweifel gelassen, daß ein solcher Sieg die letzte krampfhaftige Hoffnung an der Seine wie an der Themse sei.“

Die Generale

v. Mackensen, Ludendorff und v. Morgen.

Hindenburgs erfolgreiche Mitkämpfer in Polen.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

(Siehe S. 474/475)

Generaloberst v. Mackensen ist aus der Kavallerie hervorgegangen. Geboren am 6. Dezember 1849 zu Hausleibnig (Regierungsbezirk Merseburg), trat er am 1. Oktober 1869 als Einjährig-Freiwilliger beim 2. Leibhularenregiment ein. Im Feldzuge gegen Frankreich 1870/71 wurde er in diesem Regiment zum Leutnant der Reserve befördert. 1873 trat er endgültig in den aktiven Heeresdienst über und wurde 1880 in den Generalstab versetzt, ohne die Vizegouverneur zu haben. 1891 wurde er Adjutant des hochbedeutenden Chefs des Generalstabes Grafen v. Schlieffen. Die folgenden Jahre wurden daher seine eigentlichen Lehrjahre in den Generalstabswissenschaften. Er wurde dann in rascher Folge Kommandeur des 1. Leibhularenregiments, dann der Brigade der schwarzen Husarenregimenter mit der Berechtigung, die Husarenuniform beizubehalten, 1903 Kommandeur der 36. Division in Danzig, 1908 kommandierender General des XVII. Armeekorps ebendort. Als solcher nahm er teil an den vorbereitenden Kämpfen, die zu den Schlachten an den Mahrischen Seen führten, und an diesen Schlachten selbst. Mitte November 1914 zum Führer einer Armee ernannt, die von Thorn aus gegen den russischen rechten Heeresflügel zu beiden Seiten der Weichsel vordrang, schlug er den Feind bei Młocławek, wobei er ihm allein 23 000 unermundete Gefangene abnahm. In den folgenden großen Kämpfen bei Łowicz und Łódź erwarb er noch reichere Vorbeeren. Nach Angabe seines obersten Heeresführers, des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg, waren seine Trophäen in diesen Schlachten 40 000 Gefangene, 100 Geschütze und gegen 200 Maschinengewehre. Die neu eroberte Schlacht bei Łowicz sah ihn wieder in voller Tätigkeit. Die Zuneigung unseres Kaisers hat er neben allem anderen seiner Fähigkeit zu verdanken, außerordentlich interessante kriegsgeschichtliche Vorträge zu halten, — eine Gabe, die er früher mit dem verstorbenen General der Infanterie v. Wittich teilte und bis vor kurzem mit dem General Freytag v. Loringhoven, dem jetzigen Abgesandten im österreichisch-ungarischen Hauptquartier. General v. Mackensen ist eine blühende Natur — dem kühnsten Offenherzigkeit bis zu den äußersten Folgerungen ergeben. Die Erfahrungen, die er zu Anfang des



Eine deutsche Infanteriekolonne marschiert bei Bieskow. Ralte gegen Bieskow blieb von Warschau.

(Siehe S. 474/475)

Feldzuges damit machte, sind wohl nicht ohne Einfluß auf seine spätere hervorragende Führung geblieben. Seine Verdienste hat sein oberster Kriegsherr durch die Verleihung des höchsten militärischen Ehrenzeichens, des Ordens Pour le mérito, anerkannt. —

Von General Ludendorff gilt das Dichterwort:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.“

Als junger Offizier fiel Ludendorff durch seine Bescheidenheit und Anpruchslosigkeit auf. Er drängte sich nie vor, hielt sich vielmehr gern im Hintergrund. Seine ganz außergewöhnliche militärische Begabung zeigte sich erst, nachdem er sich zum Generalstab durchgerungen hatte. In der Abteilung für den westlichen Kriegsschauplatz war er der berufene Bearbeiter und Vorbereiter derjenigen kriegsreichen Vorgänge, die beim Beginn des jetzigen Weltkrieges Rußland und Feind in Ersauern setzten. Die Übernahme von Rastig machte ihn wie General v. Emmich

mit einem Schlage zu einer europäischen Berühmtheit. Dieser Ruhm ist, nachdem er zum Chef des Stabes der Hindenburgschen Armeen berufen worden ist, noch gewachsen. Man hat das Verhältnis beider Männer zueinander mit dem von Blücher und Gneisenau verglichen. In den Befreiungskriegen sagte man, Blücher verlor die Tat, Gneisenau den Rat. Dieser Verteilung weltgeschichtlicher Rollen entspricht jedoch keineswegs die Tätigkeit der beiden großen Feldherren Hindenburg und Ludendorff. Beide sind sie durch die große Prüfungsanstalt der Armeen — den Generalstab — hindurchgegangen und haben gelernt, alle seine Dienstzweige zu beherrschen. Sie sind einander ebenbürtige Naturen. Einer würde auch ohne den anderen noch ungewöhnliches leisten. Dem gegenseitigen Meinungsaustausch der beiden Männer werden wenige beizumessen. Eines darf man aber als sicher annehmen, daß sie in wohlwollender Übereinstimmung zu handeln pflegen. Sider wird der Generalstabschef auf die genialen Vorschläge seines Generalstabschefs freudig eingehen, die dieser, wie einst



Produktionsaufgabe an deutsche Gruppen in der Gegend von Bieskow.

(Siehe S. 474/475)



Marktquartier deutscher Soldaten im Hof eines russischen Bauernhauses bei Bieskow in Rußisch-Polen.

Moltke, mit verblüffender strategischer Sicherheit vorzubringen und überzeugend zu begründen weiß.

General der Infanterie v. Morgen ist, wie Odysseus, ein viel umhergetommener Mann, der vieles gesehen und erfahren hat. Seine genaue Kenntnis des Orients und seine Erfolge dafelbst haben erwiesen, daß er auch als Diplomat wohl zu verwenden ist. Unsere jetzigen nahen Beziehungen zur osmanischen Welt stellen ihm vielleicht dort noch große Aufgaben. Auf militärischem Gebiet haben ihm im jetzigen Kriege erst die Führung einer Division, sodann eines Armeekorps, Gelegenheit geboten, sich als Führer in den Kämpfen um die Grenzen von Ost- und Westpreußen glänzend zu bewähren. Er hat es verstanden, einmal in zäher Verteidigung bei Lyd und Soldau die numerische Unterlegenheit durch geniale Führung auszugleichen, sodann aber auch in stürmischen Angriff solche Erfolge zu erringen, daß sein oberster Kriegsherr ihn durch Verleihung des Ordens Pour le mérite und ein überaus anerkennendes Handschreiben auszeichnete. General v. Morgen hat seine Erfolge nicht zum wenigsten zu danken einer hart ausgeprägten Selbstständigkeit und einer unerschütterlichen Vertrauen zum eigenen Können, das durch die erzielten Resultate noch eine Steigerung erfahren haben wird.



Infanterie Artillerie in Charentay bei Barrennes.

Wdr. G. Winkmann, Geheimes, auch, Stg.

Artilleriepatrouille.

Von Major a. D. Schmalz.
(Hierzu das Bild Seite 481.)

Brigadefehl. Leutnant A. meldet sich heute, 5. Dezember 1914, fünf Uhr dreißig abends, mit vier Melde-
reitern bei mir in J., Schulhaus. Generalmajor B. Diesen eiligen Befehl hatte der Befehlsempfänger der ersten Abteilung Feldartillerie regiments . . . soeben vom Regiment mitgebracht und sofort der dritten Batterie weitergegeben. Dort war man gerade dabei, nach anstrengendem Gebirgsmarsch die Pferde, so gut es ging, in Scheunen und Ställen und in den anschließenden Gärten, wo sie wenigstens einigen Schutz vor dem Winde hatten, für die Nacht unterzubringen. „Leutnant A.“ — „Herr Hauptmann!“ — „Sie sollen sich heute, fünf Uhr dreißig, bei dem Herrn Brigadefeldkommandeur mit vier Melde-
reitern melden. Das scheint ja morgen wieder eine große Sache zu werden, da Sie namentlich kommandiert sind. Wir haben noch eine Stunde, bis Sie abreiten müssen, um in ruhiger Gangart J. zu erreichen. Sie können die Unteroffiziere E. und D. und den Gefreiten F. mitnehmen, und der Fahrerjunker kann sich nun auch einmal die Sporen verdienen. Der Däne und die Freya werden ja wohl die frischesten sein; dann die Frigga und Eoa, die heute ohne

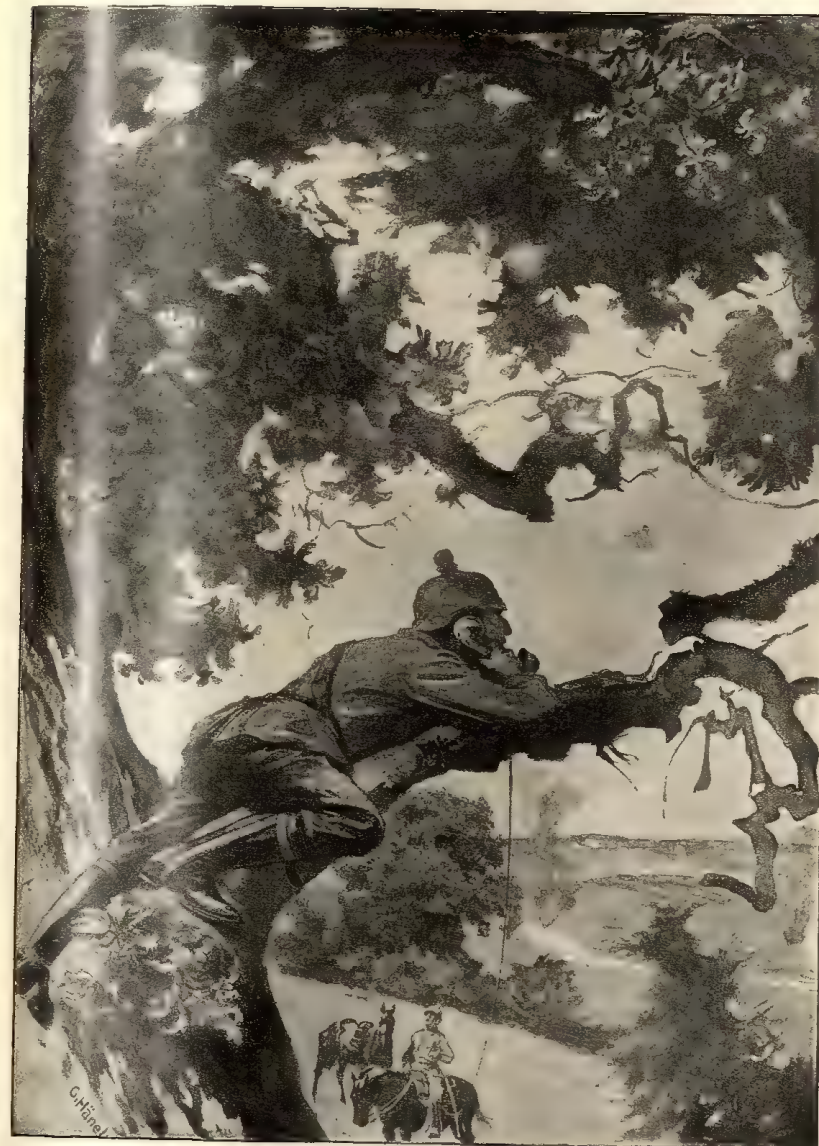
Reiter gegangen sind. Wenn Sie noch etwas Besseres finden, melden Sie es mir vor dem Abreiten.“

Kurz nach fünf Uhr sehen wir die kleine Reitergruppe in kurzem Trab nach J. nähern. Leutnant A. alchite vor Erwartung, und das Pochen seines Herzens entsprach gar nicht dem gemäßigten Tempo, das er seine Pferde geben ließ, damit diese ihre Exkarnation sicher gut verdauen sollten, die ihnen für die in Aussicht stehende große Leistung zugemessen worden war. Am liebsten wäre er in gestrecktem Galopp losgeritten. General B. hielt etwas auf ihn; das wußte er. Wenn er morgen den Vogel abschloß, war ihm das Kreuz sicher. Jetzt aber rißte er die Zeit, dem an seiner Seite reitenden Sechzehnjährigen einen abgekürzten Kriegsschul-
kursus über das Reiten nach der Karte und das Abfatten von Meldungen zu halten.

„Kommen Sie,“ redete ihn eine halbe Stunde später der General in der Schultube von J. an, „ich habe Ihnen hier auf der Tafel die nach den heutigen Meldungen der Kavallerie und des Fliegers wahrscheinlichen Artilleriestellungen des Feindes skizziert. Das Korps tritt morgen sieben Uhr vormittags den Vormarsch auf W. an, Regiment . . . vorn, von seinem Sammelplatz am Südeingang von B. aus. Richten Sie sich so ein, daß Sie mit Tageslicht auf den

Höhen diesseits des Ulfusses sind und gegen W. und D. beobachten. Ihre Meldungen treffen mich bei der Vorhut der . . . ten Division, die um sieben Uhr von L. abmarschiert. Ich habe befohlen, daß Ihre Leute und Pferde beim Brigadefeld untergebracht werden; Sie selbst hier im Schulhaus, damit ich etwa heute nacht noch eintreffende Nachrichten mit Ihnen besprechen kann. Nachher, sechs Uhr dreißig, sind Sie zum Festmahl draußen im Choeal blatt, Gemütskonferenzstube und kalte Ochsenzunge aus der Küche, freundlichst eingeladen. Der Rathen ist übrigens gar nicht übel.“ Ein freundliches Nicken und der „Privat-
disurs“ war zu Ende.

Am anderen Morgen finden wir Leutnant A. zwischen zehn und elf Uhr wieder auf der Höhe 397, wo er sich bereits vor Tagesanbruch, seitwärts aller Wege, um von feindlichen Streifen möglichst unbelästigt zu bleiben, in der Krone einer uralten Steineiche eingeklinkt hat (Bild Seite 481). Drei Meldungen hat er von seinem Beobachtungsposten schon abgeschickt über Ammarsch, Bereitstellung, Feuerstellung der feindlichen Artillerie. Jetzt sind auch unsere Geschütze, hinter einer Geländewelle versteckt, aufmarschiert und stehen sich ein. Die linke Flügels-
batterie, bei der der Brigadefeld steht, hat ihre Fern-
sprechtleitung zu Leutnant A. gestreckt, und diesen hören wir, indem er den ersten Schuß nach der feindlichen Batterie



Vorgeschoßener Artillerieposten.
Nach einer Originalzeichnung von G. H. H. H.

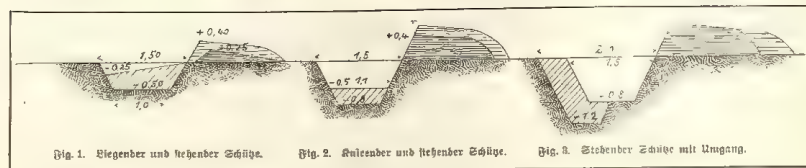


Fig. 1. Liegender und stehender Schütz.

Fig. 2. Liegender und stehender Schütz.

Fig. 3. Stehender Schütz mit Umgraben.

Entwicklung des Schützengraben.

rechts vom Dorfe beobachtet, den Hörer am Ohr, melden: „Fünfhundert Meter links vorbei!“ Sodann: „Davor. — Hundert Meter rechts vorbei.“ „Dahinter — das war das rechte Ende!“ „Schützlage gut.“ „Davor hundert.“ „Nest aufschlage alle davor.“ Feuerstellung gut, Sprengweite richtig.“ General V. hatte dieser Batterie, der es noch nicht gelungen war, eine Beobachtungsstelle zu finden, vorübergehend seinen Beobachter zur Verfügung gestellt.

Am Abend sah der Brigadeführer, einschließlich Leutnant L., um das Biwakfeuer bei M. Man hatte noch etwas Zucker, und der Vorwein von Z. brodelte im Kessel. Ein fahles Glas hatte man dem gefallenem Fahnenjunker ge-

deckten Verbindungen, um Ablösung, um Munition und Lebensmittel in die Kampfstellung schaffen zu können, bedarf sie der gegen Witterung und feindliches Feuer nach Möglichkeit schützenden Einrichtungen und wird sich unter Umständen sogar künstliche Hindernisse schaffen, um den Gegenangriff zu erschweren.

Während der Angreifer im Festungskampf bereits im 16. Jahrhundert dazu überging, die schwerfälligen Dedungen mit mächtigen Schanzkörben durch Erddedungen zu ersetzen, und deshalb Gräben aushub, die das Material für die davor angeschüttete Dedung lieferten, hat man im Feldkriege wohl schon längst Schanzen gebaut, die immer geräumte Zeit beanspruchten, aber erst nach dem Krimkriege den Ge-

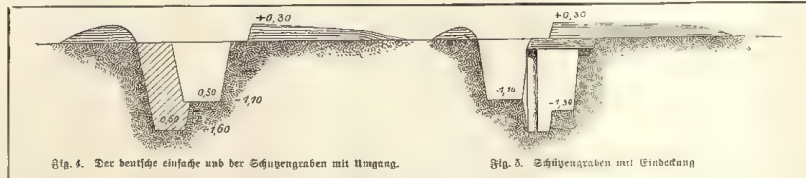


Fig. 4. Der deutsche einfache und der Schützengraben mit Umgraben.

Fig. 5. Schützengraben mit Eindeckung.

Entwicklung des Schützengraben.

weist. Er war mit seiner Meldung im Walde von einer Chasseurstreife abgeschossen worden. Nun lag er friedlich unter dem frühen Morgen am Waldausgang, sein Helm auf einem Seitentisch. Eine Pause entstand, und die Gedanken teilten sich seiner Mutter, der verwitweten Generalin M., deren Einziger er war. Dann sagte der General: „Na, Proßt, lieber M.! Machen Sie's morgen wieder so!“

Schützengraben.

Von Oberleutnant a. D. Frobenius.
(Hierzu die Bilder auf dieser und der folgenden Seite.)

An Stelle des Kampfes um die Festung ist heute der Kampf um die besetzte Feldstellung getreten, die mit den

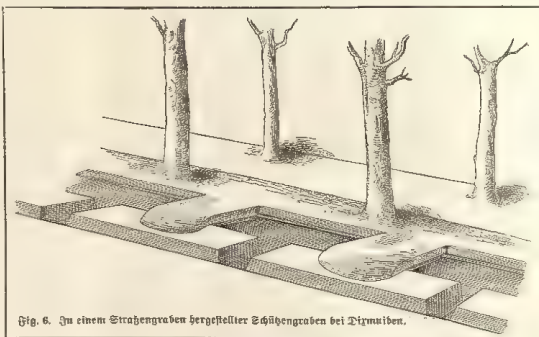


Fig. 6. In einem Straßengraben hergestellter Schützengraben bei Dirmuiden.

Entwicklung des Schützengraben.

nämlichen Streitmitteln ausgerüstet wird wie die Festung. Deshalb mußte der Charakter des Stellungslampfes aufnehmen, in dem ohne künstliche Dedungen auch für den Angreifer nicht auszukommen ist. Was dort der Laufgraben ist, das ist hier der Schützengraben, und da die Truppe in diesem so gut wie im Laufgraben vor der Festung wohnen und monatelang ausharren muß, bedarf sie der

denken erfolgt, auch im Feldkriege sich flüchtig herzustellender Erddedungen für die Infanterie zu bedienen. Bei der Verteidigung von Sebastopol hatte Totleben im Vorfeld sowohl flüchtig Laufgräben oder richtiger Schützengraben als auch Schützengraben für die Vorposten anlegen lassen, die auch bei Tage besetzt bleiben konnten und von den Franzosen „Emboscados“ genannt wurden, weil sie, schwer erkennbar, hinterhältig wirkten. Diese Emboscaden und Totlebens Schützengraben wurden allgemein in die Minierarbeit aufgenommen, und aus ihnen entwickelte sich der moderne Schützengraben, für dessen selbständige Ausführung die Infanterie nach 1870 allmählich in allen Heeren mit tragbarem Schanzzeug ausgerüstet wurde.

Nun ist so ein Schützengraben an sich etwas ungemüßlich: Die Mannschaften heben da, wo sie, in einer Reihe aufmarschiert, sich verteidigen sollen, einen Graben aus und werfen den Boden feindwärts zu einer Dedung auf, über die sie hinwegfeuern können. Es ist aber nicht von jedem zu verlangen, daß er Graben tiefe und Dedungshöhe zweckmäßig so bestimmen kann, daß die Bodenmasse gegen Gewehr-

schüssen ausreichend schützt und daß andererseits ihre Ausbuchtung nicht allzuviel Arbeit erfordert. Es mußten also Bestimmungen dafür getroffen werden, in welchen Abmessungen Graben und Dedung zu halten seien. Da erschien es als Ideal, zunächst nur einen ganz flachen Graben herzustellen, in dem der Schützende über eine ganz niedrige Brustwehr hinwegfeuern könnte. Das erforderte gar nicht die geringste Arbeit. War nun mehr Zeit vorhanden, so konnte man den Graben vertiefen, die Brustwehr etwas erhöhen und erhielt eine Dedung für einen stehenden Schützen. Um diese auch für einen liegenden Mann nutzbar zu machen, bedurfte es nur weiterer Vertiefung, und schließlich konnte man diesen Graben auch noch dadurch verbessern, daß man hinter dem Standpunkt des Schützen noch tiefer hinabging und so einen bedeckten Weg hinter ihm schuf. Die Brustwehr wurde hauptsächlich mit dem gewonnenen Boden verfertigt (Fig. 1—3, Seite 482 oben).

Die Erfahrung lehrte, daß die Gräben für liegende und stehende Schützen teils un bequem, teils ungenügend gegen die immer gesteigerte Durchschlagskraft der Geschosse waren. Man behielt das flüchtige Herstellen einer notdürftigen Dedung durch den am Boden liegenden Schützen (nach dem Beispiel der Japaner) wohl für das Vorgehen im Sprung bei, nahm aber im allgemeinen den Graben für stehende

weggelegt wurden. Um aber den dadurch verhinderten Verkehr in der Stellung zu ermöglichen, ward noch ein Laufgraben dahinter angelegt und durch kurze Quergräben mit dem Schützengraben verbunden. So lernt der Infanterist im Felde sich den Umständen anzupassen.

Die Schlacht um Lodz.

Von Rittmeister a. D. F. Großmann.

(Hierzu die Karteilage sowie die Bilder auf Seite 472 und 473.)

Die Entladung des schweren Gewitters, das wir langsam von Osten heraufziehen sahen, hatte begonnen. Das russische Millionenheer stand drohend an der Südgrenze unseres Vaterlandes — aber schon war dem deutschen Volke ein Heerführer in der Person des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg beschieden, dessen Genie, gepaart mit tüchtem Wagemut, die deutschen Heiden von Sieg zu Sieg zu führen berufen war.

Blitzartig hatte sich seinem Befehle gemäß die 9. Armee unter General v. Madsen (siehe das Bild Seite 467) zu beiden Seiten der Weichsel, von Thorn ausgehend, auf den Feind geworfen und ein vorgehobenes Armeekorps am 13. November bei Bromberg entscheidend geschlagen, am gleichen Tage eine russische Abteilung bei Lipno angegriffen



Deutscher Schützengraben auf dem östlichen Kriegskauptplatz.

Stabs-Union, Berlin.

Schützen als Regel an, wobei (in Deutschland) die Bodenschüttung möglichst nicht über 30 Zentimeter Höhe erhalten soll, um die Anlage dem Auge des Feindes zu entziehen. Deshalb sind auch alle scharfkantigen Formen zu vermeiden und die Anhöhen durch Boden mit Gras oder Laub untertünlich zu machen. Als Armauflage hat der Schützende eine Stufe in der Dedung anzulegen und sich, wenn möglich, aus Rasenstücken Schießarten zu bilden, rückwärts aber eine Bodenschüttung als Rückenwehr gegen Sprengkräfte zu schaffen (Fig. 4 und 5, Seite 482 Mitte).

Von besonderer Wichtigkeit sind aber wagrechte Eindeckungen zum Schutz gegen die von oben zu gewärtigenden Schrapnellflügen. Sie werden in einfacher Weise mit Hilfe von Stangen, Brettern u. dgl. an der Längenseite angebracht und zwar stets in kleinen Abmessungen, dafür aber möglichst zahlreich, damit ein glücklicher Treffer keine zu starken Verluste verursacht. Auch legt man Transversen an, um die Wirkung der Geschosse auf kleinere Räume zu beschränken. Für alle diese Anlagen gibt es bestimmte Typen; doch soll der Infanterist lernen, sich je nach Umständen selbständig einzurichten. Wie das, völlig abweichend von dem Beispiel, geschehen kann, zeigt ein beim Angriff auf Dirmuiden in einem Straßengraben hergestellter Schützengraben (Fig. 6, Seite 482 unten). Die Härte des Straßengraben verband, mit der Eindeckung in die Bordwand hineingehen, weshalb die Dedung über den Graben selbst hin-

und diese Kräfte am 15. bis Kutno und Ploz fluchtartig zurückgeworfen. Die Verfolgung war eine so ausgiebige, daß sie in den nächsten Tagen bis hinter den Abschnitt der Bura fortgetragen werden konnte. Am 18. entwickelten sich die Kämpfe nördlich Lodz, die mit größter Zähigkeit zwischen Angriff und Gegenangriff hin und her wogen. Die russische 2. Armee war durch die südlich von ihr vorgehende 9. Armee unterstützt worden, so daß die numerische Überlegenheit der Russen bereits recht fühlbar wurde. Aber der Heldennut der deutschen Truppen ließ sich hierdurch nicht abhalten; alle Angriffe auf unsere starke Stellung in Linie Lowicz—Strasow—Wolfa wurden abgewiesen. So kam der 26. November heran. General v. Madsen, immer bestrebt, den rechten feindlichen Flügel zu umfassen, schob seinen linken Flügel immer energischer in südlicher Richtung vor und zwar so weit, daß dieser am genannten Tage auf der Linie Breszin—Ludschin im Rücken der Russen einschmachten konnte. So stand eine völlige Einkesselung des Feindes bei Lodz bevor.

Aber wer umfaßt, läuft Gefahr, selbst umfaßt zu werden, das ist eine alte Kriegslehre. Und so kam es! Neue starke russische Kräfte, die zum Teil mit der Bahn von Warschau von Osten und Süden herantritten, bedrohten die Truppen in Rücken und Flanke, so daß diese zwischen zwei Feinden gerieten und sich in einer äußerst bedenklichen Lage befanden. Da ließ es denn, deutsche Mut und deutsche Energie zu zeigen, es

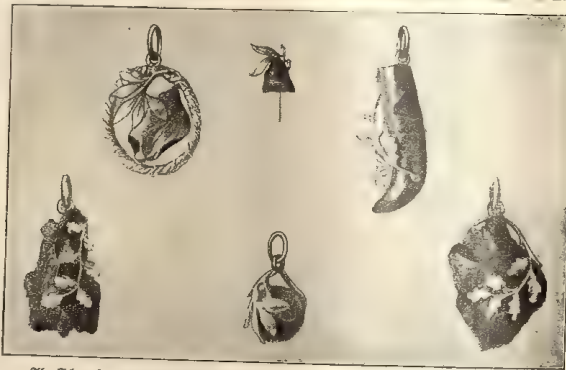
handelte sich um Leben und Tod des ganzen Korps. Kurz entschlossen, machten sie angelichts des vor ihrer Front stehenden Feindes lehr und schlugen sich in dreitägigen, erbitterten Kämpfen durch den von den Russen bereits gebildeten Ring. Das müßten furchtbare Tage gewesen sein, aber die Gefolge stahl die Nerven, und vorwärts, bis mitten hinein in die russischen Hauptrefereen, geht der Stolz, die Divisionen in Sturmkolonnen formiert, die Bagage in die Mitte genommen. „Vorwärts“, nach Sirgowa vor, dort sind die Unrigen! Hierbei brachten sie noch 12 000 Gefangene und 25 eroberte Geschütze mit, auch fast alle ihre Verwundeten. „Gewiß eine der schönsten Woffentaten des Feldzuges“, sagt der amtliche Bericht — der Orden Pour le mérite war der Lohn für den Führer, General v. Scheffer.

Gewaltig waren die Verluste auf russischer Seite, und auch wir hatten schwere Opfer zu beklagen in diesen heißen Kämpfen der zweiten Novemberhälfte, aber groß auch waren die Erfolge und groß die Beute. Bis zum 1. Dezember waren allein 80 000 unermundete Gefangene gemacht und 140 Geschütze und 250 Maschinengewehre erbeutet worden.

Eins aber war klar, die russische Armee war bereits so geschwächt, daß sie ihr Ziel — den schnellen Vorstoß auf Berlin — als ausichtslos aufgeben mußte und vollkommen in die Verteidigung gedrängt war.

Groß war die Enttäuschung in Paris und London; schon hatte eine vorzeitige Drahtnachricht eine Siegesmeldung in die Welt hinausgetragen, und die Feinde sprachen bereits von einem zweiten Sedan auf polnischem Boden.

Die Kämpfe, die alsdann den Zeitraum bis zum 6. Dezember ausfüllten, gestalteten sich für die Russen immer ungünstiger, obwohl sie alles heranzogen, was sie an Truppen



Als Schmuckgegenstände gefasste Gefechtsmedaillen. Nach Entwürfen von Otto Jahn in Pforzheim.

entbehrten zu können glauben, selbst von der Einschließungsarmee der Festung Przemyśl.

Und auch aus Südpolen wurden starke russische Korps gegen Lodz herangebracht, um hier helfend einzugreifen. Aber unsere von der Warthe vortretenden Truppen, Deutsche Schulter an Schulter mit Österreich-Ungarns Braven, waren in Eilmärschen herangerückt, stellten weißlich Petrow den Feind und drückten ihn wieder nach Süden zurück. So kam auch diese Hilfe nicht zum Eingreifen.

Lodz wurde in systematischer Weise von drei Seiten umzingelt, von Norden, Westen und Süden, und am 6. Dezember mit stürmender Hand genommen.

Die geschlagenen Russen zogen in östlicher Richtung ab, von den Unrigen unablässig verfolgt, und verloren hierbei noch über 5000 Gefangene und 16 Geschütze; ihre Verluste in diesen Tagen sollen ungeheuer gewesen sein.

Lodz bedeutete für die Russen viel, sehr viel. Nicht nur, daß hier das Industriezentrum Polens, vielleicht ganz Rußlands liegt, mehr noch, es war eben auch das militärische Zentrum der ganzen nördlichen russischen Front, vermutlich auch ein Hauptstapelplatz aller militärischen Bedürfnisse und Standpunkt des russischen Hauptquartiers im Gebiete des russischen Nordflügels. Aber auch politisch ungeheuer bedeutsam ist die Einnahme dieses Ortes. Der Name Lodz ist in der ganzen weiten Welt bekannt, da gibt es nichts mehr zu verwechseln.

Kriegsgedenkschmuck.

(Hierzu die obestehende Abbildung.)

Indem wir zur Erinnerung an wichtige Ereignisse des Lebens, an wertvolle Bekanntschaften aufzubeugen, ist ein diekwürdiger Brauch, der seine volle menschliche Berechtigung hat. Da darf es uns nicht wundernehmen, wenn auch unsere tapferen Krieger zum Gedenken jenes Augenblicks, da ihr Lebenssaft aus eben geschlagenen Wunden sprang, das feindliche Geschloß, den Urheber ihrer fürs Vaterland erduldeten Schmerzen, sich aufheben und sorgsam verwahren. So oft sie es zu Gesicht bekommen, steigt vor ihrem geistigen Auge der Tag wieder empor, an dem sie auf blutiger Walfahrt für die Freiheit der Heimat Erde rangen, erfüllt Freude und Dankbarkeit ihr Herz, daß sie aus dem eisernten Hagel des Todes davontamen und das Licht des Tages noch sehen. Darum möchten sie auch das Gedenkstück händig bei sich tragen, und so bildete sich rasch der Brauch, die aus den Wunden hervorgeholten Augen und Granatplitter in Form von Anhängern zu tragen. Gleich zu Anfang des Krieges meldeten die Zeitungen, daß die verwitwete Großherzogin von Baden die in den von ihr beherrschten Jagareiten durch Operationen zu Tage geförderten Geschosse den betreffenden Verwundeten in hübscher silberner Fassung als Andenken überreichen ließ. Als bald wendete sich dann auch unsere hochentwickelte Schmuckindustrie diesem neuen Betätigungsfeld zu, und wie unsere Abbildung beweist, hat sie es verstanden, diese Aufgabe mit Geschmack zu lösen.



Ein deutscher Soldat teilt seine Cappe mit hungrigen belgischen Kindern. (Nach einem Originalgemälde von A. Baeff.)



Die Einnahme von Lodz am 6. Dezember 1914. (Nach einem Originalgemälde von A. Baeff.)

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung)

Die letzte Meldung, die wir um die Mitte September aus russisch-Polen erhielten und die die deutsche Armee all in betraf, bezog sich auf das Vorrücken gegen die Festung Liwa. Dann schien es etwa zwei Wochen hindurch, als herrliche Ruhe im Osten. In dieser Zeit waren die Russen fleißig mit den Vorbereitungen zu weiteren Taten beschäftigt. Schon am 28. September trat denn auch unsere schwere Artillerie gegen die Festung Dlowiec in den Kampf, und am folgenden Tage erfuhren wir, daß russische Bomben über den Njemen gegen das Gouvernement Suwalki geschleutert seien. Während der nächsten Tage hatte es den Anschein, als ob die Russen doch mit größeren Kräften in Suwalki einzubringen beabsichtigten. Zu einer größeren Schlacht kam es am 3. Oktober, von welchem Tage das russische Büro meldete, daß das 3. sibirische und Teile des 22. Armeekorps, die sich auf dem linken Flügel der über den Njemen vordringenden russischen Armeen befanden, nach zweitägigen erbitterten Kämpfen bei Augustow geschlagen worden seien. Dabei erbeuteten wir etwa 2000 unverwundete Gefangene und eine Anzahl Geschütze und Maschinengewehre.

Wir haben bereits im vorigen Abschnitt bei Darstellung des österreichisch-russischen Krieges der bedeutungsvollen Meldung vom 29. September gedacht, wo zum erstenmal die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen Schulter an Schulter als treue Verbündete siegreich gegen die Russen an der Weichsel kämpften. Die Heere Deutschlands und Österreich-Ungarns marschierten getrennt in russisch-Polen ein, um sich dort die Hände zu reichen und vereint den Feind zu schlagen. Am 4. und 5. Oktober wurden die Russen bei Dpatow, Rymontow und Ostrowiec von den Verbündeten gegen die Weichsel zurückgeworfen, wobei sie etwa 3000 Gefangene sowie mehrere Geschütze und Maschinengewehre verloren. Am 5. Oktober wurden zweieinhalb russische Kavalleriedivisionen und Teile der Hauptreserven von Zwangorod bei Radom angegriffen und auf den Ort zurückgedrängt. Am nächsten Tage versuchten die Russen, die Weichsel in der Richtung auf Dpatow zu überschreiten, die Verbündeten schlugen sie aber über den Fluß zurück. Bei Sandomierz eroberten die österreichisch-ungarischen Truppen den russischen Brückenkopf, und bei Larnobrzeg warfen sie eine russische Infanteriedivision. Der Vormarsch der Russen auf das Gouvernement Suwalki wurde an diesem Tage von den Deutschen zum Stehen gebracht und zurückgewiesen; dabei

fielen den Unsrigen 2700 Gefangene und neun Maschinengewehre in die Hände. Gleichzeitig erfuhren wir, daß wir in kleineren Gefechten weißrussisch Zwangorod 4800 Gefangene gemacht hatten. Am 9. und 10. Oktober versuchten die Russen im nördlichen Ostpreußen einzufallen. Aber alle Angriffe, die die 1. und 10. russische Armee gegen die dort stehenden deutschen Truppen unternahmen, wurden von diesen zurückgeschlagen. Auch bei einem Umfassungsversuch bei Schirwindt wurden die Russen unter Verlust von etwa 1000 Gefangenen geschlagen. In Südpolen erreichten die Spitzen unserer Truppen am 11. Oktober die Weichsel. Bei diesem Vormarsch wurden bei Grojez südlich Warschau 2000 Gefangene aus dem 2. sibirischen Armeekorps gemacht. Schon am 12. Oktober unternahmen die Russen bei Schirwindt einen zweiten Umfassungsversuch, der jedoch gleichfalls mißglückte und uns etwa 1500 Gefangene und 20 Geschütze einbrachte. Bei unserem Vormarsch gegen die Weichsel wurden die russischen Vortruppen südlich von Warschau von den Unsrigen überall siegreich zurückgeworfen, ein Übergangsversuch der Russen über die Weichsel südlich Zwangorod unter schweren russischen Verlusten verhindert.

Die Kämpfe bei Schirwindt entwickelten sich immer weiter, und am 14. Oktober konnte unsere Seereschleifung mitteilen, daß diese Kämpfe zu unseren Gunsten entschieden waren und wir dabei 4000 Gefangene gemacht sowie 26 Geschütze und 12 Maschinengewehre erbeutet hatten. Gleichzeitig wurden die Russen, die an einigen Stellen von neuem in Ostpreußen eingedrungen waren, aus Lyda und Biella wieder vertrieben. Beim Zurückwerfen russischer Vortruppen auf Warschau wurden auch in Polen wieder 8000 Gefangene gemacht und 25 Geschütze erbeutet. Großen Jubel verbreitete die am 15. Oktober eintreffende Nachricht, daß unsere Truppen vor Warschau standen. (Über Geschichte und Bedeutung des Plazes vergleiche man unseren Sonderaufsatz „Die russischen Festungen“ auf Seite 354.) Ein mit etwa acht Armeekorps aus der Richtung Zwangorod-Warschau über die Weichsel unternommener russischer Vorstoß wurde an diesem Tage von unseren Truppen auf der ganzen Linie unter schweren Verlusten für die Russen zurückgeschlagen. Auch die Angriffe unserer in Polen gemeinsam mit dem österreichisch-ungarischen Heere kämpfenden Truppen machten Fortschritte.

Das Leben in Warschau vor der Annäherung der Deutschen



Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen in voller Waffenbrüderschaft auf dem Marsch im russisch-Polen.
Kaiserl. Copyright 1915 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

schildert ein von dort entkommener Österreicher folgendermaßen:

„Die Grundstimmung in Warschau ist Erwartung. Man wartet auf den Einzug der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen. Die russischen Behörden wittern in jedem Menschen einen Spion. Unter der polnischen und jüdischen Bevölkerung, die sich unter verdächtigster polizeilicher Aufsicht befindet, werden unausgesetzt Verhaftungen und verschleierliche Hinrichtungen vorgenommen. Man geht in der Spionensucht so weit, daß man durch einen Maueranschlag verurteilt, in öffentlichen Sozialen Unterhaltungen im Käsekerker zu führen. Die Hausare werden um neun Uhr geschlossen. Die Straßen sind um diese Zeit menschenleer. Dagegen nimmt das Banditentum beträchtlich zu.“

Von Zeit zu Zeit erscheinen deutsche Flugzeuge, die Aufrufe an die Bevölkerung ausstreuen. Die Behörden haben verboten, die deutschen Aufrufe aufzubewahren, sie sind sofort der Polizei auszuhandigen. Ein deutscher Flieger warf auch einige Bomben in die Stadt. Eine von ihnen fiel auf den Hauptbahnhof und tötete einen Offizier. Auch Zeppelin haben der Stadt mehrmals einen nächtlichen Besuch abgestattet. Die Verluste, sie herunterzuwerfen, mißlingen. Im Falle einer Belagerung soll die Stadt verteidigt werden. Die Besatzungsarbeiten schreiten lebhaft vorwärts. Die Zeitungen dürfen von allem nichts bringen. Die Rinde von den schweren russischen Wiederkämpfern ist aber doch schon jetzt in Warschau bekannt. Man berechnet die Verluste an Menschenleben auf eine halbe Million.“

Am 18. Oktober schlug vereinigte deutsche und österreichisch-ungarische Kavallerie einen großen feindlichen Kavalleriekörper, der westlich Warschau vorzudringen suchte, über Sodafisch zurück. Am 22. Oktober erschienen Teile des österreichisch-ungarischen Heeres vor Zwangorod, schlugen dort zwei feindliche Divisionen, nahmen 3600 Russen gefangen und erbeuteten eine ganze sowie 15 Maschinengewehre. Unsere deutschen Truppen verfolgten den Feind in der Richtung Smolow und gewannen am 21. Oktober mehrere hundert Gefangene sowie einige Maschinengewehre. Vom 22. bis 24. Oktober verlugten die Russen Angriffe auf das von den Deutschen besetzte Augustow, wurden hierbei jedoch überall zurückgeschlagen und verloren wieder Maschinengewehre.

Inzwischen hatten sich in Polen neue starke, den Verbündeten weit überlegene feindliche Verbände gemeldet und waren in die Kämpfe eingetreten, so daß die Russen uns in großer Übermacht gegenüberstanden. Nichtsdestoweniger konnten die deutsche und die österreichisch-ungarische Heeresleitung melden, daß beide Heere Erfolge erzielten. Am 25. Oktober kämpften die Verbündeten bei Zwangorod und machten 1800 Gefangene. Hier entwickelten sich nunmehr sehr hartnäckige Kämpfe, und am 26. Oktober fielen den f. u. Truppen 10 000 Gefangene und 19 Maschinengewehre in die Hände. Am 27. Oktober meldete der österreichisch-ungarische Generalstab:

„Südwestlich Zwangorod stehen unsere mit unüberwindlicher Bravour fechtenden Korps, von denen eines allein 10 000 Gefangene gemacht hat, im Kampf gegen überlegene Korps.“

Der stellvertretende Chef des Generalstabes: v. Höfer, Generalmajor.“

Dagegen mußten einer Meldung aus dem deutschen Hauptquartier vom 28. Oktober zufolge die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen neuen russischen Kräften, die von Zwangorod—Warschau und Nowogorodwest vorgingen, ausweichen, nachdem sie in mehrmaligen Kämpfen alle russischen Angriffe erfolgreich abgewiesen hatten. Die Russen folgten zunächst nicht. Die Lösung vom Feinde geschah ohne Schwierigkeit.

Wie die weitere Entwicklung gezeigt hat, bedeutete dieser strategische Rückzug lediglich die Vorbereitung zu neuen für die Russen überaus empfindlichen Vorstößen.

In erstaunlichem Grade ist Afrika in den gegenwärtigen Krieg verwickelt, wenn auch meist nur mittelbar. In der islamitischen Bevölkerung gärt es, die Buren haben sich von neuem erhoben, so daß England dort auch gegen diese, wie gegen die Deutschen Afrikas zu kämpfen hat, die französischen Besitzungen sind in Gefahr, der belgische Kongo ist gewissermaßen herrenloses Gut geworden, da es

ein Belgien nicht mehr gibt, Deutschland aber es jetzt noch nicht die Möglichkeit fand, seine Hand auf diesen, der Oberhoheit des Königs der Belgier unterstellten Staat zu legen; vor allem aber ist es in Ägypten bedenklich ruhig geworden. Die Überfahrt über all diese Verhältnisse ist durch die Spärlichkeit der Nachrichtenquellen sehr erschwert. Wir sind fast allein auf das Reuters Bureau angewiesen, dessen Parteilichkeit außer Zweifel steht. Nur höchst selten erfahren wir durch den Mund eines Reisenden etwas Näheres über die afrikanischen Vorgänge.

Auf Grund solcher Nachrichten und der seitens der Kolonialverwaltung im November 1914 veröffentlichten Gesamtberichterstattung über die ersten drei Monate des Krieges in unseren Kolonien, die sich zum großen Teile auch auf Reuters stützen mußte, sind wir jetzt in der Lage, zu den bereits früher (Seite 207 ff.) geschilderten Ereignissen einige Ergänzungen zu geben.

Der Krieg in Ostafrika spielte sich in fünf weit voneinander liegenden Gebieten ab, und zwar an der Küste bei Dar-es-Salam, im Südwesten an der deutsch-englischen Grenze zwischen Namibia und Tansania, im Norden und Nordosten jenseits der deutsch-englischen Grenze im englischen Gebiet auf dem Dniester des Viktorias, in der Gegend nördlich des Kilimandscharo und schließlich im Nordwesten des Kilimandscharo.

Während wir es an den vier zuerst genannten Stellen mit englischen Kolonialtruppen zu tun hatten, waren am letztgenannten Punkte die Belgier unsere Gegner.

Die Engländer eröffneten die Feindseligkeiten von der See her gegen Dar-es-Salam. Ihr kleiner Kreuzer „Pegasus“ — nach privaten Nachrichten soll auch der englische kleine Kreuzer „Pandora“ dabei beteiligt gewesen sein — versuchte, durch Geschützfeuer den Funkturm von Dar-es-Salam umzulegen, was ihm jedoch nicht gelang. Der Turm wurde später seitens des deutschen Gouvernements entfernt, wahrscheinlich, um die offene Stadt Dar-es-Salam vor weiterer Beschädigung zu schützen. Desgleichen wurde das im Hafen von Dar-es-Salam liegende, bereits abgerüstete frühere Kanonenboot, festige Vermineralschiff „Mawe“ sowie das Schwimmbot von den Deutschen versenkt. Einige Tage später wurde der englische Kreuzer „Pegasus“ von dem deutschen kleinen Kreuzer „Königsberg“ vor Zanzibar angegriffen und vollkommen gescheitert, unbrauchbar gemacht. (Englischer Bericht.) Nach privaten Nachrichten soll ein anderer englischer kleiner Kreuzer bei Dar-es-Salam auf ein Riff aufgelaufen sein und dort festliegen. Mitte August scheinen dann die Engländer Dar-es-Salam besetzt zu haben. Aus Privatnachrichten geht hervor, daß es gelungen ist, die in Dar-es-Salam garnisonierenden Abteilungen der Schuh- und Polizeitruppe nebst allen Vorräten an Munition und Ausrüstung sowie die Archive und alles Eisenbahnmateriale nach dem Innern in Sicherheit zu bringen. Das gleiche trifft für die Hafenstadt Tanga zu. — Im Südwesten der Kolonie, auf dem Namibia, übernahm am 14. August der englische Regierungsdampfer „Gwendolen“, der mit zwei Geschützen ausgerüstet ist, den kleinen Dampfer „Hermann v. Wilmann“ in Spitzhafen an der Westküste des Sees und machte ihn durch Wegnahme von Maschinenteilen unbrauchbar. Der Kapitän, der Maschinist und die farbige Besatzung wurden gefangen genommen. Am 6. September soll dann eine deutsche Abteilung den Ort Uweron auf dem Tanganjikaplateau in Nordostafrika angegriffen haben, aber zurückgeschlagen worden sein und sich unter beständigen Kämpfen über die Grenze zurückgezogen haben. Dagegen fanden Anfang September heftigere Kämpfe am Westufer des Viktorias statt. Der englische Bericht besagt, der Gegner habe an Europäern sieben Tote und drei Verwundete gehabt. Letztere seien in Gefangenschaft geraten. Die Engländer geben ihre Verluste an Weibern auf vier Tote und sieben Verwundete an. Soweit bis jetzt bekannt, sind die Engländer an keiner Stelle unseren zurückgehenden Truppen über die Grenze in deutsches Gebiet gefolgt. — Über die Kämpfe an der Nordostgrenze berichtet „Daily Mail“ auf Grund amtlicher englischer Nachrichten: Im Lauf des September unternahmen die Deutschen längs der Grenze zwischen Deutsch- und Britisch-Namibia Vorstöße zu dem Zweck, in britisches Gebiet einzudringen und die Namadabahn zu unterbrechen. Am 6. September sei es westlich des Namadabusses zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen

englischen Streitkräften, bestehend aus indischen Truppen und King's African Rifles (einige Schutzbataillone), und einer deutschen Abteilung an der Grenze aneinander gestoßen. Die Engländer sind in Gefangenschaft. In den weiteren Schritten bei Voi und Tsavo sollen geringfügige deutsche Streitkräfte gegen numerisch überlegene indische Truppen gekämpft haben. Am 10. September drang am Ostufer des Viktorias in der Gegend von Karungu (englische Grenzstation nördlich der deutschen Station Schirati) eine deutsche Abteilung in amäßernder Stärke von 400 Mann, worunter 50 Europäer, in britisches Gebiet ein und besetzte am 11. April. Am 12. griff dann eine englische Kolonne die Deutschen an, die am 13. April räumten und sich auf Karungu zurückzogen. Einige Tage später kam es bei Karungu zum Austausch von Schüssen zwischen den dort stationierten der Namadabahn gehörenden Dampfern „Mwana“ und „Kantambo“ und dem deutschen Dampfer „Winifred“, nachdem vorher „Winifred“ allein sich zunächst vor der „Mwana“ zurückgezogen hatte. Beide englische



Panorama von Dar-es-Salam.

Wien. A. Z. Kohnen.

Dampfer besetzten dann wiederum Karungu, das von den Deutschen geräumt worden war.

In Kamerun, das im Norden an die englische Kolonie Nigeria grenzt, rückte von Jola aus ein englisches Bataillon unter

Oberleutnant Maclear nach Tepe auf deutschem Gebiet ein und auf Garua zu. Die Engländer mußten sich nach schweren Verlusten, bei denen der Führer und sechs andere Offiziere fielen, die übrigen verwundet wurden, über die Grenze zurückziehen; auf deutscher Seite fielen drei

Oberleutnants und zwei Sergeanten sowie einige farbige Soldaten. Da das ganze englische Offizierskorps außer Gefecht gesetzt war, wurden sehr viele Mannschaften ferngeschickt. Eine andere englische Abteilung ging den Hochberg in der Nähe der deutschen Station Rio del Rey. Die gegen Namabang vorgegangene, zwei bis drei Kompanien starke Abteilung wurde von deutschen Schutzbataillonen geschlagen und ansehnend fast ganz aufgerieben; auch auf deutscher Seite waren Verluste zu verzeichnen.

An der Ost- und Südgrenze fanden Kämpfe mit den Franzosen statt. Von Fort Lamu aus suchte Oberst Dargau die Station Kasserai am Logone zu nehmen, wurde aber unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. Die Deutschen



Ausicht von Romo: Bild über die Stadt.

eroberten Behagie (Lai) am Logone, sollen aber von verstärkten französischen Truppen wieder daraus vertrieben worden sein; an diesen Gefechten können aber nur unbedeutende deutsche Streitkräfte beteiligt gewesen sein. Ein Versuch von Engländern und Franzosen, sich im Schableegebiet zu vereinigen, ist nach ihren Mitberichten bei Garua und Kasserai nicht gelungen. In Kamerun hatten die Franzosen einige kleine Erfolge durch Überfall vereinzelter, vom Kriegsausbruch nicht unterrichteter Posten in Singa am Mbangi, Mbalti, Bonga, Mondaberg (südlich Ufeto). An der Grenze des Ojembegirkes hatten deutsche Truppen einige erfolgreiche Gefechte und hielten zeitweise die französische Station Quessa besetzt.

Über das Vorgehen der vereinigten Gegner von der See aus ist schon ausführlich berichtet worden, so über die Ereignisse bei Victoria, wo entgegen den französischen Berichten nur ein kleineres Gefecht stattgefunden haben kann, und bei Duala, wo nach dem großen französisch-englischen Flottenangriff der Küstenort aufgegeben werden mußte. Bei Jaboali wurde eine englische Truppe zuerst zurückgeschlagen, konnte dann aber nach dem Abzug der Deutschen den Ort besetzen.

Für die Beurteilung der Lage in Kamerun ergibt sich nach diesen Berichten als wesentliche Tatsache der starke Verlust feindlicher Offiziere, dreißig an der Zahl, der gerade bei farbigen Truppen von großer Bedeutung ist, da ohne die Führung durch die Offiziere die Kampfkraft der Truppen vernichtet ist. Das Gebiet, durch das die farbigen Feindestruppen von Duala aus vordringen, ist mit dichtem Urwald befallen. Nur der Bulchrieg ist hier möglich, bei dem es auf genaue Ortskenntnis ankommt. An jeder geeigneten Stelle kann hier der vordringende Feind beschossen werden. Die eingeborene Bevölkerung war nach den letzten Berichten ruhig, und eingeborene Stämme haben sich sogar angeboten, für uns zu kämpfen. Sonach steht zu hoffen, daß unsere tapferen Verteidiger in Kamerun den Ansturm der Feinde auch weiterhin mit Erfolg zurückwerfen werden.

Von allen deutsch-afrikanischen Schutzgebieten bot Togo im Kriegsfall für die Verteidigung die ungünstigsten Bedingungen. Um so höher ist es zu veranschlagen, daß der stellvertretende Gouverneur, Geheimer Regierungsrat



Eine Kompanie der Schutztruppe des deutschen Ostafrika in Kassalam.

Major a. D. v. Doering unter Aufgebot fast aller verfügbaren wehrfähigen Deutschen mit denen und mit der Polizeitruppe bis zum äußersten Widerstand geleitet hat. Vor allem galt es hier, die im Innern des Landes, bei Kamina (Bezirk Sofohe) errichtete Großkassamstation, die die Verteidigung nicht nur mit Togo, sondern auch mit den übrigen Schutzgebieten in Afrika vermittelte, so lange als irgend möglich zu erhalten. Bei dem Rückzug nach Kamina ließ v. Doering den kleinen Rundturm bei Tofletoe und die Eisenbahnbrücke über den Ziofluß sowie noch andere Brücken der Eisenbahnen nach Akapame und Palime zerstören. Gleichzeitig besetzten die Engländer Lome, erklärten für die Stadt das Kriegsgesetz und alles bis 120 Kilometer landeinwärts sich erstreckende Land für englischen Besitz. Dabei wurde die feierliche Zusage gegeben, die Ordnung zu wahren und das Eigentum zu schützen. Wenige Tage später übergriffen die Franzosen, die bereits am 8. August Aného besetzt hatten, den deutsch-französischen Grenzfluß Mono in der Nähe von Toflet und besetzten die Landschaft Sogaba. Nach dem letzten telegraphischen Bericht des Majors v. Doering vom 24. August hielt der Hauptmann Mans am Chra die deutsche Stellung gegen große Übermacht und zahlreiche Geschütze viele Stunden mit großer Tapferkeit. Auf die Dauer war das indessen begreiflicherweise unmöglich, und so vollzog sich das unvermeidliche



Schutztruppenkommando Cappa.

St. Dr. Schumacher.

Das anfänglich geplante Vorgehen der Engländer gegen Deutsch-Südwestafrika scheint durch die Vorgänge in der Kapkolonie, die Erstörung der Buren, ins Stocken geraten zu sein. Noch am 18. August konnte der Gouverneur über Kamina melden, daß bis zu diesem Tage kein Angriff auf das Schutzgebiet erfolgt sei. Bald darauf hörte jeder direkte funktentelegraphische Verkehr mit Südwesafrika auf. Nach fremden Quellen kam es bis jetzt auf verschiedenen, räumlich weit voneinander entfernten Orten zu Zusammenstößen mit englisch-südafrikanischen Streitkräften, und zwar an der Küste bei Lüderitzbucht und Walvischbai, im Süden am Drangefluß und endlich im Caprivistrip im Nordosten.

Im Süden scheint der englische Eindrucksvoll nicht von Erfolg gewesen zu sein. Nachdem zuerst über Kapstadt gemeldet worden war, daß bei Steintopf am Drangefluß am 15. September eine deutsche Patrouille von südafrikanischen berittenen Schützen überfallen und nach kurzem Schermüßel zur Übergabe gezwungen worden sei, hörte man aus London, daß ein aus Engländern, Buren und Eingeborenen bestehendes Expeditionskorps den Drangefluß überschritten habe. Es hieß weiter, daß die „austriakischen Herero“ die Umfassung gestiftet hätten. Die Richtigkeit der letzteren Angabe, die darauf schließen ließe, daß die Eingeborenen an der Südgrenze unseres Gebietes — wobei es sich übrigens nicht um Herero, sondern nur um Hottentotten handeln könnte — unzuverlässig wären, muß füglich bezweifelt werden. Die über den Drangefluß vorgebrungene Kolonne scheint nicht

weit gekommen zu sein. Eine amtliche Depesche aus Pretoria vom Anfang Oktober meldet nämlich, daß in einem im Distrikt Sandfontein-Warmbad stattgefundenen Gefecht die vereinigten Engländer und Südafrikaner 15 Tote, 41 Verwundete, 7 Vermißte und 35 Gefangene verloren hätten. Durch Mitteilungen aus Johannesburg vom 8. Oktober wird die Tatsache der englischen Niederlage nicht nur bestätigt, sondern es erhält aus ihnen auch, daß die Verluste des Feindes die ersten Angaben noch ganz erheblich übersteigen. Danach sind fast zwei volle Schwadronen des 1. Regiments berittener Kapshützen und eine Abteilung der transvaalischen reitenden Artillerie — insgesamt 200 Mann — in die Hände der Deutschen gefallen. Auch bei weiterer Geschick der tapferen Verteidigung Logos von ... in schnellem Gange. Nach inzwischen hierher gekommenen Privatnachrichten hatten die am 25. und 26. August zwischen dem Kommandeur der deutschen und dem vereinigten feindlichen Streitkräfte geführten Übergangsverhandlungen im wesentlichen nachstehenden Inhalt: Generalrat v. Doering ersuchte unter anderem um Annahme einer Reihe von Bedingungen. Wie aus den weiter hier bekannt gewordenen Schriftstücken hervorgeht, ist seitens des Kommandeurs der feindlichen Truppen, des britischen Oberleutnants Bryant, jedoch nur die auf Zurücklassung je eines Vertreters der kaufmännischen Firmen bezügliche Bedingung angenommen worden. Den Angehörigen der katholischen Mission wurde gestattet, in Akapame zu bleiben und ihre Tätigkeit fortzusetzen. Im Gegensatz dazu hatten die Franzosen am 9. August die Mitglieder der katholischen Mission in Aného als Gefangene nach Dabome mitgeführt. Eine Schilderung der Vorgänge in Togo ist dem Reichs-Kolonialamt von einem seit langen Jahren in Togo tätigen Pfarrer zugegangen. Darin heißt es: „In den Bezirken, die von den Engländern besetzt sind, ist wohl verschiedentlich geflohen worden, zum Teil wohl von farbigen Angehörigen selbst; sonst ist aber alles in ziemlicher Ordnung. In das Gebiet, das von den Franzosen besetzt ist, geht niemand. Bei mir auf der Pflanzung ist fürchterlich gewütet worden.“



Victoria mit großem und kleinem Kameemburg.

St. Dr. Schumacher.



Patrouille im Überschwemmungsgebiet am Meskanal.

ihre Führer Oberst Grant geriet verwundet in Gefangenschaft. Ein Versuch des Feindes, durch zwei andere zur Hilfe gesandte Schwadronen die Lage zu retten, mißlang. Somit ist es den vereinigten Engländern und Südafrikanern bisher nur gelungen, von der Seeferse her Lüderbücht zu besetzen und damit höchstwahrscheinlich auch einen Teil der Diamantensfelder in die Hand zu bekommen.

* * *

Zu Beginn des Krieges hat die englische Befehlshaber Kapstadt verlassen, weil man jeden kriegsfähigen Mann in Europa brauchte. Die Engländer wären gewiß nicht so eilig gewesen, ihre Truppe aus der südafrikanischen Republik zurückzuziehen, wenn sie gewußt hätten, was für kriegsgefährliche Ereignisse dort noch folgen sollten. Es lebten noch allzu viele Buren aus der Zeit von 1900 bis 1902, die jene blutigen Kämpfe mit den Engländern durchgemacht und sich nur gewungen unter das englische Joch gebeugt hatten. Es gab noch zu viele Freiheitskämpfer aus jener Zeit, die nur die Gelegenheit erpähten, sich wieder von dem Joch zu befreien. Alle Buren wußten, wie sie in ihrem Freiheitskampf von den Deutschen materiell und moralisch unterstützt worden waren, und nun mutete ihnen die englische Regierung zu, in deutsches Gebiet einzuziehen, um es für die Engländer zu erobern.

Wir haben auf Seite 226 bereits mitgeteilt, daß Botha, der einflußreiche Burengeneral, jetzt der einzige war, der das

englische Banner hochhielt, während Beyers sofort seinen Abfall erklärte und sich weigerte, gegen die Deutschen zu ziehen. Auch Delarey, der ebenfalls als Burengeneral einst großes Ansehen genoss, wandte sich gegen die Engländer, wurde aber von einem Polizisten, wie es heißt, „aus Versehen“ erschossen. In Burenkreisen machte der Tod Delareys tiefen Eindruck, denn man glaubte nicht an das „Versehen“, sondern sprach offen von politischem Mord. Der bedeutendste Burenführer aber, der von den Engländern am meisten gefürchtet wird, Christian Dewet, zogerte ebenso wenig wie Maritz und noch eine Reihe anderer, die Fahne des Aufstandes zu entfalten, um die alte Burenfreiheit zu gewinnen. Lange versuchten die englische Regierung und ihre Presse die Ereignisse in Südafrika zu verheimlichen. Es war immer nur die Rede von lokalen Zwischenfällen ohne irgendwelche weitere Bedeutung. Aber schließlich genügt diese Art Anstrengung nicht mehr, und es wird die folgende Mitteilung des Generalgouverneurs der südafrikanischen Union veröffentlicht:

„Zu ihrem tiefen Bedauern muß die Regierung mitteilen, daß auf Anstiften einiger im Vordergrund stehender Persönlichkeiten eine große Zahl Buren im Norden der Oranjeschloßkolonie und im Westen von Transvaal sich haben verführen lassen, einen Anschlag gegen die Regierungsgewalt zu verüben und in bewaffneter Erhebung den Aufstand gegen die Regierung vorzubereiten.

Die Regierung hatte schon seit einiger Zeit Kenntnis von diesen Vorbereitungen; aber sie wollte Blutergüssen



Der westafrikanische Det Damocapelle in dem Überschwemmungsgebiet am Meskanal bei Mesopot.

vermeiden und den Frieden erhalten. Inzwischen aber vernahm die Regierung, daß die Soldaten und Bürger der Oranjeschloßkolonie von General Christian Dewet und in Transvaal von General Beyers zu den Waffen gerufen worden sind. Schon sind bewaffnete Kolonnen der Buren gebildet. Die Stadt Heilbron wurde von ihnen besetzt und der dortige Regierungsvertreter gefangen genommen. In Risik ist ein Zug Landwehrlente aufgegeben und die Landwehrlente sind entlassen worden. Unter diesen Umständen ist die Pflicht der Regierung deutlich vorgezeichnet. Sie muß mit Gewalt auftreten. Alle erforderlichen Maßnahmen sind bereits getroffen. Die Bürger der Union sind in ihrer großen Mehrheit durchaus loyal und verwerten den Gedanken eines Aufstandes. Wenn sie den wahren Sachverhalt vernehmen, werden sie zweifelsohne der Regierung Hilfe leisten, die Ordnung wiederherzustellen, und sich enthalten, die aufständische Bewegung zu unterstützen. Alle treuen Bürger der Union müssen einer solchen Bewegung entgegenzutreten.



Straße in der von den Engländern, Belgiern und Franzosen mit äußerster Hartnäckigkeit verteidigten Stadt Mesopot.

Diejenigen Bürger, die jetzt noch zur Einsicht kommen, haben seitens der Regierung nichts zu befürchten.“

Als diese Mitteilung gegen Ende Oktober veröffentlicht wurde, war der Burenaufstand bereits in besten Glanzen. Aber die einzelnen Ereignisse sind nur sehr lückenhafte Meldungen in die Öffentlichkeit gebrungen. Schon früher hatte der Generalgouverneur der südafrikanischen Union dem englischen Kolonialminister einer Neuermeldung zufolge nachfolgendes Telegramm geschickt:

„Seit dem Rücktritt des Generals Beyers als Befehlshaber des Bürgerheeres waren Zeichen von Unruhe bei den Abteilungen im Nordwesten der Kapkolonie unter Befehl des Oberstleutnants Maritz bemerkbar. Die Regierung beschloß deshalb, diesen vom Kommando zu entheben. Major Bouwer, den sie als Ersatz für ihn schickte, wurde bei seiner Ankunft im Lager von Maritz gefangen genommen, dann aber wieder freigelassen mit dem Ultimatum: Wenn die Unionregierung nicht Maritz vor Sonnenabend, dem 11. Oktober, in seinem Lager eine Unterredung zugeht, mit den Generalen Serhag, Dewet, Beyers, Kemp und Müller, dann werde er die Truppen des Generals Brits angreifen und sich zum Herrn des Uniongebietes machen. Major Bouwer teilte noch mit, daß Maritz

außer seinen eigenen Truppen eine Abteilung deutscher Soldaten zur Verfügung habe und alle Offiziere und Soldaten, die sich weigerten, den Deutschen sich anzuschließen, verhaftet läßt. Bouwer hat ein von Maritz und dem Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika unterzeichnetes Dekret als Republik gewährt. Maritz behauptet, über genügende Waffen, Munition und Geldmittel zu verfügen. Die Südafrikanerregierung hat als höchste ihr zur Verfügung stehende Maßregel das Kriegsrecht über das ganze Südafrikanische verhängt.“

Der in vorstehendem Telegramm erwähnte Vertrag zwischen Maritz und dem Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika wurde mit folgendem Brief an den Oberst Britz gefandt:

„Kelmoes, 16. Oktober. Lieber alter Freund! Es gab einmal eine Zeit, in der wir gemeinschaftlich gekämpft

und gelitten haben für die heilige Sache unseres Landes und Volkes. Wir haben jetzt die Möglichkeit, von neuem für dieses Ideal zu kämpfen. Ich weiß, daß Sie ein treuer Afrikaner sind und Ihr Herz noch ebenso warm für unser Volk schlägt. Unde werden Sie einen Vertrag finden, den ich mit der deutschen Regierung eingegangen bin, und ich bitte, uns in dieser Angelegenheit Ihren Beistand zu leisten. Unter unserer Schar ist eine Stelle für die alten Kämpfer für die Freiheit der Buren, für den General Britz offen, und das Volk der Buren ruft Sie auf, der Stimme des Volkes Gehör zu geben. Ihr früherer Waffenbruder geiz. A. G. Maritz.“

Der genannte Vertrag zwischen Maritz und dem Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika soll nach einer Veröffentlichung der in Pretoria erscheinenden „Volksstem“ folgenden Wortlaut haben:

1. General Maritz hat die Unabhängigkeit von Südafrika erklärt. Der Krieg mit England hat begonnen.

2. Der Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika erkennt alle afrikanischen Streitkräfte, die gegen England kämpfen, als Kriegsführende an, und diese werden nach weiteren Besprechungen den Krieg gegen England unterstützen.

3. Falls Britisch-Südafrika für unabhängig erklärt wird,

soll der Kaiserliche Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika alle tunlichen Maßregeln ergreifen, daß der Staat über die Staaten möglichst bald durch das Deutsche Reich als solche anerkannt und in die allgemeinen Friedensverhandlungen eingeschlossen werden.

4. In Anbetracht dieser Unterstützung wird der neu-bildende Staat keine Einwendungen dagegen erheben, daß die deutsche Regierung von der Malifischbai und den Deutsch-Südwestafrika gegenüberliegenden Inseln Besitz ergreift.

5. Der Talweg des Dranjeflusses wird fortan die Grenze zwischen Deutsch-Südwestafrika und der Kapprovinz bilden.

6. Das Deutsche Reich wird seinen Einwand erheben, daß der Staat von der Delagoabai Besitz ergreift.

7. Wenn der Aufstand mißglückt, werden die Aufständischen, die auf deutsches Gebiet übergehen, als deutsche Untertanen anerkannt und als Deutsche behandelt werden.

Sehr unangenehm empfand es die englische Regierung, als sie aus Südafrika unterm 18. Oktober die Nachricht erhielt, daß es auch der Burenführer Herthog durchaus ablehne, sich auf die Seite Englands zu stellen, und erkläre, mit Maritz zu gehen. Allerdings konnte Maritz bald darauf schon einen Erfolg verzeichnen, denn nach einer amtlichen Mitteilung vom 25. Oktober griff er bei Reims am Dranjefluß mit seiner gesamten Mannschaft sowie vier Maschinen-gewehren und acht Geschützen die Engländer an, die angeblich nur zehn Verwundete hatten. Die Verluste der Truppen des Obersten Maritz festzustellen, war unmöglich, da er seine Verwundeten mitnahm. Dagegen meldete Reuter schon am 27. Oktober, daß Oberst Maritz geschlagen worden sei und sich auf deutsches Gebiet geflüchtet habe. Unterm 28. Oktober glaubte der „Telegraph“ melden zu können, daß die letzten Berichte aus Südwestafrika sehr ungünstig lauten. Es wurde gemeldet, daß Dewet sich gegen Voitha erklärt habe und man sich in London auch über die Partei des Generals Herthog viel Sorge mache.

Nach einer Neutermeldung vom 1. November sollen zwei Führer der Aufständischen, Major Ben Coetsee und der Kapitän de Villiers, gefangen genommen worden sein. Am 2. November wollte Reuter zu melden, Oberst Alberts habe die Aufständischen im Distrikt von Nichtenburg geschlagen. Dabei wurden angeblich 13 getötet, 30 verwundet und 240 gefangen genommen.

So weit war nach den ersten drei Kriegsmonaten der Krieg in Afrika gekommen. Wenn auch, sofern Reuter die Wahrheit meldete, die Engländer einige Erfolge zu verzeichnen hatten, so ändert dies nichts an der Tatsache, daß ein Burenaufruf in Südafrika für England eine sehr bedenkliche Zugabe zu dem in Europa zu führenden Kriege bedeutet. Von der ersten Entschlossenheit der Buren legt folgende Äußerung des Burenkommandanten Joubert be-
redtes Zeugnis ab:

„Ich will nicht meines Bruders Hüter sein, jedenfalls kann ich aber versichern, daß der gemeinsame Feind des Burenvolks nicht der Deutsche, sondern der Britte ist. Die viertausend Gräber im Burenlande und die zwanzig tausend elend in den englischen Konzentrationslagern zugrunde gegangenen Frauen und Kinder sind ein beides Zeugnis der englischen Freheitslaster für das Burenvolk. Englands Lügen haben es fertig gebracht, daß Streitkräfte des Kaplandes in Deutsch-Südwest eingedrungen sind, um England in seinem Kampfe gegen Deutschland zu unterstützen. Das Burenvolk kann nie vergessen, wie viel Tränen das deutsche Volk geteufelt, wie viel Not es gelindert hat und wie viel Menschen durch das deutsche Volk vom Tode gerettet worden sind. Und so darf man auch nicht dem Volke die Schuld an den neuesten Vorgängen in die Schuhe schieben. Gehe Gott, daß die Wahrheit u. er die europäische Lage bis an den Dranjefluß durchdringen und daß zu Ende dieses ungerechten Krieges das ganze Germanentum zu gemeinsamer Kulturarbeit sich die Hände reichen möge.“

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Marchstage.

Von Paul Otto Ebe.

(Zurück das nebenstehende Bild und die Kartenlage auf dieser Seite.)

Am Sonntag, dem 2. September, herrschte beim 13. Armeekorps überall großer Jubel. Nicht allein aus Begeisterung für die Waffentat unserer Vorfahren, sondern auch aus einem weniger selbstlosen Grund: wir hatten erfahren, daß wir unseren Gegner völlig geworfen hatten, und gleichzeitig war die Kunde von den Waffentaten der v. Kluck'schen Armee vor Paris durch einen Tagesbefehl Seiner Majestät des Deutschen Kaisers zu uns gedrungen. Die Armeekorps waren alle auf Parallelstrassen angelegt worden. Marchrichtung: Paris! Unsere Marchstrasse war: Remonville — Landres — St. Juvin (siehe die nebenstehende Begeisterung). Dort hofften wir dann widerstandslos den Acre zu überwinden, um weiter über Reims Paris zu erreichen. Bei Reims dachten wir noch auf einen letzten Widerstand der Franzosen zu stoßen, wo wir sie dann nochmals auf der ganzen Linie zu schlagen hofften.

Die Dauer des Krieges schätzten wir noch auf ungefähr vierzehn Tage, worin gefangene Franzosen mit uns übereinstimmten, die auf unsere Fragen immer äußerst niedergeschlagen antworteten: „Tout perdu, tout perdu!“ Die Luftlinie bis Paris war nur noch 150 Kilometer.

So marschierten wir jubelnd bei

prachtvollem Sommerwetter immer weiter in Feindesland hinein.

Doch bald sollten wir die Wahrheit des Wortes erleben: „Gefahr und Anstrengungen sind die Elemente des Krieges“ (Clauswitz). Die Straßen waren so ausgetrocknet, daß

man bis zum Knöchel im weissen Staub marschierte, der die langen Kolonnen allmählich einhüllte und sich bedrückend und atembeklemmend auf Gesichter und Uniformen legte. Dazu brannte die Sonne glühend heiß. Schon längst war der Wasservorrat der Gelblaschen gänzlich aufgebraucht. Die spärlichen Fieberbrunnen in den Dörfern, durch die man marschierte, konnten den Bedarf bei weitem nicht decken, obwohl immer wieder Radfahrer vorausgeschickt wurden, um Wassertübel bereit zu stellen.

Das 1. Bataillon des Regiments Kaiser Friedrich Nr. 125 war inzwischen vor St. Juvin angelangt, wo wir Ortsbataillon beziehen sollten. Die Kompanien waren auf einem Acker dicht vor den ersten Häusern aufmarschiert, hatten die Gewehre zusammenge stellt, die Tornister und Seltene abgelegt. Die Quartiermacher waren in das Dorf geschickt worden, um die Scheunen und die Zimmer zu verteilen. Die Mannschaften lagerten müde und hungrig auf dem Acker, da die festlichen noch nicht ganz mit Kochen fertig waren. Eine Bauern-dörre hatte sich zum schäblichsten Empfang der Deutschen herausgewagt und verteilte Brot unter die Soldaten (siehe nebenstehendes Bild).



Begeisterung zum Kreisel: Marchstage.



Ein nächtlicher Angriff auf die feindlichen Stellungen an der Pfister.
Nach dem Bericht eines Augenzeugen gezeichnet von Professor Hans B. Schmidt.



Lager des Infanterieregiments Kaiser Friedrich No. 123 vor St. Jülich.
 Nach der Skizze eines millitären Zeichners gezeichnet von A. Stein.

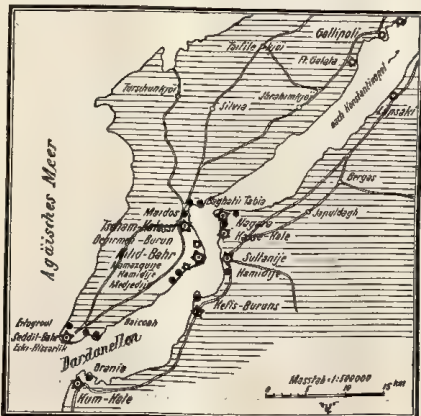
Schon konnten einige Kompanien an den tauchenden Feldbüchsen Essen fassen. Da kassierten die Autos des Divisionsstabes herbei mit dem Befehl: Sofort abdrücken nach Sommerance! Das Grenadierregiment Königin Olga Nr. 119 steht dort in schwerem Gefecht. Ja, hier kamen schon mehrere Schrapnelle und schlugen einige hundert Meter vor uns ein. Major und Kompanieführer sahen bereits zu Pferde und riefen: Fertig machen! Alles eile an die Gewehre, die Kornflügel wurden umgehängt, das Gewehr übernommen, und man marschierte so rasch wie möglich gegen Sommerance.

Leider sollten wir diesmal unsere Kampfeslust nicht richtig betätigen können, denn als wir beim Grenadierregiment anlangten, konnten wir nicht mehr viel helfen, da dieses Regiment weniger durch feindliche Infanterie als durch Artillerie gelitten hatte, die sich jedoch immer mehr zurückzog. Das Bataillon wurde deshalb in den Wäldern südöstlich Sommerance verwundet, wo Teile unserer 52. Infanteriebrigade im Gefecht lagen.

Es war schon elf Uhr dreißig Minuten abends, als das Regiment sich an einem der Waldränder nördlich Clermont einbrach, um in den Schützengräben bei einem vielleicht am nächsten Morgen beginnenden feindlichen Angriff gegen Infanteriegeschosse besser gedeckt zu sein und die Stellung dadurch halten zu können. Doch der erwartete gegnerische Infanterieangriff blieb aus. Beim Morgengrauen marschierten wir weiter nach Süden. Starker Kanonendonner war vernehmbar. Wir entfalteten und entwickelten uns zum Angriff, doch wieder ließ sich nirgendwo der Gegner bilden. Wir waren alle niedergebissen, wie ein Jäger, dem sein Gezwild entflücht, ohne daß er zum Schuß kommen kann. Bei Clésfontaine bezogen wir Quartiere, wo sich dann auch die lang entbehrt Feldküchen einfanden.

Am 4. September marschierten wir über Béry. Das Dorf ist verlassen, nur sind vor dem Ortstank große Schützengräben aufgeworfen, aus denen ich in der vorübergehenden Nacht auf einer Patrouille noch Feuer erhielt. Einige französische Uniformen sind die einzigen Überreste der früheren Bewohner. Wir marschierten weiter auf den klugen Straßen. Die Hitze durchdringt alles bisher Erlebte. Auch Cheppy ist verlassen. Der Gegner weicht immer langsam vor uns zurück und sucht unseren Vormarsch aufzuhalten, indem er sich stets von neuem in Dorfzäunern oder Schützengräben einnistet und unsere Patrouillen und unvorsichtig vordringenden Abteilungen mit Feuer überschüttet, um bei Annäherung größerer Truppenverbände schnell zu verschwinden.

Man muß offen zugeben, daß der gegen uns befehlende französische General seine Aufgabe glänzend löste. Wir verloren durch seine Manöver verhältnismäßig viel Zeit,



Route der Dardanellenfestungen.

da er uns immer und immer wieder zu Entfaltung und Entwicklung zwang. Eile tate uns wahrlich not, denn wir sind schon längst nicht mehr in der freudig bejubelten Marschrichtung auf Reims-Paris, sondern nach Süden abgewandt worden gegen die französischen Truppen bei Verdun und westlich des Festungsgürtels Verdun-Louvois. Wir sollten den Bayern, die von West nach Ost vordringen, in treuer Waffenbrüderschaft helfen, den Gegner zu umklammern.

Nachdem Barentes durchquert ist, kommen wir auf eine größere Straße, die sich am Rande der Argonnen hinzieht. Die Aufstellung gestaltet sich hier äußerst schwierig, da diese Wälder sehr undurchdringlich sind.

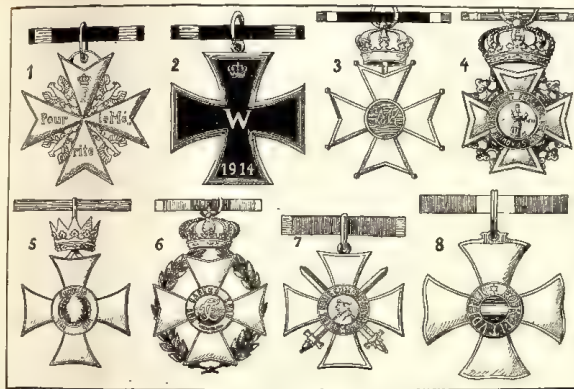
Infanterieregiment Nr. 121 rüstet einige hundert Meter vor Clermont. Plötzlich tracht hartes französisches Infanteriefeuer — auch Maschinengewehre sollen mitgepößt haben — aus dem Rande des Argonnenwaldes in die dichtesten Soldatenhaufen. Einige Mann vom Regiment 20 waren ebenfalls ein gutes Ziel. Pferde ohne Reiter galoppieren über die Äcker. Die Entfernung ist kurz, das Ziel ausgezeichnet, die Verluste entsprechend. Da gilt es schnell zu handeln! Unwillkürlich schwärmen die Gruppen, Züge und Kompanien aus, um so die Zahl der feindlichen Treffer zu vermindern. Man geht zum Angriff über, stürmt den Waldrand. Der Gegner zieht sich unter gewandter Geländebewertung zurück. Patrouillen meiden, daß sie beim Anfeuern aus Clermont beschossen wurden. Anscheinend halten sich starke gegnerische Kräfte darin verborgen. Die 51. Infanteriebrigade soll es kommende Nacht im Sturm nehmen. Noch ruhen sich diese Truppen todmüde vom anstrengenden Marsch in den Schützengräben aus oder fassen unter der im Schuß der Dämmerung vorgezogenen Feldküche ihr Auf- oder Abseufzen.

Um zwölf Uhr mitternachts erfolgt die Bereitstellung zum Sturm. Es ist floddbunt. Seitengewehre werden aufgepflanzt, die Gewehre entladen, weil man sich als Angreifer bei Nacht nicht lange mit Schießen ohne Ziele aufhalten darf, sondern lautlos möglichst auf Sturmentfernung heranrücken muß und weil man bei dem nur zu leicht eintretenden Hintereinanderstehen eigener Abteilungen manchen Kameraden verwechseln könnte. Vom Major abwärts trägt alles Gewehr mit aufgepflanztem Seitengewehr. Was werden die nächsten Stunden, Minuten, Sekunden bringen? Man muß wieder abhelfen mit sich und der Welt. Noch bleibt alles ruhig. Immer noch ... immer noch ...

Das Morgengrauen findet uns in den Vorgärten von Clermont. Der Gegner ist wieder, ohne sich zum Kampf zu stellen, zurückgegangen. Wir sind todunglücklich und in den Nerven abgepannt. Denn jede Entfaltung, jedes Entweichen von Schützengräben, jeder Angriffsbefehl ruft in unserem Innern begreiflicherweise große Anspannung hervor.

Nach kurzer Rast brechen wir wieder auf. Wir haben eine feindliche Kavalleriedivision vor uns mit Maschinengewehren und Geschützen sowie Radfahrtruppen. Einen Kilometer vor Balg trifft die Nacht ein, daß jenseits des Dorfes französische Kolonnen in den Wäldern verschwunden seien. Im Marsch-Marsch ging es in das Dorf, um uns seinen Besitz zu sichern. So habe ich unsere Soldaten noch nie rennen sehen! Ihre Augen leuchteten! Jetzt kommt die langersehnte Entscheidungsschlacht! Jubelte es aus ihnen. Jetzt können wir den Gegner fassen, um ihn zu vernichten im offenen männlich-männlichen Kampf! Wir würden das Dorf halten bis auf den letzten Mann und bis unsere Unterstützung nachkommen würden.

Ein prachtvolles altes Schloß am Südrand des Dorfes wurde eiligst von uns besetzt, um unser vorläufig schwaches Häuflein, bestehend aus dem 1. Bataillon des Infanterieregiments Nr. 125, zu verschleiern. Umsonst drangen unsere Patrouillen todesmutig in die Wälder ein. Sie fanden nur frische Spuren. Umsonst kletterten nach kurzer Zeit der Arbeit an den Verschönerungen des Dorfes die 2. und 4. Kompanie nach Foucaucourt. Ein französischer Kavallerist und ein Infanterist fielen uns dabei zum Opfer. Vor zwei Stunden seien drei französische Regimenter mit Bagage durch den Ort gezogen, beschlössen uns die Einwohner. Die beiden Gefallenen schienen sich verspätet oder noch etwas verläumbert zu haben, bis sie uns bemerkten und auf uns schossen. Wir machten Rast. Die Entscheidungsschlacht war noch nicht gekommen — sie war



Die wichtigsten Kriegsverdienstmedaillen Deutschlands und Österreich-Ungarns. I.
1. Der Orden Pour le Mérite. 2. Das Eisene Kreuz. 3. Der bayerische Militär-Max-Josephs-Orden. 4. Der sächsische Militär-St.-Georgs-Orden. 5. Der württembergische Militär-St.-Georgs-Orden. 6. Der baltische Militär-St.-Georgs-Orden. 7. Der heilige Michaelsorden. 8. Der Maria-Theresia-Orden (Österreich-Ungarn).

erst im Werden. Wer aber diese Tage vom 2. bis 5. September 1914 mit erlebte, der wird an sie denken als einen entbehrungsreichen, wichtigen Aufbruch zu der am nächsten Tag beginnenden blutigen Schlacht von Somme.

Aus den Kämpfen an der Yser.

(Siehe die Monatshefte und die Bilder Seite 489 und 491.)

Der Tag ging zur Neige. Unsere Artillerie hatte den verhassten Engländern während vieler Stunden ihre eheernen Griffe gelandt, die dann vorzüglich Beobachtung durch unsere Flieger zumest dahin gelangten, wohin wir sie haben wollten. Mit hereinbrechender Dunkelheit hörte wir auf ein gegebenes Zeichen plötzlich der Kanonendonner auf. Es war für wenige Minuten still auf dem weiten Felde. Die Ruhe vor dem Sturm. Wir müßten dieser die Feuertafel sein. Wertwirdig doch, was für seltsame Gedanken in diesen Sekunden in mir rege wurden.

Es war eine ganz seltsame Stimmung. — Ein schriller, kurz wiederholter Pfiff rief mich aus weichen Regungen und stellte mich in die raue Wirklichkeit. Rechts vorn flogen mit einem Male lodernde Mieselflammen zum dunklen Nachthimmel empor. Unsere Pioniere hatten, die Gefahr nicht achtend, am Tage das Walddach, das sich noch vor wenigen Minuten gelsenförmig gegen den dunklen Horizont abhob, mit Petroleum begossen und für den Brand vorbereitet, der nun gierig seine Beute verzehrte. Das Feld vor uns war taghell beleuchtet. Mit brandendem Hurra kletterten wir aus einem Rübenfeld, etwa 400 Meter von den feindlichen Schützengräben entfernt, vor, dem Feind entgegen. Meine Lieben, wie mir zumute war? Nur schwer kam ich Euch mit Worten das Gefühl beschreiben. Kampfhast packte ich mein Gewehr, und mit großen Schritten rannte ich nach vorn. Meine Kameraden neben mir. Wir hatten geglaubt, die Engländer überrumpeln zu können; doch darin hatten wir uns getäuscht. Ein Hagel von Blei wurde uns entgegengeschleudert. Rechts und links neben mir stürzten etliche der Unrigen. Da — ein Schlag, ich hielt an. Der Schatz meines Gewehres war zerplittert. Golt sei Dank, ich selbst war unverletzt geblieben. Weiter riefen wir nach vorn — jetzt hatten wir die eng-

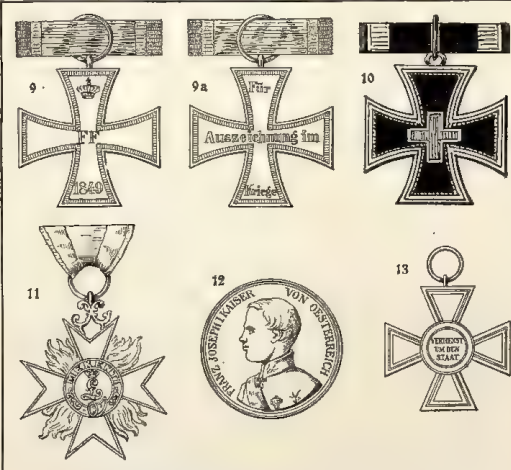
lischen Linien erreicht. Zum Schließen waren nur wenige von uns gekommen. Der Feind hielt zunächst stand. Wir kürzten uns auf ihn und hielten eine furchtbare Ernte. Dabei loberte das Feuer in Garben zum Himmel und spendete uns das Licht, das uns bei unserem Vorgehen gut zuhelfen kam.

Die Dardanellenfestungen.

(Siehe die Monatshefte Seite 484.)

Die Dardanellen trennen im Verein mit dem Bosporus Europa von Asien und verbinden das Schwarze Meer mit dem Mittelmeeren. Sie haben eine Länge von 64 und eine Breite von durchschnittlich 5 Kilometern. Die schmalste Stelle misst nur 1900 Meter. Im Jahre 1809 schloß die Türkei mit England einen Vertrag ab, demzufolge die Durchfahrt für nichtkürliche Kriegsschiffe völlig gesperrt war. Im wesentlichen wurde dieser Dardanellenvertrag am 13. Juli 1841 von den fünf Großmächten unterzeichnet und erhielt beim Pariser Frieden von 1856 den Zusatz, daß die nächtliche Durchfahrt den Handelsschiffen nur bei Vorweisung eines Passes und gegen Entrichtung einer „Leuchtturmgebühr“ erlaubt sei.

Um die große kommerzielle und militärische Bedeutung der Lage auszunützen, erbaute schon Mohammed II. 1462 die zwei alten Schloßer: Sedid-Bah auf dem europäischen Ufer am Eingang der Dardanellen und Tschan-Kalefi in der Enge auf asiatischem Boden. Fast zweihundert Jahre später entstanden unter Großvezir Ahmed Köprülü diesen beiden gegenüber die zwei neuen Schloßer Rum-Kale und Ak-Bah. Diese Befestigungen blieben für alle Zeiten der Kern aller Anlagen. Lange Zeit wurde nichts weiteres mehr erstellt, obwohl die Werke ganz veraltet waren. Erst auf englische Anregung hin begannen die Türken neue Werke, die im Jahre 1877 vollendet wurden. Es waren



Die wichtigsten Kriegsverdienstmedaillen Deutschlands und Österreich-Ungarns. II.
9. a. Das Preussische-Schwarze Militärverdienstkreuz. 10. Das Verdenkreuz für Frauen und Jungfrauen (Preußen). 11. Der baltische Militärverdienstorden. 12. Die Österreichisch-ungarische Tapferkeitsmedaille. 13. Das preussische Militärverdienstkreuz.



Gefangennahme des Gouverneurs von Warschau, Baron Roff, durch Mejer Dragoner in der Nähe von Kutno.
Nach einer Originalzeichnung von H. Kiemeyer.

dies auf europäischer Seite die Batterien Ramajigia und Degirmen-Burun und auf dem asiatischen Ufer das Fort Nagara und die Batterie Medjidje. Alle damalige Kriegstechnik fand dabei Anwendung. Seither legte die Porte immer mehr Gewicht auf die Dardanellen, und bei jeder Gelegenheit nahm sie Lin- und Neubauten vor. So sind nun folgende vier Gruppen von Befestigungen entstanden: Die erste Gruppe umfaßt die beiden umgebauten Schloßer Sedid-Bahr und Rum-Kale. Das erste ist durch die Erdbatterie Ertoğroul, das zweite durch eine solche namens Dranis verstärkt.

Die zweite Gruppe besteht auf europäischem Ufer aus den zwei Batterien Esli-Hisarlik und Bai coah und auf asiatischer Seite aus Refis-Buruns und der nördlich davon erbauten Batterie.

Die dritte Gruppe ist die wichtigste. Sie befindet sich an der Enge zwischen Tscham und Nagara. Von Süd nach Nord liegen auf europäischer Seite Medjidje und Hamidje. Darauf folgt die starke Erdbatterie Ramajigije. Nördlich davon liegt das alte Schloß Rilib-Bahr und die wichtige Feldbatterie Degirmen-Burun. Noch nördlicher, Nagara gegenüber, folgen das alte Steinfort Tscham Kaleßi, die Batterie Malbos und die beiden modernen Batterien Baghatti-Tobia. Diese werden hier durch ein unterirdisches Kabel mit den Stellungen auf asiatischem Ufer verbunden. Auf letzterem befinden sich von Süd nach Nord die beiden wichtigsten Batterien Hamidje und Sultanije. Das letztere wurde an Stelle des alten Schlosses Tscham-Kaleßi erstellt. Dann folgt Kasse-Kale und die zahlreichen und festen Werke des Forts Nagara.

Alle Forts und Batterien sind durch Militärstraßen, Telephon und Telegraph miteinander verbunden.

Die vierte Gruppe dient zur Abwehr eines Landangriffs. Aber den Umfang und die Stärke dieser Landbefestigungen, die übrigens ziemlich neu sind, ist fast nichts bekannt. Auf asiatischer Seite, von wo man am wenigsten einen feindlichen Vorstoß erwartet, ist eine lange Reihe starker Schanzen angelegt. Auf europäischem Gebiet sind die Stellungen stärker. Vor kurzer Zeit wurden am Golf von Saros und der Insel Im-bros gegenüber einige Forts und Strandbatterien errichtet. Um die eigentlichen Dardanellenbefestigungen auf europäischer Seite vor einem Angriff im Rücken zu schützen, sperrten die Türken die ganze Halbinsel Gallipoli ab. Man erbaute an der nur 5 Kilometer breiten Stelle die Befestigungslinie von Bulair, bestehend aus den drei Forts Victoria, Napoleon und Sultanije. Diese Stellung ist für ein Heer von über 20 000 Mann mit 100 Geschützen berechnet.

Die Gefangennahme des Gouverneurs von Warschau.

(Siehe das Bild Seite 496/497.)

Die deutsche Angriffsbewegung, die nach dem großen strategischen Rückzug im nordwestlichen Russisch-Polen wieder begann und bei Wloclawed die ersten Erfolge brachte, führte Mitte November zu dem schönen Sieg, der die Russen bis hinter Kutno zurückwarf, wobei sie außer vielen Maschinen-gewehren und Geschützen auch 23 000 Gefangene verloren. Bei dieser Gelegenheit gelang den 9. Dragonern (Weh) noch ein sehr erfreulicher Fang. Erzengel v. Korff, der Gouverneur von Warschau, hatte sich mit seinem Adjutanten,

Hauptmann Kschner, an jenem Morgen in einem Privatautomobil von Warschau in der Richtung auf Kutno aufgemacht, ohne Ahnung, daß diese Stadt nach schwerem Straßenkampf bereits in deutschen Besitz übergegangen war. Bei dem Orte Larnow kam ihm deutsche Kavallerie entgegen. Er ließ den Wagen umfahren und versuchte zu fliehen, wurde aber von einer Abteilung des genannten Regiments eingeholt und umzingelt, worauf er sich, ohne Widerstand zu leisten, ergab. Ein Dragonerleutnant und ein Gefreiter brachten ihn nach Gnesen, wo er seinem Rang entsprechend untergebracht wurde. Er fühlte sich von dem unerhofften Erlebnis begreiflicherweise ziemlich abgepannt und wollte mit niemand sprechen. Der Chauffeur dagegen, ein Pole, ging mehr aus sich heraus. Er erzählte, in Warschau herrschte große Angst vor deutschen Luftbomben, die schon viel Schaden angerichtet hätten; auch sei die Stadt von russischem Militär geräumt gewesen. Am folgenden Morgen wurde der wertvolle Gefangene, eine große Gestalt mit weißem, nach russischer Art vom Kinn nach den Seiten geteiltem Bart, weiter ins Innere Deutschlands befördert.

Baron Korff ist ein Abkömmling des bekannten welt-fälligen Geschlechtes, das sich vor mehr als dreihundert Jahren in den baltischen Provinzen ansiedelte. Es blieb auch deutsch bis auf einen Zweig, der in russischen Diensten völlig seine deutsche Abstammung verlor. Auch der Gouverneur hat echt russische Erziehung genossen. In St. Petersburg trat er in den Staatsdienst, war vor ein paar Jahren Zivilgouverneur von Lomża und ging dann in gleicher Eigenschaft nach Warschau, ein Amt, dessen Rechte und Pflichten denen eines preussischen Oberpräsidenten ziemlich gleich kommen. Ferner führt Baron Korff noch den Hofstitel eines Stallmeisters des kaiserlich russischen Hofes.

Artilleriewirkung.

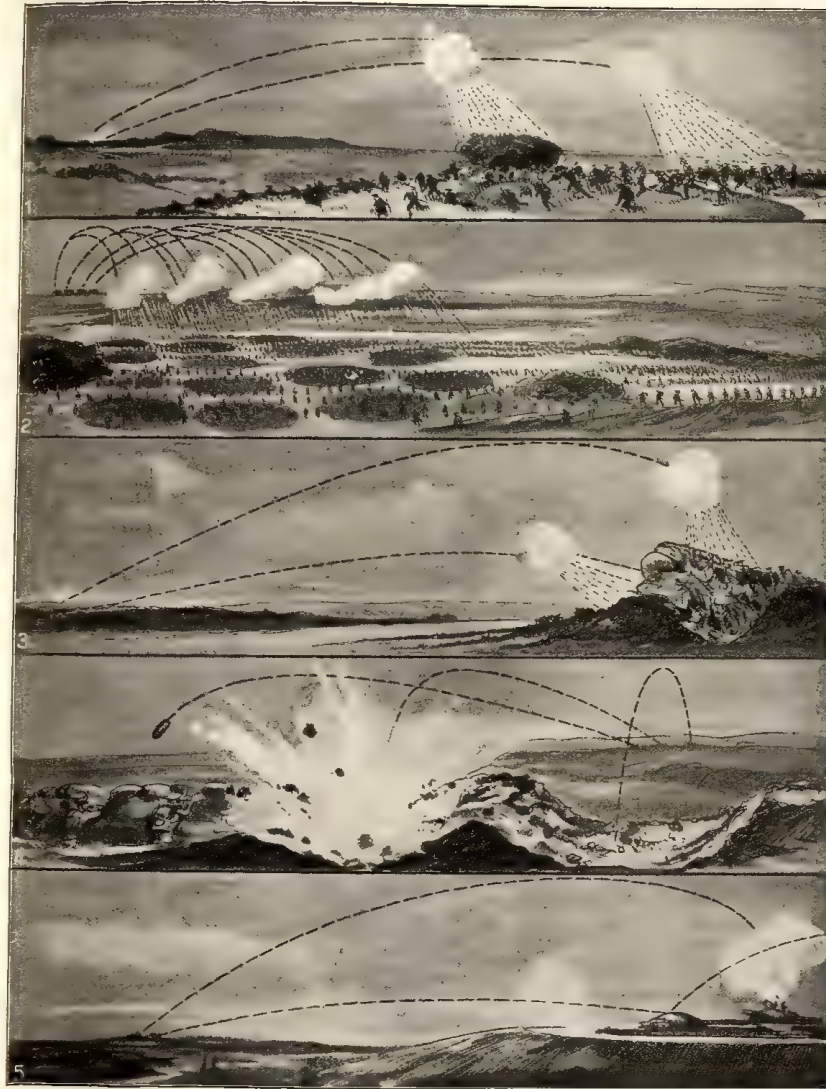
Von Major a. D. Schmaßl.

(Hierzu die nebenstehenden Bilder.)

1. Die schematische Skizze auf Seite 493 zeigt — von den feuernden Geschützen ausgehend — die Flugbahnen der Schrapnelle bis zum Sprengpunkt. Dieser liegt an demjenigen Teil der Flugbahn, wo der im Brennzylinder ringförmig gelagerte Zündsatz in seinem langsamen Abbrennen mit seinem Feuer das Loch erreicht hat, das zu der Sprengladung des Schrapnells führt. Der Feuerstrahl schlägt dann durch das Loch durch und entzündet die Sprengladung. Dabei entsteht eine große Rauchwolke, die Stahlschale des Schrapnells hat sich geöffnet und ergießt ihre Kugelfüllung in der umgekehrten Richtung der bisherigen Flugbahn über das Feld.

Um das Bild anschaulicher zu machen, ist auf der Zeichnung die Flugbahn verkürzt und gekürzt dargestellt. In Wirklichkeit fegen die Schrapnellkugeln viel flacher über die Erde hin, mit großer „Tiefenwirkung“, wie man artilleristisch die Ausdehnung des Raumes von den kürzesten bis zu den weitesten Kugelschlägen nennt. Sie kommen auf den Hauptkampferentfernungen keineswegs etwa so wie der Guß der Gießtanne, d. h. von oben. Erst auf den größten Entfernungen, auf die man mit dem Schrapnell überhaupt schießen kann, tritt infolge der mit der Schußweite wachsenden Krümmung der Flugbahn auch ein steileres Einsinken der Kugeln ein.

2. Kalfale heißt eigentlich „Bö“, kurzer, heftiger Windstoß. Diese Feuerart ist eine Eigentümlichkeit der Franzosen, auf die sie sich sehr viel zugute tun. Während wir durch



Das Artilleriefeuer.

1. Wirkung des Schrapnells mit Sprengungskegel. 2. „Kalfale-Feuer“ — der Feuerüberfall, den die französische Selbstartillerie gegen Infanterieangriffe anwendet. 3. Handfeuer aus verdeckter Stellung sowie unrichtiges Flakbatteriefeld. 4. Wirkung einer Granate mit Kugelschlagzylinder gegen Panzerkette im Wagnerschuß des Stützfeuergeschützes sowie im Flakbatterieschuß, der ohne Wirkung bleibt. — Die Wirkung ist verdeckt nach der verdeckten Art und Lage der Ziele ersichtliche Geschütze und Geschosse. Ebenso, sich bewegende und ungedeckte Ziele werden mit Flakbatterieschüssen, den selbständigen (Kb. 1 und 2), die Ziele hinter oder unter selbständigen Deckungen (Kb. 3 und 4), die nur von oben zu treffen sind, werden durch Stützfeuergeschütze mit möglichem Wagnerschuß, die letzten Handtücher, bekämpft; gegen sehr widerstandsfähige magere Deckungen, z. B. Panzerkette (Kb. 5), wird aus Stützfeuergeschützen mit kurz getrimmten Flugbahnen, den schweren Handtüchern und Mörkern, gefeuert. Die Stützfeuergeschütze können mit aus verdeckter Stellung. Als Beispiel kommt gegen die lebenden, nicht direkt hinter Deckungen oder unter Verbindungen befindlichen Ziele (Schützentruppen, Soldaten) das Schrapnell zur Anwendung, das zu einem bestimmten Zeitpunkt vor oder über dem Ziel platzt und durch seine Kugeln und Sprengstoffe, die sich in einem Sprengungskegel in der Flugbahnrichtung ausbreiten, auf das Ziel wirkt (Kb. 1 und 2). Gegen lebende Ziele hinter Deckungen oder unter irgendwelchen Schützungen wird die Granate mit Sprengzylinder benutzt, deren zahllose Sprengstücke nach dem Zerschellen in alle Richtungen fortgeschleudert werden. Zum Zerschellen widerstandsfähiger Ziele werden die Granaten mit Kugelschlagzylinder im Wagnerschuß der Stützfeuergeschütze verwendet (Kb. 4 und 5), die weniger durch ihre Gewicht als ihre Geschwindigkeit auf durch die Kraft ihrer Sprengladung wirken.



Der Österreichisch-ungarische Thronfolger Karl Franz Joseph (X) im Felde.

einzelne Probefüsse feststellen, wie weit das Ziel entfernt ist — man nennt dies „sich einschließen“ — um dann erst mit einigermaßen genau gestelltem „Aufsatz“, wie man bei der Artillerie das „Visier“ nennt, und ebenso gestelltem Brenzünder die toßbare Munition mit Aussicht auf entsprechend viele Treffer hinauszuschleßen, wollen die Franzosen die dazu nötige Zeit sparen und mit unerhörter Munitionsverschwendung „das halbe Weltall“ durch Feuer überschütten. Auf einen etwa 3000 Meter entfernten Geener wird also zum Beispiel etwa mit den Stellungen 2800, 2900, 3000 und 3100 der Aufsätze und der Brenzünder gleichzeitig ein Schnellfeuer eröffnet, um recht schnell einige Wirkung zu haben. Dann erfolgt eine Feuerpause.

Eine solche Maske stellt unser Bild vorzüglich dar. Man sieht aber auch, wie der Gegner gegliedert sein mußte, um ein derartiges Verfahren zu rechtfertigen: Während wir in einer starken Schützenlinie angreifen, der die Unterstützung in angemessener Entfernung, auch wieder zusammengehalten, folgt, wimmelt hier das ganze Schlachtfeld von unzähligen leichten Reichen, und man sieht sehr naturgetreu die Schatten der je vier Schrapnellsprengwolken oben genannter Entfernungen — die französische Batterie hat vier Geschütze — den Erdboden bedecken. Dies stimmt aber nur dann, wenn die Sonne auf seiten der feuernden Batterie steht.

3. Hier sieht man sehr deutlich, wie gegen Ziele dicht hinter Bedungen der Flachbahnschrapnellschuß der Kanone — untere Flugbahn — wirkungslos bleiben muß, dem vielmehr hier dargestellte Schuß jagen seine Regeln alle in die Brust wehrt. Legt man aber die Sprengpunkte etwas höher, was durch ein geringes Hochschrauben der Mündungen der Geschütze leicht geschehen kann, so geht die ganze Wirkung über die dedende Kante des Schützengrabens weg, wenn die Schützen sich bücken. Nur wenn sie die Köpfe emporstrecken, um zu zielen, bieten sie dem Schrapnellschuß ein feines Ziel. So erlitten die Russen ihre weltgeschichtliche Niederlage vor Plesna 1877: solange ihre Artillerie schob, bückten sich die Türken, und sowie das russische Fußvolk stürmte, standen sie auf und schossen es nieder. Die russischen Geschütze konnten aber dann nicht mehr mitwirken, weil sie sonst die eigenen Schützen gefährdet hätten.

Die obere Flugbahn zeigt in sehr klarem Gegenlatz dazu die Wirkung des Brenzündergeschusses der leichten Feldhaubitzen. Diese schleudert ihre Sprengstücke zum Teil senkrecht und beinahe senkrecht herab, so daß sie auch in den Graben trifft. Die größeren Sprengstücke durchschlagen auch leichte Einbautungen.

4. In unserem gegenwärtigen Kriege machten, was den Feldkrieg anbelangt, am meisten von sich reden die aus Steilfeuergeschützen schweren Kanonen — besonders der 15-cm-Feldhaubitze — geschossenen Granaten mit Aufschlagzünder. Wir sehen hier die zerstörende Kraft dieser in hohem Bogen ankommenden „Briantgeschosse“. Sie heben nicht, wie der Streuungskegel des Schrapnells, mehrere hundert Meter in der Tiefe mit kleinen Augen, aber wo sie einschlagen, wird alles im näheren Umkreise zu Staub zertrümmert. Der Schuß, der gerade auf uns zukam, hat zum Beispiel die ganze Brustwehr verschwunden lassen. Die Wirkung dieses Feuers auf die Nerven der Beschlagnen ist unheimlich.

5. Zwei Panzertürme, wie sie in den Forts heutiger Festungen stehen, werden hier von einer Kanone und einem Mörser beschossen. Man sieht, wie die Kanonengranate an der flachen Hartgummihaupthülle abprallt und weiterfliegt. So weit, wie hier dargestellt, würde sie aber nicht mehr kommen, sondern gleich nach dem Abprallen springen. Sie hätte nur Erfolg, wenn sie genau vorn den Fuß der Kuppel trafe.

Dagegen ist dieses Ziel so recht geschaffen für den Bogenschuß der schweren Mörser oder Haubitzen. Wir wissen seit der Einnahme von Vütich, Namur, Maubeuge, Kanonviller, daß ein einziger solcher Schuß, auch wenn er nicht die Kuppel selbst, sondern nur ihre Umgebung trifft, das ganze Werk in einen Schutthaufen verwandeln kann. Diese ungeahnte Wirkung wird eine Umwälzung im Festungsbau bewirken.

Jeder derartige Schuß muß genau beobachtet werden, damit der nächste nötigenfalls mehr rechts, links, vorwärts oder rückwärts gelegt werden kann, wozu wir die feinsten Richtmittel besitzen. Eine wichtige Rolle spielt dabei die Fernrohrindustrie, über die wir später noch im besonderen berichten werden.



Deutsche und Österreichisch-ungarische Generalstabsoffiziere im Hauptquartier.

Aus dem Österreichisch-ungarischen Hauptquartier.

(Hierzu die Bilder auf dieser und der nebenstehenden Seite.)

Die vielen Fäden, die die Österreichisch-ungarischen Truppen auf dem nördlichen Kriegsschauplatz verbinden, laufen im Hauptquartier zusammen. Die Schlachtlinie hat in der Entwicklung der Ereignisse eine große Ausdehnung genommen und reicht von der russischen Grenze der Bukowina im äußersten Osten der Monarchie bis tief nach Rußland-Polen in der Richtung auf Warschau hinein. Kämpfende Truppen der Monarchie stehen ferner an den südlichen Abhängen der Karpathen und Schutter an Schutter mit ihren treuen Bundesgenossen an der preussisch-polnischen Grenze und weit darüber hinaus.

Die Seele des Hauptquartiers ist der Armeeoberkommandant Erzherzog Friedrich (siehe Bild Seite 2), der am

leidet. Er ist mit Leib und Seele Soldat, ein schneidiger Offizier, der seinen hervorragenden Kenntnissen und Fähigkeiten eine glänzende Laufbahn verdankt. Die Zahl, die nun auf seinen Schultern ruht, ist außerordentlich groß, und obwohl er zumeist im Kriegsmuseum in Wien weilt, ist er naturgemäß doch jederzeit über die ganze Entwicklung des Krieges sowohl auf dem nördlichen wie auch auf dem südlichen Kriegsschauplatz und auf jenen der Verbündeten der Monarchie genau unterrichtet.

Mit Rücksicht auf den Umfang, daß die Truppen Österreich-Ungarns an vielen Punkten der Schlachtlinie Mann neben Mann mit Teilen des deutschen Heeres kämpfen und viele Maßnahmen im gegenseitigen vollen Einvernehmen der beiden Generalstabe erfolgen, mit Rücksicht ferner auf das innige Bundesverhältnis der beiden Staaten ist es natürlich, daß sich fast stets auch deutsche Offiziere im österreichisch-ungarischen Hauptquartier befinden.



Der Österreichisch-ungarische Kriegsminister, Erzherzog Krobatin (X), im Hauptquartier.

10. Dezember zum Feldmarschall ernannt worden ist und somit nun eine Würde bekleidet, die seit dem Tode des großen Erzherzogs Albrecht, des Siegers von Custoza, seines Oheims, kein österreichischer Erzherzog innegehabt hat.

Erzherzog Friedrich, der Enkel des Siegers von Aspern und ersten Oberbefehlshabers Napoleons, des ruhmreichen Erzherzogs Karl, wurde nach dem Tode des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand als Nachfolger desselben zur Disposition des allerhöchsten Oberbefehls gestellt und gleich bei Beginn des Krieges zum obersten Leiter desselben berufen.

In der unmittelbaren Umgebung des Erzherzogs Friedrich befinden sich im Hauptquartier der Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Joseph (siehe Bild Seite 500) und der Chef des Generalstabes Freiherr Konrad v. Hötzendorf (siehe Bild Seite 3).

Ein häufiger Gast im Hauptquartier ist auch Feldzeugmeister v. Krobatin (siehe Bild Seite 3 und obiges), der Kriegsminister, der diesen Posten, als Nachfolger des Generals der Infanterie Ritter von Auffenberg, seit Januar 1913 be-

Englisch-indischer Truppentransport verläßt den Hafen von Port Said.

(Hierzu das unterstehende Bild.)

Mit der Beteiligung Englands am Weltkriege wurde eine von der englischen Regierung für Zeiten der Gefahr schon lange vorbereitete Maßnahme zur Tatsache: das Eingreifen indischer Truppen auf dem europäischen Kriegsschauplatz. Bereits in den ersten Wochen des Krieges, als das englische Werbesystem so häufig versagte, hörte man, daß Truppentransporte aus Asien zu kommen. Was Anfangs nur als Gerücht von Mund zu Mund ging, das wurde gar bald von der Presse bestätigt, und während des ganzen September und Oktober wurden in Marseille zahlreiche Scharen indischer Truppen ausgeschifft, die der französischen Hafenstadt für kurze Zeit das schillernde Gepräge orientalischer Farbenpracht verliehen. Wie einst das herbenbröckliche Kaiserreich die unterjochten Völker gegen die

jungen Germanen kämpfen ließ, denen seine Legionen nicht mehr gewachsen waren, so sollten jetzt die braunen Söhne des Indus an der Warne und in Flantern die Waffenehre Englands retten. Rund eine halbe Million indischer Truppen stehen uns gegenüber, und nur die günstige Verbindung Europas mit Indien durch den Suezkanal ermöglichte ein so rasches Eingreifen dieses Heeres, das ohne den Kanal ganz Afrika hätte umgelenken müssen, bevor es auf den europäischen Kriegsschauplatz gelangt wäre. Einzig also seiner Eigenschaft als Herr des Suezkanals und Ägyptens, dieses Schlüssels zu Indien, wie Napoleon das Land der Pyramiden treffend bezeichnete, hatte England es zu danken, daß es den Truppenmarsch nach Europa binnen weniger Wochen und ohne jede Gefahr vollziehen konnte. Es war ziemlich ausgeschlossen, daß man im Arabischen Meerbusen, im Roten Meer oder gar im Suezkanal auf deutsche Kriegsschiffe stoßen würde, und so genigten zwei französische Panzerkreuzer der Charlemagne-Klasse, um die aus acht großen Dampfern bestehende Flotte moderner Sclavenschiffe durch das Meer zu geleiten. In Port Said, dem an der Ausmündung des Suezkanals in das Mitteländische Meer gelegenen Hafen, wurden zum ersten Male, seitdem man von Kalutta und Bombay aus in See gestochen war, Anker geworfen. Die braunen Söldlinge jubelten laut, da sie sich schon am Ziel ihrer Reise glaubten. Doch es wurden nur Kohlen eingenommen, und bald ging die Fahrt weiter, gen Norden, einem ungewissen Schicksal, vielleicht dem Tode entgegen.

Deutsche und österreichisch-ungarische Kriegsorden.

(Siehe die Abbildungen Seite 408.)

Die deutschen und österreichisch-ungarischen Kriegsorden sind sämtlich noch nicht alt. Am weitesten der Zeit der Stiftung nach zurück liegt der sächsische Militär-St. Heinrichs-Orden. Preußen hat ihrer drei, einen für Offiziere, einen für Offiziere und Mannschaften, den dritten für Militärpersonen vom Feldwebel abwärts; letzterer ist das von Friedrich Wilhelm III. am 30. September 1806 für Auszeichnung vor dem Feinde gestiftete Militärverdienstkreuz (Abb. 13), das in zwei Klassen, als silberne Medaille und silbernes Kreuz, dann als goldenes Militärverdienstkreuz verliehen und am schwarzen Bande getragen wird. Wenn dieser Orden ausschließlich den Militärpersonen vom Feldwebel abwärts vorbehalten ist, so ist der Pour le Mérite (1) nur an Offiziere verleiht. Er wurde von Friedrich dem Großen 1740 gestiftet, ging aber eigentlich aus dem schon seit 1667 bestehenden Orden de la générosité hervor und konnte an Militär- wie an Zivilpersonen gegeben werden; Friedrich Wilhelm III. machte ihn am 18. Januar 1810 zu einem ausschließlich militärischen Orden, zu einer Belohnung für das im Felde gegen den Feind erworbene besondere Verdienst. Unter Friedrich Wilhelm IV. kam dann noch eine besondere Friedensklasse für Wissenschaften und Künste hinzu. Der vollständigste deutsche Kriegsorden ist das Eisene Kreuz, das an Offiziere wie an Mannschaften verliehen wird und auch für den gegenwärtigen Feldzug wieder aufgerichtet



Englisch-österreichischer Transportboot vor dem französischen Eisenbahnen-Charlemagne-Klasse bei der Einfahrt in den Suezkanal.

Nach einer Zeichnung von ...

wurde (2). Er wurde von Friedrich Wilhelm III. am 10. März 1813 gestiftet, besteht aus einem mit Silber eingefassten goldenen Kreuz und wurde in zwei Klassen und einem Großkreuz verliehen. Mit letzterem wurde sehr sparsam verfahren. Im Jahre 1813/14 erhielten es nur Blücher für die Schlacht an der Rothsch, Bülow für die bei Dennewitz, Tauentzien für die Schlacht bei Belle-Alliance und York für Laon. Für die Schlacht bei Belle-Alliance bekam Blücher noch einen Stern dazu. Es war das eine ähnliche besondere Auszeichnung, wie sie nachmals Moltke durch den mit dem Bilde Friedrichs des Großen geschmückten Pour le Mérite erhielt. Der sogenannte Blücherstern, der sich lange Jahre im Besitz der Nachkommen des Fürsten befand, ehe er dem Berliner Zeughaus überwiesen wurde, war aus getriebener Gold, auf dem das Eisene Kreuz auflag. Bei Ausbruch des Krieges 1870 wurde am 19. Juli 1870 für die Dauer des Feldzugs das Eisene Kreuz er-

neuert. Das Großkreuz wurde damals dem Kronprinzen von Preußen, dem Prinzen Friedrich Karl, dem Kronprinzen (späteren König) Albert von Sachsen, den Generalen v. Werder, v. Goeben, v. Manteuffel und v. Moltke verliehen. Am Tage des Einzugs der siegenden Truppen in Berlin, 16. Juni 1871, legte es Kaiser Wilhelm I. auf Witten seiner Generale selbst an und verlieh es auch noch dem Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. Neben diesem Eisernen Kreuz für Männer besitzt Preußen in dem in seiner äußeren Gestalt jenem sehr ähnlichen, 1871 am Geburtstag Kaiser Wilhelms gestifteten „Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen“ (10) ein Seitenstück. Kaiserin Augusta hatte die Anregung zu dieser Stiftung gegeben als zu einer Auszeichnung für Verdienst, das durch Pflege der im Krieg Verwundeten und Erkrankten oder durch anderweitige Tätigkeit für das Wohl der Kämpfenden und ihrer Angehörigen erworben wird. Dieser Kriegsorden, bei dem das Vorschlagsrecht die

Streifen begrenztem Bande getragen. Der von König Ludwig II. am 19. Juli 1866 für hervorragende Verdienste um die Armee gestiftete Militärverdienstorden, ein achtspeichiges, dunkelblau emailliertes Kreuz mit dem gekrönten L und der Umschrift „Merito“ (Dem Verdienste), zerfällt in Großkreuze, Großkomture, Komture, Offiziere (seit 1900) und Ritter erster und zweiter Klasse, dazu Inhaber des Militärverdienstkreuzes, und wird an einem weiß gewölkerten, mit zwei hellblauen Randstreifen begrenzten Bande getragen.

Neben diesen Kriegsorden der Königsreihe gibt es noch einige in vier Großherzogtümern, nämlich neueren Datums. Der älteste, der von Großherzog Karl Friedrich von Baden am 4. April 1807 für militärisches Verdienst gestiftete und nach ihm benannte Karl-Friedrichs-Verdienstorden (6) zerfällt in Großkreuze, Kommandeure erster und zweiter Klasse und Ritter. Er ist ein weiß emailliertes achtspeichiges Kreuz,

Kaiserin hatte, während die Verleihung selbst durch Kaiser Wilhelm I. erfolgte, war nur für den Deutsch-französischen Krieg gestiftet und wurde seitdem nicht mehr verliehen.

Neben Preußen besitzen auch die anderen Königreiche in Deutschland Kriegsorden. Der sächsische Militär-St. Heinrichs-Orden (4) ist der älteste, am 7. Oktober 1736 vom Kurfürsten Friedrich August II. gestiftet, nach Kaiser Heinrich II. dem Heiligen genannt, und wird für im Feld erworbene Verdienste verliehen, ein achtspeichiges goldenes Kreuz mit breiter, weißer Einfassung, auf dessen rundem, gelb emailliertem Mittelschild sich das Bild Kaiser Heinrichs II. befindet. Der Orden, dessen Statuten vom 23. Dezember 1829 am 9. Dezember 1870 einen Nachtrag erhielten, wird an einem himmelblauen Band mit zitronengelber Einfassung getragen, und zwar von den Inhabern von Großkreuzen von der rechten Schulter zur linken Hüfte und zugleich mit einem achtspeichigen goldenen Stern auf der linken Brust, von den Kommandeuren um den Hals, und zwar von den Inhabern der ersten Klasse zugleich mit einem Stern, und von den Rittern im Anknopfloch. Dem Orden schließt sich als fünfte Klasse die am 17. März 1796 für Unteroffiziere und Gemeine gestiftete goldene und silberne Militärverdienstmedaille an. Der Zeit der Stiftung nach folgt der württembergische Militärverdienstorden (5), als Militär-Kreisorden von Herzog Karl Eugen II. Februar 1759 gestiftet, 1799 von dem damaligen Herzog, späteren König Friedrich I. erneuert und 1818 von König Wilhelm I. mit neuen Statuten versehen. Der an dunkelblauem Band getragene Orden, ein weiß emailliertes Kreuz, im weißen Mittelschild ein grüner Vorberkranz innerhalb eines blauen Heils mit der goldenen Umschrift „Friede und Treue“, hat vier Klassen. Bayern hat zwei Kriegsorden, den Max-Josephs-Orden (3) und den Militärverdienstorden (11). Jener, aus drei Klassen bestehend, am 1. Januar 1806 von König Maximilian I. Joseph gestiftet, ein von goldener Krone überhöhtes, weiß emailliertes goldenes Kreuz, das auf der Rückseite den Spruch: Virtuti pro patria (Der Tapferkeit fürs Vaterland) trägt, wird an schwarzem, durch einen weißen und einen blauen schmalen Streifen begrenztem Bande getragen. Der von König Ludwig II. am 19. Juli 1866 für hervorragende Verdienste um die Armee gestiftete Militärverdienstorden, ein achtspeichiges, dunkelblau emailliertes Kreuz mit dem gekrönten L und der Umschrift „Merito“ (Dem Verdienste), zerfällt in Großkreuze, Großkomture, Komture, Offiziere (seit 1900) und Ritter erster und zweiter Klasse, dazu Inhaber des Militärverdienstkreuzes, und wird an einem weiß gewölkerten, mit zwei hellblauen Randstreifen begrenzten Bande getragen.

auf dessen runden, rot emailliertem Mittelschild innerhalb eines grünen Randes mit der Aufschrift: „Für Badens Ehre“ der Namenszug des Stifters angebracht ist. Die von Hessen und Mecklenburg-Schwerin gestifteten Kriegsorden folgen zeitlich bald aufeinander. Der von Ludwig II. von Hessen am 1. Mai 1840 gestiftete, nach Philipp dem Großmütigen benannte Philipporden (7), an hochrotem Band mit blauer Einsaffung, ein achtpoliges, einwärts ausgeschweiftes, weiß emailliertes Kreuz mit goldener Einsaffung, dessen blaues Mittelschild innerhalb eines weißen Randes mit der Aufschrift: Si deus nobiscum, quis contra nos (Wenn Gott mit uns, wer ist dann wider uns?) das goldene Brustbild Philipps des Großmütigen zeigt, zerfällt in Großkreuze, Komture erster und zweiter Klasse und Ritter erster und zweiter Klasse, während das im Jahre 1849 vom Großherzog Friedrich Franz für Auszeichnung im Kriege gestiftete und 1870 erweiterte Mecklenburg-Schwerinsche Militärverdienstkreuz (8) ein Kreuz aus Ge-

(12), von der 1848 die silberne zu einer größeren und kleineren Abstufung erweitert wurde. Die drei Klassen der Medaille, die auf der Vorderseite das Bild und die Aufschrift „Franz Joseph I.“ trägt, sind für die Soldaten des Mannschafstandes bestimmt, die sich durch tapfere und hochherzige Taten vor dem Feind ausgezeichnet haben. Der älteste und höchste Kriegsorden, den Österreich-Ungarn zu vergeben hat, ist der ausschließlich den Offizieren vorbehaltene Maria-Theresia-Orden (9), der unserer Paurle Mérite entspricht, am 18. Juni 1787 von der Kaiserin Maria Theresia zur Erinnerung an den Sieg von Solon gestiftet. Der Orden, dessen Großmeister der Kaiser ist und den auch Offiziere fremder Seere erhalten können, zerfällt in drei Klassen und bringt den erblichen Ritterstand und auf ein besonderes dahin gehendes Vortitelrecht sogar den erblichen Freiherrenstand mit sich. Auch ist mit ihm eine Anzahl von Pensionen verbunden; nach dem Tode des Ritters genießt dessen Witwe die Hälfte der Pension. An-



Winterlager auf der Angerepp bei Mähle Kisten. Im Hintergrund eine von den Russen erbaute Holzbrücke.

schmiedestahl mit der Aufschrift: „Für Auszeichnung im Kriege“ ist. Der neueste Kriegsorden ist das jüngst von dem Großherzog von Oldenburg als eine Kriegsauszeichnung für Offiziere und Mannschaften im Felde sowie für die, die zur Verrichtung der Kriegsdienste in der Heimat beigetragen haben, gestiftete, in zwei Klassen zu teilende und am Bande zu tragende Friedrich-August-Kreuz.

Das uns verbundene Österreich-Ungarn besitzt der Kriegsorden nur drei, von denen zwei unserem Pourle Mérite und Eisernen Kreuz entsprechen, während der dritte ganz eigenartig ist: das 1801 gestiftete Verdienstkreuz für Militärgestirnte, das zwei Klassen, eine goldene und eine silberne, hat und für vorzügliche, strenge und mit Gefahr verbundene Pflichterfüllung in der Militärseelsorge auf dem Schlachtfeld oder sonst in Kriegsgefahr und dann auch für eigene militärische Handlungen gegen den Feind in Anführung oder Aneignung der Truppen zum Kampf und für persönliche Mitwirkung dabei verliehen wird. Unserem Eisernen Kreuz entspricht die 1789 in zwei Klassen, einer goldenen und einer silbernen, gestiftete „Tapferkeitsmedaille“

anspruch auf den Orden begründen nur derartige tapfere Taten, die jeder Offizier von Ehre ohne den geringsten Vorwurf auch hätte unterlassen können, die aber dennoch mit ausgezeichnetster Klugheit, Tapferkeit und aus selbstlosem freiwilligem Antriebe unternommen worden sind. Gleichen Anspruch begründen ferner, für den Kriegsdienst erspriehliche Aufschlüsse, die Offiziere nicht nur an die Hand gegeben, sondern auch mit vorzüglicher Tapferkeit auszuführen geholfen haben. Das Großkreuz des Ordens können nur erlangen Armeekommandanten, Armeekorps- und Flottenkommandanten, die eine Hauptschlacht gewonnen oder durch eine Reihe glücklicher Gefechte einen erfolgreichen Feldzug führen, endlich Kommandanten eines großen und sehr wichtigen Waffensplazes, die durch mutvolle Tapferkeit bei der Verteidigung der eigenen Hauptarmee wesentliche Vorteile bringen, dem Feinde aber schweren Schaden zufügen. Das Kommandantenkreuz des Ordens ist für die Führer einer Flotte oder selbständig operierenden Truppenabteilung bestimmt, ebenso für Kommandanten eines bedeutenden Waffensplazes, die sich durch besonders tapfere Taten ausgezeichnet haben.



Schiffsbestand der kaiserlichen Marine bei Kriegsausbruch

KURT JACKEL

Linienfahrer

Kauf. Nr.	Stapel- lauf	Name	Wasser- ver- drängung Tonnen	Ge- schwin- digkeit Knoten	Haupt- armie- rung Zoll cm	Be- satzung Köpfe	Bemerkungen
1	1891	Brandenburg	10 060	17	6. 28	585	
2	1892	Wörth	10 060	17	6. 28	585	
3	1896	Kaiser Friedrich III.	11 150	18	4. 24	622	
4	1897	Kaiser Wilhelm II.	11 150	18	4. 24	622	
5	1899	Kaiser Wilhelm der Große	11 150	18	4. 24	661	
6	1899	Kaiser Karl der Große	11 150	18	4. 24	622	
7	1900	Kaiser Barbarossa	11 150	18	4. 24	622	
8	1900	Wittelsbach	11 800	18	4. 24	683	
9	1901	Wettin	11 800	18	4. 24	683	
10	1901	Zähringen	11 800	18	4. 24	683	
11	1901	Schwaben	11 800	18	4. 24	683	
12	1901	Mecklenburg	11 800	18	4. 24	683	
13	1902	Braunschweig	13 200	18	4. 28	743	
14	1903	Essen	13 200	18	4. 28	743	
15	1903	Breihen	13 200	18	4. 28	735	
16	1903	Hessen	13 200	18	4. 28	743	
17	1904	Lothringen	13 200	18	4. 28	743	
18	1904	Deutschland	13 200	18	4. 28	735	
19	1905	Pommern	13 200	18	4. 28	743	
20	1905	Hannover	13 200	18	4. 28	743	
21	1906	Sachsen	13 200	18	4. 28	743	

* Die seitdem eingetretenen Veränderungen durch Fertigstellung von Neubauten werden im Interesse der Landesverteidigung nicht bekanntgegeben.

Yanf. Nr.	Stapel- lauf	Name	Wasser- ver- drängung Tonnen	Ge- schwin- digkeit Knoten	Haupt- armie- rung Stück cm	Be- satzung Köpfe	Bemerkungen
22	1906	Schleswig-Holstein	13 200	18	4. 28	743	
23	1908	Raiffau	18 900	19	12. 28	966	
24	1908	Weßfalen	18 900	19	12. 28	957	
25	1908	Rheinland	18 900	19	12. 28	966	
26	1908	Posen	18 900	19	12. 28	966	
27	1909	Helgoland	22 800	20	12. 30,5	1106	
28	1909	Ostfriesland	22 800	20	12. 30,5	1097	
29	1909	Thüringen	22 800	20	12. 30,5	1106	
30	1910	Oldenburg	22 800	20	12. 30,5	1106	
31	1911	Kaiser	24 700	20,5	10. 30,5	1080	
32	1911	Friedrich der Große	24 700	20,5	10. 30,5	1080	
33	1911	Kaiserin	24 700	20,5	10. 30,5	1089	
34	1912	König Albert	24 700	20,5	10. 30,5	1089	
35	1912	Prinzregent Luitpold	24 800	20,5	10. 30,5	1080	

2. Küstenpanzerschiffe

Yanf. Nr.	Stapel- lauf	Name	Wasser- ver- drängung Tonnen	Ge- schwin- digkeit Knoten	Haupt- armie- rung Stück cm	Be- satzung Köpfe	Bemerkungen
1	1889	Siegfried	4100	15	3. 24	307	
2	1890	Beowulf	4100	15	3. 24	307	
3	1891	Frithjof	4100	15	3. 24	307	
4	1892	Hildebrand	4100	15	3. 24	307	
5	1892	Heimdall	4100	15	3. 24	307	
6	1893	Hagen	4100	15	3. 24	307	
7	1894	Odin	4150	15	3. 24	307	
8	1895	Aegir	4150	15	3. 24	307	

3. Panzerkreuzer

Yanf. Nr.	Stapel- lauf	Name	Wasser- ver- drängung Tonnen	Ge- schwin- digkeit Knoten	Haupt- armie- rung Stück cm	Be- satzung Köpfe	Bemerkungen
1	1897	Fürst Bismarck	10 690	18	4. 24	594	
2	1900	Prinz Heinrich	8 900	20	2. 24	567	
3	1901	Prinz Adalbert	9 000	21	4. 21	591	Am 23. 10. 15 vor Sibau gesunken.
4	1902	Friedrich Karl	9 000	21	4. 21	591	
5	1903	Roon	9 500	21	4. 21	633	
6	1904	Jord	9 500	21	4. 21	633	Am 4. 11. 14 vor Wilhelmshaven auf eine Mine gesunken und gesunken.
7	1906	Gneisenau	11 600	22,5	8. 21	764	Am 8. 12. 14 in der Schlacht bei den Ostlandbänken gesunken.
8	1906	Scharnhorst	11 600	22,5	8. 21	764	
9	1908	Blücher	15 800	24	12. 21	888	Am 24. 1. 15 in der Schlacht in der Nordsee gesunken.
10	1909	von der Tann	19 400	28	8. 28	911	
11	1910	Moltke	23 000	28	10. 28	1013	
12	1911	Goeben	23 000	28	10. 28	1025	
13	1912	Seydlitz	25 000	28	10. 28	1108	
14	1913	Derfflinger	26 600	28	8. 30,5	1125	

4. Geschützte Kreuzer

Yanf. Nr.	Stapel- lauf	Name	Wasser- ver- drängung Tonnen	Ge- schwin- digkeit Knoten	Haupt- armie- rung Stück cm	Be- satzung Köpfe	Bemerkungen
1	1892	Kaiserin Augusta	6060	21,5	12. 15	439	
2	1893	Gefion	3770	18	10. 10,5	296	
3	1895	Hela	2040	18	2. 8,8	191	Am 18. 9. 14 durch das englische U-Boot E-9 zum Sinken gebracht.
4	1897	Victoria Louise	5660	18,5	2. 21	465	
5	1897	Hertha	5660	18,5	2. 21	465	
6	1897	Freya	5660	18,5	2. 21	465	
7	1897	Wineta	5890	18,5	2. 21	465	
8	1898	Hansa	5890	18,5	2. 21	465	
9	1898	Gazelle	2600	19,5	10. 10,5	268	
10	1899	Niobe	2600	21,5	10. 10,5	269	
11	1899	Nymphen	2650	21,5	10. 10,5	275	
12	1900	Thetis	2650	21,5	10. 10,5	275	
13	1900	Atadine	2650	21,5	10. 10,5	275	Am 28. 8. 14 in der Schlacht bei Helgoland gesunken.
14	1900	Amazone	2650	21,5	10. 10,5	275	
15	1900	Medusa	2650	21,5	10. 10,5	275	
16	1902	Frauenlob	2700	21,5	10. 10,5	281	
17	1902	Arcona	2700	21,5	10. 10,5	281	
18	1902	Undine	2700	21,5	10. 10,5	281	Am 7. 11. 15 südlich der Schwebelaken Rüste durch zwei Torpedoschiffe gesunken.
19	1903	Hamburg	3250	22	10. 10,5	303	
20	1903	Bremen	3250	22	10. 10,5	303	
21	1903	Berlin	3250	22	10. 10,5	303	
22	1904	München	3250	22	10. 10,5	303	
23	1904	Lübeck	3250	22	10. 10,5	303	
24	1905	Leipzig	3250	22	10. 10,5	303	Am 8. 12. 14 in der Schlacht bei den Ostlandbänken gesunken.
25	1905	Danzig	3250	22	10. 10,5	303	
26	1905	Königsberg	3400	23	10. 10,5	322	Im Nordsee-See (Ostsee) eingetroffen.
27	1906	Stuttgart	3470	—	10. 10,5	322	
28	1906	Nürnberg	3470	—	10. 10,5	322	Am 8. 12. 14 in der Schlacht bei den Ostlandbänken gesunken.
29	1907	Stettin	3550	—	10. 10,5	328	
30	1907	Dresden	3650	—	10. 10,5	361	Am 16. 8. 15 bei Juan Fernandez nach Gefecht mit 3 englischen Kreuzern gesunken.
31	1908	Emden	3650	—	10. 10,5	361	Am 8. 11. 14 bei den Ostlandbänken nach Gefecht mit dem austr. Kreuzer Sabaud auf Grund gelaufen.
32	1908	Kolberg	4350	—	12. 10,5	379	
33	1909	Mainz	4350	25	12. 10,5	379	Am 28. 8. 14 in der Schlacht bei Helgoland gesunken.
34	1909	Magdeburg	4350	25	12. 10,5	379	
35	1909	Essen	4350	25	12. 10,5	379	Am 28. 8. 14 in der Schlacht bei Helgoland gesunken.
36	1911	Breslau	4550	28	12. 10,5	370	
37	1911	Magdeburg	4550	28	12. 10,5	373	Am 27. 8. 14 im spanischen Meerbusen ge- brandet und von der Bräunung gesprengt.
38	1911	Stralsund	4550	28	12. 10,5	373	
39	1911	Strasbourg	4550	28	12. 10,5	370	
40	1912	Rostock	4900	28	12. 10,5	373	
41	1912	Karlsruhe	4900	28	12. 10,5	373	
42	1913	Graudenz	4900	28	12. 10,5	373	

Numf. Nr.	Stapel- lauf	Name	Wasser- ver- drängung Tonnen	Ge- schwin- digkeit Knoten	Haupt- armie- rung Stück cm	Be- sagung Köpfe	Bemerkungen
1	1894	Geier	1620	15	8. 10,5	162	Im Hafen von Consolida beheimatet.
2	1892	Condor	1620	15	8. 10,5	162	
3	1892	Seeadler	1620	15	8. 10,5	162	
4	1892	Cormoran	1620	15	8. 10,5	162	
5	1898	Iltis	900	13,5	4. 8,8	126	Vor der Übergabe an die Japaner im Hafen von Tsingtau verfaßt.
6	1898	Jaguar	900	13,5	4. 8,8	126	
7	1899	Tiger	900	13,5	2. 10,5	130	
8	1899	Luchs	900	13,5	2. 10,5	130	
9	1901	Panther	1000	13,5	2. 10,5	130	
10	1903	Eber	1000	13,5	2. 10,5	130	

Stapel- lauf Nr.	Name	Barren- ver- drängung Tonnen	Ge- schwin- digkeit Anker	Haupt- abme- ssung Stück cm	Be- satzung Stöße	Bemerkungen
1 1903	Tingtau	220	13	1. 8,8	47	
2 1903	Vaterland	220	13	1. 8,8	47	
3 1909	Otter	260	14	2. 5,5	47	

Jahr der Gewillig- ung	Anzahl der Boote	Namen	Boiler- anzahl Tonnen	Bemerkungen	Jahr der Gewillig- ung	Anzahl der Boote	Namen	Boiler- anzahl Tonnen	Bemerkungen
a) Große.									
—	10	D 1 bis D 10	230 bis 380		1908	11	V 162 bis V 164 S 165 bis S 168 G 169, 170, 172, 173	615	
—	1	Tafu	280	1900 kam der Charakter schwerer zu Zinsen vor.	1909	12	G 174, 175 S 176 bis S 179 V 180 bis V 185	636	
1898/99	12	S 90 bis S 101	400	S 90 am 17. Sep. 11 (Gleich mit Zinsen und Steuer anget.)	1910	12	V 186 bis V 191 G 192 bis G 197	656	V 187 am 26. M. 24 in Ge- richte bei Bräunung anget.
1900	6	S 102 bis S 107	400		1911	12	V 1 bis V 6 G 7 bis G 12	570	
1901	6	G 118 bis G 113	400		1912	12	S 13 bis S 24	564	
1902	6	S 104 bis S 119	420		1913	7	V 25 bis V 28 S 31 bis S 33	564	
1903	6	S 120 bis S 125	470						
1904	6	S 126 bis S 131	485						
1905	6	G 132 bis G 137	487						
1906	12	S 138 bis S 149	530						
1907	12	V 150 bis V 161	554						
b) Kleine.									
1885/89	23	T 11 bis T 40	85		1897	2	G 88 u. G 89	160	
1889/97	45	T 42 bis T 87	100—180						

№	Bemerkungen	Name	Bemerkungen	Name	Bemerkungen	Name	Bemerkungen
1		U 8	Am 4. 8. 18 wurde engl. Zephe- lani zum ersten gefangen.	U 15	Am 18. 9. 11 wurde ein engl. Renner Kühnhornen gefangen.	U 22	
2		U 9	U 9 wurde am 20. 9. 14 bei engl. Rennertränke gefangen.	U 16		U 23	
3		U 10	Gefang. am 10. 10. 15 bei engl. Rennertränke.	U 17	Während am 20. 10. 15 bei engl. Rennertränke gefangen.	U 24	
4		U 11		U 18	Am 22. 11. 15 bei engl. Renner- tränke gefangen.	U 25	
5		U 12	Am 10. 2. 18 wurde engl. Zephe- lani zum ersten gefangen.	U 19		U 26	Während am 10. 11. 14 bei engl. Rennertränke gefangen.
6		U 13		U 20	Am 20. 11. 15 bei engl. Renner- tränke gefangen.	U 27	Während am 10. 11. 15 bei engl. Rennertränke gefangen.
7		U 14		U 21	Während am 6. 9. 11 bei engl. Rennertränke gefangen.	U 28	

[illegible]

Oktober.

1. Von Antwerpen die Forts Maars, St.-Catherine und die Redoute Dorpweert erübrnt, Fort Boelhem eingeschlossen; Zermünde in deutschem Besitz; ein deutscher Flieger über Calais. — 2. Zahlungsverbot gegen England; die „Karlsruhe“ versenkt im Atlantischen Ozean 7 englische Dampfer; französische Vorstöße aus Toul blutig abgewiesen. — 3. Von Antwerpen die Forts Pier, Woelhem und Roningebod gefallen, Angriff auf die innere Linie eingeleitet; das 3. türkische und Teile des 22. russischen Korps bei Bugulow geschlagen. — 4. Abwehr des ersten Sturmes auf Tinnin; Erfolge deutscher Truppen bei Opotow und Sitrowitz; österr.-ungarischer bei Kilmontow; Bosnien von Feinden gereinigt; die „Leipzig“ versenkt im Stillen Ozean 2 englische Handelsdampfer. — 5. Von Antwerpen die Forts Kessel und Broeben genommen; 2½ russische Kavalleriedivisionen auf Jwangorod zurückgeworfen; französische Schiffe beim Bombardement auf Fort Suifia bei Gattow schwer beschädigt. — 6. Die Franzosen dehnen die Kampffront bis Vras aus; Tinnin von uns zurückerobert; das Torpedoboot „S 116“ durch englisches Unterseeboot vernichtet; die nach Ungarn eingedrungenen Russen am Ijster Paß und bei Wammaros-Szilget geschlagen. — 7. Bei Antwerpen der Netheabschnitt genommen; die belgische Regierung verläßt Antwerpen; russischer Angriff bei Suwalki und bei Jwangorod abgewiesen, ebenso französische Vorstöße in den Argonnen und aus Verdun. — 8. Bei Antwerpen Fort Breendonk genommen und Beschießung der inneren Stadt eingeleitet; hartnäckiger Sturmhauf der Russen gegen Bregenns. — 9. Antwerpen in deutschem Besitz; Rückzug der Russen von Bregenns und bei Vanout. — 10. Niederlage französischer Kavallerie bei Vile und Hagebrou; russischer Umgehungsversuch bei Schwirwindt abgewiesen; die Japaner haben die Marianen, die Carolinen und die Marshallinseln besetzt; König Carol von Rumänien gestorben. — 11. Bregenns völlig besetzt; Jwangorod von deutschen Truppen bedroht; der russische Kreuzer „Ballade“ im finnischen Meerbusen durch deutsches Unterseeboot „U 26“ zum Sinken gebracht. — 12. Die österr.-ungarische Offensive erreicht den Saan; russische Kräfte neuerdings bei Schwirwindt abgeschlagen; Gent von deutschen Truppen besetzt. — 13. Heftige Angriffe der Franzosen bei Soissons und im Argonnenwald abgewiesen; russische Vorstöße südlich von Warschau und vor Jwangorod abgewiesen. — 14. Rile und Bräger von deutschen Truppen besetzt, ebenso Biala und Lobs; Beginn des Bureauaufstandes in Schwabris. — 15. Offende von deutschen Truppen besetzt; deutsche Truppen vor Warschau; der englische Kreuzer „Kawte“ durch „U 9“ versenkt. — 16. In sämtlichen belgischen Provinzen deutsche Zivilverwaltung eingeführt. — 17. Die deutschen Unterseeboote „S 115“, „S 117“, „S 118“ und „S 119“ durch englische Kreuzer zum Sinken gebracht. — 18. Das englische Unterseeboot „E 9“ in der Nordsee vernichtet. — 19. Beginn der heftigen Kämpfe zwischen Ypern und Menen; deutsches Zahlungsverbot gegen Frankreich. — 20. Kämpfe bei Neuport; Erfolge der österr.-ungarischen Truppen im Strijatal. — 21. Ungarn von den Russen geläubert; heftige Kämpfe am Vleratal, an denen sich 11 englische Kriegsschiffe beteiligen. — 22. Französischer Vorstoß bei Thiaucourt unter schweren Verlusten für den Feind abgewiesen; einflussreiche Annahme der Kriegsverträge im westlichen Vordau; neue Erfolge der „Enden“ und der „Karlsruhe“; österr.-ungarische Truppen rücken in Gernowitz ein. — 23. Kämpfe bei Dinanden und Rile, bei Bugulow und Jwangorod. — 24. Der Vleratal von starken deutschen Kräften überschritten. — 25. Das italienische Kriegsschiff „Dandolo“ erlischt vor Salona. — 26. Deutsche Luftschiffe werfen Bomben auf Warschau, ein deutsches Flugzeug auf Dover. — 27. Russische Vorstöße bei Warschau abgewiesen. — 28. Beginn des strategischen Rückzugs der deutschen und österr.-ungarischen Truppen in Russisch-Polen vor überlegenen feindlichen Truppenmassen; der erste Zepplin über Paris; der englische Überdrebnacht „Audacious“ (27 000 Tonnen) an der irischen Küste untergegangen. — 29. Zusammenstoß russischer und türkischer Kriegsschiffe im Schwarzen Meer. — 30. Die „Enden“ versenkt bei Vido-Pinang den russischen Kreuzer „Schernichow“ und einen der russischen Torpedobootzerstörer; Bannschiffe von deutschen Truppen genommen. — 31. Zandoorde, Schloß Hollebede, Barnbeck und Vailh erobert; Sieg der österr.-ungarischen Truppen bei Turfa; der türkische Kreuzer „Sultan Jawis Selim“, früher „Göben“, beschließt mit Erfolg Sewastopol; den Vorkämpfern Ruhlands, Frankreichs und Englands werden in Konstantinopel die Pässe zugestellt.

November.

1. In Belgien wird das Küstengebiet durch Öffnen der Kanalschleusen überflutet; das deutsche Kreuzergeschwader („Scharnhorst“, „Gneisenau“, „Roon“, „Leipzig“ und „Dresden“) vernichtet an der hilenischen Küste die englischen Kreuzer „Monmouth“ und „Good Hope“; der englische Kreuzer „Barnes“ im Kanal durch ein deutsches Unterseeboot versenkt; in deutschen Lagern befinden sich 433 247 Gefangene; Wellings geschl. — 2. Österr.-ungarische Truppen dringen in Serbien (Matschwa) ein. — 3. Deutsche Kreuzer beschließen Barnmouth; das englische Unterseeboot „D 5“ läuft auf eine Mine. — 4. Der deutsche Kreuzer „Yora“ läuft im Jabelusen auf eine Spermine und sinkt; schwere englische Niederlage bei Tanga (Scharika). — 5. England annektiert Ypern; die Engländer in Deutschland werden zur Wehrereignung für englische Flotten interniert. — 6. Deutsche Erfolge bei La Basse und St.-Mihel; schwere Niederlage der serbischen Schumabivision. — 7. Tinnin nach belienmäßigem Widerstand gefallen; russische Kavallerie bei Solo geschlagen; Bieme le Chateau in den westlichen Argonnen geschl. — 8. Starke russische Kräfte am Wghstyer See zurückgeschlagen; Niederlage der Russen im Rautalus. — 9. Scharnhorst bei Kamin; türkischer Vorstoß gegen den Suezkanal; Untergang der „Enden“ bei den Rakosinseln nach heftigem Kampf mit dem stärksten englischen Kreuzer „Enden“; die „Roonberg“ im Russisch-Polnisch geschl.; österr.-ungarischer Sieg bei Krupanj gegen die Serben. — 10. Dinanden geschl.; ebenso Saint Eloi; schwere französische Verluste vor Bieme le Chateau; Bregenns zum zweiten Male eingeschlossen. — 11. Feindlicher Vorstoß von Neuport aus bei Lombardzode abgewiesen; russische Kavallerie bei Rasil geschlagen; im Kanal das englische „Blazer“ durch deutsches Unterseeboot zum Sinken gebracht. — 12. Der Suezkanal erlischt den heftigen Krieg; in Österreich-Ungarn zählt man gegen 94 000 Gefangene; türkischer Sieg bei Aspril. — 13. Russische Schiffe bei Stallupönen und Wlodek; empfindliche französische Verluste bei Renita in Maratla. — 14. Im Argonnenwald wird ein wichtiger französischer Stützpunkt genommen. — 15. Neue Siege der österr.-ungarischen Truppen in Serbien bei Kamenica, Vassens und Öhrenowatz; erfolgreiche Ausfälle aus Bregenns; Abwehr russischer Vorstöße bei Stallupönen und Soldau; russische Niederlage bei Ploz (5000 Gefangene) und vor Ruto (23 000 Gefangene); Lord Roberts gest. — 16. Englische Schlappen bei Ras am Persischen Meerbusen; Abwehr französischer Vorstöße bei Verdun und Eren; der Zivilgouverneur von Marasam gefangen; österr.-ungarische Schiffe bei Aspril. — 17. Fortschritte im Argonnenwald; Zusammenbruch eines französischen Vorstoßes bei St.-Mihel; Schloß Chailion gestürzt; Beginn der Schlacht bei Lodz; Abwehr russischer Kavallerie bei Wirballen; österr.-ungarische Truppen überschreiten die Kolubara in Serbien; türkische Erfolge in Kasstan in der Richtung auf Batum. — 18. Französischer Vorstoß bei Seroon (weilliche Argonnen) abgeschlagen; deutscher Flottenangriff gegen Vbau; Erfolge der österr.-ungarischen Truppen in Russisch-Polen; Generalquartiermeister v. Boigts-Moh gest. — 19. Französischer Angriff bei Combrs südlich von Verdun abgeschlagen; schwere russische Verluste beim Angriff auf Bregenns; Seegericht bei Sewastopol; weitere türkische Erfolge an der russischen Grenze. — 20. Fortschritt der Operation in Russisch-Polen bei Lodz und Tschentochau. — 21. Deutsche Verbände durchbrechen mit 12 000 Gefangenen bei Bregenns die russische Umklammerung; zwei englische Flieger bombardieren erfolglos die Luftschiffwerft in Friedrichshafen. — 22. Türkische Erfolge am Suezkanal. — 23. Untergang des „U 18“ an der Nordküste Schottlands; Beschießung von Jeebränge durch englische Kriegsschiffe. — 24. Neue Enthüllungen über die englisch-belgischen Geheimabmachungen; russische Schlappen in den Karpaten. — 25. Abwehr russischer Vorstöße bei Lowitz und Tschentochau; 29 000 Russen durch österr.-ungarische Truppen gefangen; das englische Unterseeboot „Vulcan“ in die Luft geschoßen. — 26. Bei Bregenns 40 000 Russen gefangen mit 70 Kanonen und 156 Maschinengewehren; erste russische Fortschritte in Serbien. — 27. „U 21“ versenkt im Kanal zwei englische Dampfer; Erzengel Hindenburg Generalfeldmarschall. — 28. Deutsche Erfolge im Argonnenwald, nördlich von Apremont und in den Vogesen; neue Kämpfe bei Lowitz; Erklärung von Sild in Serbien. — 29. Abwehr feindlicher Angriffe bei Ypern, Lens und Lodz; russische Niederlage bei Somoma in den Karpaten, serbische am Vlahu. — 30. Deutsche Erfolge bei Darfshen und südlich der Weichsel; österr.-ungarische Truppen erklären den wichtigen Suoborjatt in Serbien. — 31. Reiche Kriegsbeute in Nordpolen.

Dezember.

1. Im Argonnenwald bei La Gruze ein sehr wichtiger Schützengraben durch das württembergische Infanterieregiment Nr. 120 gestürzt; Dewet gest. — 2. Einnahme von Belgrad; 80 000 ungewundete Russen aus der Zeit vom 11. November bis 1. Dezember festgehalten; Zusammenkunft Kaiser Wilhelms mit Erzherzog Friedrich und Generalstabschef Konrad v. Höbenburg; der Reichstag bewilligt weitere fünf Milliarden Kriegskredit. — 3. Abwehr feindlicher Angriffe in Flandern, bei Vliedrich und südlich der malachischen Seemplatte; türkischer Sieg am Jdortofluß. — 4. Rüst Wilm mit der Fällung der Geschosse der deutschen Volkshaft in Rom betraut; deutsche Fortschritte bei La Basse und im Argonnenwald. — 5. Die italienische Kammer beschließt mit 419 gegen 49 Stimmen Beibehalten der Neutralität. — 6. Durchgreifender Erfolg bei Lodz und südwestlich von Petrikau; Stützpunkt bei Malancourt genommen. — 7. Die Russen bei Dobroce und Wliscia zurückgedrängt. — 8. Französische Vorstöße bei Souain, Bregenns, Bauguais und Ranc abgewiesen; die deutschen Kreuzer „Schernichow“, „Gneisenau“, „Leipzig“ und „Roonberg“ in den Füllanstalten durch weit überlegenes englisches Geschwader zum Sinken gebracht. — 9. Generaloberst v. Moltke als Generalstabschef durch den Kriegsminister Generalleutnant v. Falkenhayn ersetzt; in Westgalizien 10 000 Russen gefangen. — 10. Erzherzog Friedrich zum Feldmarschall ernannt; Fortschritte in Flandern. — 11. Fortschritte bei Ypern, Arras und in den Argonnen. — 12. Schwere Kämpfe bei St.-Eloi; französischer Vorstoß bei Püzen abgewiesen; in Nordpolen 11 000 Russen gefangen; russische Niederlage bei Eimanawa und in den Karpaten (9000 Gefangene); Neufonder, Grynbow und Dulla zurückgewonnen. — 13. Französische Vorstöße bei Ypern, Suippes, Orne, Apremont und Püzen abgewiesen; Steinbach zurückerobert. — 14. Aus Westgalizien 31 000, aus Nordpolen 3000 russische Gefangene gemeldet; Fortschritte von Jaslo bis Petrikau; Belgrad wieder geräumt; feindlicher Vorstoß über Neuport abgewiesen; das türkische Kriegsschiff „Mellusibel“ gesunken. — 15. Deutscher Flottenangriff auf die englische Diktüre; in Galizien Bochnia und Jostkam zurückgewonnen; französische Vorstöße bei Neuport, Jillebede, La Basse und Soissons abgewiesen; großer Sieg in Russisch-Polen; englische Schlappen bei Gariz, südlich von Viderbücht. — 17. 2000 Franzosen an der Sonme und in den Argonnen gefangen; die Russen zwischen Rosno und Jassizun gemornt; Petrikau und Bregenns von österr.-ungarischen Truppen erübrnt. — 18. Feindliche Angriffe bei Lens, Albert, Ronon und Villafallen abgewiesen. — 19. Feindlicher Vorstoß bei La Basse abgewiesen; russische Vortruppen im Latorczagebiet zurückgeworfen. — 20. Französische Vorstöße bei Neuport, Souain-Malliges und nordwestlich von Verdun abgewiesen; deutsche Erfolge bei Wilschburg, Notre Dame de Vorette und Le Hour de Basse. — 21. Feindliche Vorstöße bei Hellubert, Givendy, Albert, Compiègne, Souain, Verthes und Verdun zurückgewiesen; deutsche Erfolge in den Argonnen, an der Mura und Maudo; französisches Großkommando in der Otrantoftrage erfolgreich durch das österr.-ungarische Unterseeboot „XII“ torpediert; das französische Unterseeboot „Curie“ vor Pola vernichtet. — 22. Deutscher Erfolg bei Richebourg; feindliche Vorstöße bei Lombardzode, Wilschburg, Sillen, Souain und Verthes blutig abgewiesen. — 23. Maudo zurückerobert; türkischer Sieg bei Eski und So. — 24. Deutsche Erfolge bei Hellubert und Chin; die österr.-ungarische Seegerüstung mehr 40 000 gefangene Russen aus der Zeit vom 11. bis 20. Dezember. — 25. Erfolgreicher Vorstoß englischer Schiffe und Flieger gegen Auzharen; feindliche Angriffe bei Neuport, Vihons, Trac-le-Pal, in den Vogesen und bei Löhen abgewiesen; der Ijster Paß in den Karpaten zurückerobert. — 26. Feindliche Vorstöße bei La Basse, im Westflossgrund, bei Verdun, im Oberelloß und bei Jronow; am Dancow und an der Wila blutig abgewiesen. — 27. Deutsche Erfolge bei Menchou und im Bols Brak. — 28. Deutsche Fortschritte in den Argonnen und bei Rano. — 29. Als deutsche Beute in Polen seit 11. November werden 136 600 Gefangene, über 100 Geschütze und über 300 Maschinengewehre gemeldet.





GESETZLICH GESCHÜTZT